

**Knaur®**

*Thriller*

**Dean R. Koontz**

**Nackte Angst**



Von Dean R. Koontz ebenfalls im Knaur-Programm:

»... alias Mike Tucker/Mike Tucker und der Maya-Fries/  
Mike Tucker auf Tauchstation« (Band 1699)  
»Unter Beschattung« (Band 1775)  
»Flüstern in der Nacht« (Band 1781)

Scanned by Doc Gonzo

Diese digitale  
Version ist  
FREEWARE  
und nicht für den  
Verkauf bestimmt



Vollständige Taschenbuchausgabe 1989

© 1989 Droemersche Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf., München  
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-  
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung  
in elektronischen Systemen.

Titel der Originalausgabe »The Face of Fear«

Copyright © 1977 by Brian Coffey

Umschlaggestaltung Manfred Waller

Umschlagfoto Mall Photodesign

Satz MPM, Reitmehring

Druck und Bindung Ebner Ulm

Printed in Germany 5 4 3 2 1

ISBN 3-426-01779-2

# Dean R. Koontz: Nackte Angst

Roman

Aus dem Amerikanischen von Marcel Bieger

**Knaur®**

*Für*  
*Barbara Norville*

# ERSTER TEIL

FREITAG

00.01 Uhr bis 20.00 Uhr

Er erwartete eigentlich keine Schwierigkeiten, aber er war auf alles vorbereitet, als er seinen Wagen gegenüber dem dreigeschossigen Sandsteingebäude parkte. Beim Aussteigen hörte er in einer Seitenstraße die Sirene aufheulen.

Sie sind hinter mir her, dachte er. Irgendwie haben sie herausgefunden, daß ich derjenige bin.

Er lächelte und stieg wieder ein. So einfach würde er sich nicht ergeben und sich Handschellen anlegen lassen. Das war nicht sein Stil.

Frank Bollinger ließ sich nicht leicht schrecken. Er konnte sich nicht erinnern, jemals Angst gehabt zu haben. Dafür wußte er viel zu gut, wie man sich schützte. Mit dreizehn hatte er schon eine Größe von einsachtzig erreicht, und er war immer noch weiter gewachsen, bis er einen Meter und dreiundneunzig maß. Bollinger hatte einen Stiernacken, breite Schultern und den Bizeps eines Bodybuilders. Mit seinen siebenunddreißig Jahren war er immer noch in ausgezeichneter Verfassung, unterschied sich rein äußerlich in nichts von der Zeit, als er siebenundzwanzig oder siebzehn gewesen war. Dabei hatte er nie Sport getrieben.

Er hatte weder die Zeit gehabt noch jemals Lust verspürt, sich mit endlosen Kniebeugen, Liegestützen oder ähnlichen Übungen abzuplagen. Sein mächtiger Körper und die schweren Muskelpakete waren ein Geschenk der Natur, waren ihm einfach vererbt worden. Trotz seines guten Appetits und obwohl er sich noch nie irgendeiner Diätkur unterzogen hatte, waren ihm die Fettwülste an Hüften und Bauch erspart geblieben, gegen die so viele Männer in seinem Alter anzukämpfen hatten. Sein Arzt hatte es ihm so erklärt: Da er ständig unter extremer nervlicher Anspannung stand und sich weigerte, die Mittel einzunehmen, die seinen Zustand hätten unter Kontrolle bringen können, würde er vermutlich nicht alt werden und an Hypertonie sterben. Stress, innere Unruhe und nervliche Anspannung seien allerdings auch die Faktoren, die ihn kein Fett ansetzen ließen. Er sei aufgezogen wie ein Uhrwerk, und sein innerer Motor beschleunige auf immer höhere Touren, wodurch alles Fett gleich wieder verbrannt würde, ganz gleich, wieviel er zu sich nähme — soweit sein Arzt.

Bollinger konnte dieser Diagnose allerdings nur zur Hälfte zustimmen. Nervosität: nein. Anspannung: ja. Er war noch nie nervös gewesen. Dieser Begriff existierte für ihn einfach nicht. Aber er stand permanent unter Hochspannung. Es drängte ihn nach Spannung, und er bemühte sich, sie aufzubauen, denn er hielt sie für einen Überlebensfaktor. Er war immer wachsam, immer bereit, immer unter explosiver Anspannung. War bereit für jede nur denkbare Lage. Aus diesem Grund gab es auch nichts, vor dem er sich fürchtete: Nichts auf der ganzen Welt konnte ihn überrumpeln.

Als die Sirene lauter wurde, warf Bollinger einen Blick in den Rückspiegel. Einen Häuserblock entfernt pulsierte rotes Licht in der Nacht.

Er zog die 38er aus dem Schulterhalfter, legte eine Hand auf den Türgriff und wartete auf den geeigneten Moment, die Tür aufzustoßen.

Der Streifenwagen kam immer näher. . und brauste vorüber. Zwei Straßen weiter bog er ab.

Sie waren ihm also nicht auf den Fersen.

Bollinger war ein wenig enttäuscht.

Er steckte die Waffe wieder ein und konzentrierte sich auf die Straße. Sechs Laternen — zwei an jedem Ende des Häuserblocks und zwei in der Mitte — tauchten das Pflaster, die Fahrzeuge und die Häuser in ein unwirklich violett-weißes Licht. An der Straße ragten drei- und viergeschossige Gebäude auf, teilweise aus Sandstein und teilweise aus Ziegeln erbaut. Die meisten machten einen gepflegten Eindruck.

Niemand war hinter den erleuchteten Fenstern zu erkennen. Sehr gut, dachte Bollinger, denn er wollte nicht gesehen werden. Ein paar Bäume rangen an den Rändern der Bürgersteige ums Überleben; verkrüppelte Platanen, Ahornbäume und Birken — das einzige, mit dem New York City außerhalb seiner Parks noch aufwarten konnte. Die Stämme waren verstümmelt und reckten ihre skelettartigen Äste wie verkohlte Knochen in den Mitternachthimmel. Ein leichter, aber frostiger Januarwind wehte Papierfetzen durch die Rinnsteine. Wenn der Wind auffrischte, klapperten die Äste, als würde man mit Stöcken an einem Gatterzaun entlangstreichen. Die geparkten Wagen wirkten wie Tiere, die sich vor der Kälte verkrochen. Die Fahrzeuge waren allesamt leer. Auch auf den Bürgersteigen war niemand zu sehen.

Bollinger stieg aus einem Wagen, überquerte rasch die Straße und stieg die wenigen Stufen zum Eingang eines Apartmenthauses hinauf.

Das hell erleuchtete Foyer machte einen blitzsauberen

Eindruck. In dem frisch polierten Mosaik auf dem Fußboden — eine Girlande aus verblühenden Rosen auf einem beigefarbenen Untergrund — schien nicht ein Steinchen zu fehlen. Die Tür zum Treppenhaus war verschlossen. In den beiden oberen Etagen des zweistöckigen Hauses lagen drei, im Parterre zwei Apartments. Die Wohnung >Part. A< gehörte Mr. und Mrs. Harold Nagly, den Hausbesitzern, die sich zu ihrem alljährlichen Erholungsurlaub in Miami Beach befanden. Das kleinere Apartment im hinteren Teil bewohnte Edna Mowry. Bollinger vermutete, daß Edna in diesem Moment einen Mitternachtsimbiss zu sich nahm oder sich einen Martini mixte, um sich von der langen Nachtarbeit zu erholen.

Er war gekommen, um Edna einen Besuch abzustatten. Er wußte, daß sie um diese Zeit zu Hause war. Sechs Nächte hatte er sie nun schon beobachtet und dabei herausgefunden, daß sie nach einem strengen Zeitplan lebte; für seinen Geschmack etwas zu strenge Regeln für eine so junge und attraktive Frau. Sie kehrte stets gegen Mitternacht von ihrer Arbeit zurück; nur selten wurde es fünf Minuten später. Hübsche kleine Edna, dachte er. Du hast so wunderbar lange Beine.

Bollinger lächelte.

Er drückte die Klingel der Wohnung von Mr. und Mrs. Yardley im zweiten Stock.

Eine Männerstimme ertönte blechern aus dem kleinen Lautsprecher über den Briefkästen. »Wer ist denn da?« »Ist das die Wohnung der Hutchinsons?« fragte Bollinger, obwohl er genau wußte, mit wem er verbunden war. »Da haben Sie den falschen Knopf gedrückt, Mister. Die Hutchinsons wohnen im ersten Stock. Ihr Briefkasten befindet sich direkt neben dem unseren.«

»Entschuldigung«, sagte Bollinger, als Yardley die Verbindung abbrach.

Er klingelte bei den Hutchinsons.

Die Hutchinsons erwarteten offensichtlich Besuch und waren weniger vorsichtig als die Yardleys. Bollinger wurde die Tür aufgedrückt, und niemand fragte, wer er sei und was er wolle.

Im Treppenhaus war es angenehm warm. Auf halbem Weg durch den braun gefliesten Korridor mit ockerfarbenen Wänden stand eine Marmorbank, über der ein Spiegel aus facettiertem Glas hing. Beide Apartmenttüren (aus dunklem Holz und mit Messingbeschlägen) befanden sich auf der rechten Seite.

Bollinger blieb vor der zweiten Tür stehen und spreizte die Finger. Dann holte er die Brieftasche aus der Jacke und zog ein Messer aus dem Mantel. Als er den Knopf am Heft drückte, klappte durch Federdruck die Klinge auf. Sie war schmal, über zwanzig Zentimeter lang und so scharf wie ein Rasiermesser.

Die glänzende Klinge hypnotisierte Bollinger, und vor seinem geistigen Auge tauchten grelle Bilder auf. Er liebte die Poesie von William Blake, hielt sich sogar für seelenverwandt mit dem großen Dichter. Es überraschte ihn daher nicht, daß ihm in eben diesem Moment ein paar Zeilen aus Blakes Werk einfielen, die wie Blut in den Rinnen eines Autopsietisches durch seinen Verstand strömten.

*Dann spürten die Bewohner dieser Städte,  
Wie ihre Nerven sich verwandelten in Mark  
Und es begannen die Knochen zu splittern  
Unter rasenden Qualen,  
Unter Schüssen, Stoßen und Mahlen  
An allen Gestaden;  
Bis, der Erschöpfung nah,  
Die Sinne sich ins Innere  
flüchteten vor den Netzen des Gifts.*

Ich sauge ihnen das Mark aus den Knochen, dachte er, so wahr ich Bollinger bin. Ich sorge dafür, daß die Bewohner *dieser* Stadt sich nachts hinter ihren Türen verbergen. Nur bin ich nicht das Gift, sondern die Heilung. Ich bin die Heilung für alles, was in dieser Welt schlecht ist.

Er drückte auf die Klingel. Einen Augenblick später hörte er sie hinter der Tür. Er läutete ein zweites Mal. »Wer ist da?« fragte sie. Sie hatte eine angenehme, fast melodische Stimme, in der jetzt jedoch ein leichter Unterton von Furcht mitschwang.

»Miß Mowry?« erkundigte er sich.

»Ja.«

»Polizei.«

Keine Antwort.

»Miß Mowry? Sind Sie noch da?«

»Was gibt's denn?«

»Es hat an Ihrer Arbeitsstelle Ärger gegeben.«

»Ich mache nie Ärger.«

»Das habe ich ja auch nicht gesagt. Der Ärger betrifft Sie nicht, zumindest nicht direkt. Aber vielleicht haben Sie etwas gesehen oder sonstwie bemerkt. Vielleicht waren Sie sogar Augenzeuge.«

»Bei oder von was?«

»Das läßt sich leider nicht mit ein, zwei Sätzen erklären.«

»Ich kann keine Augenzeugin gewesen sein, ich nicht, denn ich trage bei der Arbeit Ohrenschützer und Augenklappen.«

»Miß Mowry«, beharrte Bollinger streng, »wenn Sie sich nicht mit mir unterhalten wollen, habe ich keine andere Wahl, als Sie gerichtlich vorführen zu lassen, um von Ihnen die gewünschten Antworten zu erhalten.«

»Woher soll ich wissen, ob Sie wirklich von der Polizei sind?«

»New York«, stöhnte Bollinger in gespielter Entrüstung.  
»In dieser Stadt verdächtigt doch wirklich jeder jeden.«  
»Dazu besteht auch einiger Anlaß.«

Er seufzte. »Vielleicht haben Sie recht. Hören Sie, Miß Mowry, haben Sie eine Kette an der Tür?«  
»Selbstverständlich.«

»Selbstverständlich. Nun, dann lassen Sie doch einfach die Kette vor, und öffnen Sie die Tür. Ich zeige Ihnen dann durch den Spalt meinen Dienstausweis.«

Zögernd zog sie den Riegel zurück. Durch die Kette ließ sich die Tür nur wenige Zentimeter weit öffnen. Er hielt seine aufgeklappte Brieftasche an den Spalt. »Detective Bollinger«, erklärte er. Das Messer preßte er mit der Linken gegen seinen Mantel und hielt die Spitze zu Boden gerichtet.

Sie spähte durch den Spalt. Ein paar Sekunden lang studierte sie das Abzeichen, das in der Brieftasche angepinnt war, und beäugte dann noch intensiver den Lichtbildausweis, der neben dem Abzeichen steckte.

Als sie wieder aufblickte und ihn ansah, bemerkte er, daß ihre Augen nicht, wie er gedacht hatte, blau waren — er hatte sie nur auf der Bühne erlebt und dabei im schummrigen Zuschauerraum gesessen —, sondern daß sie eine tiefgrüne Tönung aufwiesen. Es waren die wunderbarsten Augen, die er je bei einer Frau gesehen hatte. »Zufrieden?« fragte er.

Das dicke schwarze Haar war ihr über eines der Augen gerutscht. Sie schob die Strähne rasch aus dem Gesicht. Ihre Finger waren lang und wirkten wie modelliert. Die Fingernägel waren blutrot angemalt. Wenn sie auf der Bühne stand und ins grelle Scheinwerferlicht getaucht wurde, wirkten ihre Fingernägel schwarz. »Was ist das denn für ein Ärger, von dem Sie gesprochen haben?« wollte sie nun wissen.

»Ich muß Ihnen eine ganze Reihe von Fragen stellen, Miß Mowry. Wir sollten uns vielleicht nicht die nächsten zwanzig Minuten durch einen Türspalt unterhalten, oder?«

Sie runzelte die Stirn. »Nein, vermutlich nicht. Warten Sie bitte eine Minute, damit ich mir etwas überziehen kann.«

»Ich kann warten. Geduld ist der Schlüssel zur Zufriedenheit.«

Sie sah ihn neugierig an.

»Mohammed«, erläuterte er.

»Ein Bulle, der Mohammed zitiert?«

»Warum nicht?«

»Sind Sie... gehören Sie dieser Religionsgemeinschaft an?«

»Nein.« Er schmunzelte darüber, wie vorsichtig sie sich ausgedrückt hatte. »Es ist nur so, daß ich über einen kleinen Zitatenschatz verfüge, mit dem ich hoffentlich im geeigneten Augenblick die Menschen schockiere, die glauben, Polizisten hätten grundsätzlich einen IQ von unter Zimmertemperatur.«

Sie zuckte zusammen. »Tut mir leid, Verzeihung.« Dann lächelte sie. Er hatte sie in all den Wochen, seit sie ihm aufgefallen war, noch nie lachen gesehen. Sie stand jeden Abend im Scheinwerferlicht, bewegte sich zur Musik, streifte in festgelegter Reihenfolge die Kleidungsstücke ab, streichelte und preßte ihre Brüste und betrachtete dabei das Publikum mit kalten Augen und der starren Miene einer Schlange. Ihr Lächeln jetzt war überwältigend. »Dann ziehen Sie sich etwas über, Miß Mowry.« Sie schloß die Tür.

Bollinger behielt die Haustür im Auge und hoffte, niemand würde kommen, solange er hier deutlich sichtbar stand.

Er steckte die Brieftasche wieder ein.

Das Messer ließ er in der Linken.

Nach kaum einer Minute kehrte sie zurück, löste die Kette, öffnete die Tür und sagte: »Treten Sie ein.«

Er machte einen Schritt an ihr vorbei in die Wohnung. Sie schloß hinter ihm die Tür und verriegelte sie wieder. Sie wandte sich zu ihm um und sagte: »Also, was hat es nun mit diesem Ärger . . .«

Mit einer für einen so massigen Mann sehr raschen Bewegung schleuderte er sie gegen die Tür, nahm blitzschnell das Messer in die Rechte und drückte der Frau die Spitze an die Kehle.

Ihre grünen Augen waren weit aufgerissen. Ihr stockte der Atem, und sie konnte nicht einmal schreien.

»Keinen Laut«, sagte Bollinger bestimmt. »Wenn du auch nur den Versuch machen solltest, um Hilfe zu rufen, stöße ich dir dieses Fleischmesser in den Hals, bis es am Nacken wieder rauskommt! Hast du mich verstanden?«

Sie starre ihn nur an.

»Ob du mich verstanden hast!«

»Ja«, krächzte sie.

»Willst du nun vernünftig sein?«

Sie antwortete nicht. Ihr Blick wanderte von seinen Augen über seine feste Nase, die vollen Lippen und das energische Kinn bis hinab zu der Faust, die den Messergriff umklammerte.

»Wenn du dich störrisch gibst, schlachte ich dich gleich hier an der Tür ab. Ich nagele dich an die verdammte Tür.«

Er atmete tief und schwer.

Sie bebte am ganzen Leib.

Bollinger grinste.

»Was wollen Sie?«

»Nicht viel. Nein, eigentlich wirklich nicht viel. Nur ein wenig Zuwendung und Hingabe.«

Sie schloß die Augen. »Sind Sie ... sind Sie *er*?« Ein kaum sichtbarer Blutfaden rann von der nadelfeinen Messerspitze und erreichte schließlich den Kragen ihres hellroten Morgenmantels. Bollinger betrachtete das Rinnsal wie ein Wissenschaftler eine seltene Bakterie unter dem Mikroskop. Gebannt starre er auf ihren Hals. »Er?« fragte er. »Wer ist *er*? Ich habe keine Ahnung, von wem du sprichst.«

»Sie wissen es genau«, sagte sie zitternd.

»Ich fürchte, ich weiß es nicht.«

»Sind Sie *er*?« Sie biß sich auf die Unterlippe. »Sind Sie derjenige... der all die anderen Frauen aufgeschlitzt hat?«

Er wandte leicht unmutig den Blick von ihrer Kehle und sah ihr ins Gesicht. »Aha, jetzt versteh ich«, sagte er. »Jetzt weiß ich, wen du meinst. Diesen Burschen, den man den Schlächter nennt. Du denkst, ich sei der Schlächter.«

»Sind Sie der Schlächter?«

»Ich lese alles über ihn in den *Daily News*. Er schlitzt den Frauen die Kehlen auf, nicht war? Von einem Ohr zum anderen, oder?« Es begeisterte ihn außerordentlich, sie auf diese Weise zu quälen. »Manchmal schneidet er den Frauen auch die Bäuche auf und weidet sie aus, nicht wahr? Bitte berichtige mich, wenn ich mich irren sollte. Aber das macht er nur manchmal, oder . . . oder macht er das regelmäßig?«

Sie senkte den Blick und schwieg.

»Wenn ich mich recht entsinne, habe ich in den *News* gelesen, daß er einem Opfer auch noch die Ohren abgeschnitten hat. Als die Polizei die Frau gefunden hat, lagen ihre Ohren hübsch ordentlich auf dem Nachttisch neben ihrem Bett.«

Ihr Zittern verstärkte sich.

»Arme kleine Edna. Du glaubst, ich sei der Schlächter. Kein Wunder, daß du solche Angst hast.« Er tätschelte ihre Schulter und strich ihr über das lange schwarze Haar, als wollte er ein Schoßhündchen beruhigen. »Aber ich hätte auch mächtige Angst, wenn ich jetzt an deiner Stelle wäre. Gott sei Dank bin ich das ja nicht, oder? Und ich bin nicht der Bursche, den man den Schlächter nennt. Du kannst dich also wieder beruhigen.«

Sie öffnete die Augen und betrachtete ihn prüfend, um herauszufinden, ob er die Wahrheit sprach oder nicht. »Für was für einen Kerl hältst du mich denn, Kleines?« fragte er und tat so, als hätte ihn ihr Verdacht tief beleidigt. »Ich will dir doch nichts zuleide tun, aber ich kenne kein Erbarmen, wenn ich zur Tat schreiten muß. Ich bereite dir einige Unannehmlichkeiten, wenn du dich nicht kooperativ verhältst. Aber wenn du brav und fügsam bist, wenn du lieb zu mir bist, werde ich dich belohnen und auch lieb zu dir sein. Ich werde dich sehr glücklich machen und verlasse dich in dem Zustand, in dem ich dich angetroffen habe. Makellos und unbeschädigt. Du bist nämlich makellos. Eine richtige Schönheit. Und dein Atem riecht nach Erdbeeren. Ist das nicht hübsch? Können wir beide uns einen besseren Anfang wünschen? Es ist wie eine Art Begleitmusik, daß dein Atem nach Erdbeeren duftet. Hast du gerade Erdbeeren gegessen, als ich an die Tür geklopft habe?«

»Sie sind wahnsinnig«, kam es leise von ihr.

»Na, na, Edna, wir wollen uns doch nicht störrisch geben. Wenn wir kooperieren, wird alles wunderbar. Also, hast du gerade Erdbeeren gegessen?«

Tränen rollten aus ihren Augenwinkeln.

Er drückte die Messerspitze etwas fester an ihre Kehle. Sie wimmerte.

»Nun?« fragte er streng.

»Wein.«

»Wie war das?«

»Es war Wein.«

»Erdbeerwein?«

»Ja.«

»Ist davon noch etwas übrig?«

»Ja.«

»Dann würde ich gern davon probieren.«

»Ich hole Ihnen die Flasche.«

»Die hole ich mir lieber selbst«, erklärte er. »Doch zuvor will ich dich ins Schlafzimmer bringen und dort ans Bett fesseln. — Na, na, davor braucht man doch keine Angst zu haben. Wenn ich dich nicht festbinde, würdest du früher oder später auf dumme, unartige Gedanken kommen und zu fliehen versuchen. Und wenn du das versuchen solltest, müßte ich dich leider töten. Du bist doch ein großes und vernünftiges Mädchen und verstehst sicher, daß ich dich nur zu deinem eigenen Besten fessele, damit ich dir nichts antun muß, nicht wahr?«

Er küßte ihre kalten Lippen, hielt dabei aber immer noch die Messerspitze an ihren Hals.

»Bitte nicht«, flehte sie leise.

»Na, das war aber nicht nett von dir, Edna. Nun beruhige dich doch und hab Vergnügen daran.« Er löste den Gürtel. Der Morgenrock öffnete sich. Darunter war sie nackt. Er drückte sanft ihre Brüste. »Wenn du schön brav mitmachst, wird dir nichts geschehen. Und ich garantiere dir, daß du Dinge erleben wirst, die du dir nie hättest träumen lassen. Auf jeden Fall wirst du viel Spaß haben. Ich werde dich nicht töten, es sei denn, du zwingst mich dazu. Ich bin nicht der Schlächter, Edna. Ich... ich bin nichts weiter als ein ganz gewöhnlicher Freizeitvergewaltiger.«

## 2

Graham Harris spürte, daß es Ärger geben würde. Er rutschte in seinem Sessel herum, konnte aber keine bequemere Position finden. Er warf einen Blick auf die drei Fernsehkameras und kam sich plötzlich so vor, als wäre er von intelligenten, feindseligen Robotern umzingelt. Einen Moment später hätte er beinahe über diese bizarre Vorstellung gelacht. Die Nervenanspannung rief ein leichtes Schwindelgefühl in ihm hervor.

»Nervös?« erkundigte sich Anthony Prine.  
»Ein bißchen.«

»Dazu besteht wirklich kein Anlaß.«

»Sicher nicht, solange die Werbespots laufen, aber . . .«

»Und auch nicht dann, wenn wir wieder auf Sendung sind«, sagte Prine. »Sie haben sich bislang recht gut gehalten.« Obwohl Prine genauso Amerikaner war wie Harris, wirkte er wie ein britischer Bilderbuch-Gentleman: etwas blasiert, leicht ermüdet, doch in Wahrheit nur gelangweilt, völlig entspannt und voller Selbstvertrauen. Prine saß in einem leichten Ledersessel mit hoher Lehne, das Pendant zu dem Möbel, in dem Harris sich eben noch so unbehaglich gefühlt hatte. »Sie sind ein hochinteressanter Gast, Mr. Harris.«

»Vielen Dank. Ich kann das Kompliment nur zurückgeben. Allerdings versteh ich nicht, wie Sie das durchstehen . . . fünf Nächte in der Woche Live-Sendungen im Fernsehen...«

»Gerade der Umstand, daß live übertragen wird, macht die Sache so anregend und spannend«, antwortete Prine.

»Wenn man live gesendet wird, riskiert man alles. Sogar,

sich selbst zum Narren zu machen. Das hält die Säfte in Gang. Deswegen zögere ich ja auch, die Show an andere Stationen zu verkaufen oder sie landesweit ausstrahlen zu lassen. Dann müßte ich die Sendung nämlich aufzeichnen lassen, damit die Cutter sie von zwei Stunden oder mehr auf neunzig Minuten kürzen können. Und dann wäre es wirklich nicht mehr dasselbe.« Der Programmdirektor, ein massiger Mann in einem weißen Sweater und einer kleinkarierten Bundfaltenhose, rief: »Noch zwanzig Sekunden, Tony.«

»Entspannen Sie sich«, sagte Prine zu Harris, »in fünfzehn Minuten haben Sie alles hinter sich.« Harris nickte. Prine war ein sehr zuvorkommender und freundlicher Mann. . . dennoch konnte Harris das Gefühl nicht abschütteln, daß der Abend noch eine böse Überraschung für ihn bereithielt, die ihn in sehr kurzer Zeit erwarten würde.

Anthony Prine war der Talkmaster von *Manhattan um Mitternacht*, einer zwanglosen, zweistündigen Talkshow, die von einem lokalen New Yorker Sender ausgestrahlt wurde. Die Sendung bot die gleiche Art von Unterhaltung wie andere Talkshows auch: Filmstars, die Werbung für ihren neuesten Film machten, Schriftsteller, die ihre neuen Bücher vorstellten, Popstars, die für ihre letzten Alben kräftig auf die Werbepauke schlügen, oder Politiker, die für ihren Wahlfeldzug Publicity brauchten (natürlich unter der Vorgabe, daß sie erstmals in dieser Sendung ankündigten, sich nach langem inneren Ringen zur Kandidatur entschlossen zu haben; das bewahrte sie davor, unter das Sendezeitabkommen der Parteien zu fallen), und so weiter und so fort — doch Prines Show präsentierte darüber hinaus auch etliche Gedankenleser, Hellseher, UFO-Gläubige und ähnliche >Experten< (vor denen sich die meisten anderen Sender drückten). Prine selbst gehörte zu

denen, die an solche Phänomene glaubten. Außerdem war er ein wirkliches As unter den Talkmastern. Es hieß sogar, daß ABC ihn für eine landesweite Show haben wollte. Prine war nicht ganz so schlagfertig wie der Altmeister Johnny Carson, aber auch nicht so heimelig gemütlich wie Mike Douglas. Doch niemand stellte so prägnante und bohrende Fragen wie Anthony Prine. Er war gelassen und leitete seine Show mit sicherer Hand. Und solange alles bestens lief, machte er nicht selten den Eindruck eines Nikolaus nach einer Abmagerungskur: schneeweißes Haar, ein freundliches, rundes Gesicht und fröhliche blaue Augen. Niemand hätte ihm in solchen Momenten zugetraut, auch nur ein böses Wort über die Lippen zu bringen. Dennoch gab es Momente — nicht öfter als einmal pro Show, manchmal auch nur einmal in der Woche —, in denen er einen Gast unerbittlich an den Pranger stellte. Entweder entlarvte er ihn als Lügner, oder er brachte ihn mit einer Serie von hinterhältigen, gleichwohl pointierten Fragen in Verlegenheit, machte ihn vor dem Publikum unmöglich oder demütigte ihn. Ein solcher Angriff währte nie länger als drei oder vier Minuten, doch er erfolgte ebenso erbarmungslos wie völlig unvermittelt. *Manhattan um Mittemacht* besaß ein großes und treues Publikum, das vor allem wegen dieser Überraschungsattacken einschaltete, die von allen als Höhepunkt der Prine-Show angesehen wurden. Wenn er jeden Gast einer solchen Behandlung ausgesetzt hätte, wäre die Show sicher rasch langweilig geworden. Aber seine Unberechenbarkeit machte ihn so faszinierend wie eine Kobra. Die Millionen New Yorker, die ihre Freizeit am liebsten vor dem Fernseher verbrachten, genossen offensichtlich diese Art von Gewalt aus zweiter Hand mehr als jede andere Art von Unterhaltung. Sie sahen gern brutale Krimiserien, in denen Menschen zusammengeschlagen, ausge-

raubt oder ermordet wurden; und sie freuten sich auf die unerwarteten Momente, in denen Prine mit Worten wie Keulen auf einen Gast eindrosch.

Prine hatte vor fünfundzwanzig Jahren als Nachtclub-Entertainer angefangen, Witze erzählt, ein paar Tricks vorgeführt und Stars parodiert. Er gehörte zu den Leuten, die es von ganz unten bis an die Spitze geschafft hatten. Der Programmdirektor gab Prine ein Zeichen. Auf einer Kamera leuchtete ein rotes Licht auf.

Der Talkmaster wandte sich an sein unsichtbares Publikum: »Ich habe gerade Mr. Graham Harris zu Gast. Er kommt aus Manhattan und bezeichnet sich als . . . Hellseher <. Habe ich das richtig wiedergegeben, Mr. Harris?« »So ungefähr«, antwortete Harris, »obwohl es so, wie Sie es sagen, einen religiösen Beigeschmack hat. Und damit hat meine Begabung absolut nichts zu tun. Ich schreibe meine Wahrnehmungen keineswegs Gott zu . . . und auch keiner anderen übernatürlichen Macht.«

»Wie Sie früher schon sagten, sind Sie davon überzeugt, daß Ihre Gabe des Hellsehens von einer Kopfverletzung herrührt, die Sie infolge eines schweren Unfalls erlitten haben. Seit damals haben Sie Visionen. Falls das nun Gottes Fügung sein sollte, sind Seine Wege noch unergründlicher, als wir uns das bisher vorgestellt haben.«

»Richtig.« Harris lächelte.

»Nun denn, jeder, der hin und wieder einmal einen Blick in die Zeitung wirft, weiß, daß Sie von der Polizei gebeten wurden, einen Hinweis auf den Mann zu geben, der allgemein als der Schlächter bekannt geworden ist. Dann gab es da aber noch einen anderen Fall, den Mord an den Havelock-Schwestern aus Boston, bei dessen Aufklärung Sie mitgeholfen haben. Eine recht interessante Geschichte. Erzählen Sie uns doch bitte davon.«

Harris rutschte wieder auf seinem Sessel herum. Er spür-

te immer noch nahendes Unheil, aber er bekam einfach keine Vorstellung, worum es sich dabei handeln würde und wie er ihm entgegentreten könnte. »Also, die Havelock-Schwestern . . .«

Die neunzehnjährige Paula Havelock hatte zusammen mit ihrer Schwester Paige ein hübsches kleines Apartment nahe der Universität in Boston bewohnt. Paula war noch mitten in ihrem Studium gewesen, während Paige sich auf ihren Magisterabschluß in Soziologie vorbereitet hatte. Am 2. November des vergangenen Jahres fuhr Michael Shute vor dem Haus der beiden vor, um Paige zum Essen abzuholen. Er hatte sich am Abend zuvor telefonisch mit ihr verabredet. Michael und Paige waren seit einiger Zeit zusammen, und er besaß einen Schlüssel zu ihrer Wohnung. Nachdem er geläutet hatte, ohne daß ihm jemand öffnete, beschloß er, in die Wohnung zu gehen und dort auf die Schwestern zu warten. Im Apartment mußte er allerdings feststellen, daß die beiden Mädchen im Haus waren. Paula und Paige waren in der Nacht von einem oder mehreren Männern überfallen worden. Die Nachthemden der Mädchen waren zerrissen, und ihre sonstigen Kleider lagen auf dem Boden verstreut. Man hatte die Frauen mit einer Schnur gebunden und dann mehrfach vergewaltigt, bevor man sie in ihr Wohnzimmer gezerrt und dort erschossen hatte.

Weil es der Polizei nicht gelungen war, auch nur eine einzige brauchbare Spur zu finden, setzten die Eltern der toten Mädchen sich am 10. November mit Graham Harris in Verbindung und baten ihn um seine Hilfe. Er traf zwei Tage später in Boston ein. Obwohl die Polizei sich ihm gegenüber sehr skeptisch verhielt — einige Beamte waren ihm gegenüber sogar ausgesprochen feindselig eingestellt —, wollte man andererseits nicht die Havelocks verärgern, die in der Stadt über einigen politischen Einfluß

verfügten. Man führte Harris in das versiegelte Apartment und gestattete ihm, sich am Tatort umzusehen. Doch er empfing nichts: weder irgendeine Ausstrahlung noch übersinnliche Visionen. Nur ein Frösteln stellte sich bei ihm ein, das ihm über den Rücken kroch und sich im Magen einnistete. Später wurde ihm unter den mißtrauischen Blicken eines Ermittlungsbeamten gestattet, das Kopfkissen in die Hand zu nehmen, mit dem der Mörder die Schußgeräusche gedämpft hatte; danach durfte er auch die Nachthemden und die Kleider berühren, die bei den Leichen gefunden worden waren. Während er über den blutverschmierten Stoff strich, erwachte mit einem Schlag sein paranormales Talent zum Leben. Sein Geist wurde von Visionen überschwemmt.

Prine unterbrach seinen Gast: »Einen Moment, bitte. Ich meine, Sie sollten uns das etwas näher erklären. Sie sagen also, die simple Berührung von blutverschmierten Nachthemden hätte in Ihnen hellseherische Visionen hervorgerufen?«

»Nicht direkt. Ich habe die Visionen nicht hervorgebracht, sondern sie *freigelassen*. Die Nachthemden waren so eine Art von Schlüssel, der das Schloß zum Teil meines Gehirns öffnete, in dem sich meine besondere Begabung befindet. Diese besondere Eigenschaft weisen nahezu alle Mordwaffen und auch die Kleidungsstücke auf, die das Opfer im letzten Moment getragen hat.«

»Wie ist das Ihrer Ansicht nach zu erklären?«

»Ich habe noch keine Erklärung dafür gefunden«, antwortete Harris.

»Aber Sie haben sich doch sicher schon darüber Gedanken gemacht, oder?«

»Ich denke pausenlos darüber nach. Aber ich bin nie zu einer halbwegs plausiblen Antwort gekommen.«

Obwohl Prines Stimme nicht den leisesten Hinweis auf

Feindseligkeit enthielt, war Harris überzeugt, daß sein Gegenüber nur auf den geeigneten Moment wartete, einen seiner gefürchteten Angriffe zu starten. Für einen Augenblick glaubte Harris, dies sei das Unheil, das er schon seit einiger Zeit kommen sah. Dann begriff er mittels seines sechsten Sinnes rasch, daß das Unheil über jemand anderen hereinbrechen würde; über jemanden, der sich außerhalb des Senders befand.

»Als Sie das Nachthemd berührten«, fragte Prine weiter, »haben Sie da den oder die Mörder deutlich vor sich gesehen, so als stünden sie Ihnen gegenüber? Oder wie war das?«

»Nicht ganz. Ich sah den ganzen scheußlichen Vorgang, allerdings vor meinem geistigen Auge.«

»Wie darf ich das verstehen? Sind Ihre Visionen Tagträumen vergleichbar?«

»In gewisser Weise. Sie sind plastisch und voller Farben und Geräusche.«

»Haben Sie denn den Mörder der beiden Frauen in dieser Vision gesehen?«

»Ja, ziemlich deutlich.«

»Ist Ihnen auch sein Name bekannt geworden?«

»Nein, natürlich nicht«, antwortete Harris. »Doch ich konnte der Polizei eine sehr deutliche Beschreibung von ihm geben. Der Mörder war ein Mann Anfang Dreißig, fast einen Meter achtzig groß und von kräftiger Gestalt. Er hatte eine beginnende Glatze, blaue Augen, eine schmale Nase und ansonsten scharf geschnittene Züge. Und auf seinem Kinn war ein kleines Muttermal in Form einer Erdbeere . . Wie sich später herausstellte, war das die exakte Beschreibung des dortigen Hausmeisters.«

»Und Sie hatten ihn nie zuvor gesehen?«

»Nein. Zum ersten Mal trat er mir in dieser Vision vor Augen.«

»Und Sie hatten auch nie zuvor eine Fotografie von ihm gesehen?«

»Nein.«

»Gehörte er zum Kreis der Verdächtigen, bevor Sie der Polizei seine Beschreibung gaben?«

»Ja, anfangs. Doch der Mord ereignete sich in den Morgenstunden seines freien Tages. Er erklärte, er sei noch am Vorabend zu seiner Schwester gefahren und hätte dort die Nacht verbracht — also Stunden vor dem Doppelmord. Seine Schwester bestätigte diese Angaben. Da sie über achtzig Meilen entfernt wohnte, schien der Hausmeister damit über ein hieb- und stichfestes Alibi zu verfügen.«

»Dann hat seine Schwester also gelogen, oder?«

»Ja.«

»Wie haben Sie ihr das nachweisen können?«

Während Harris noch die Kleidungsstücke der Ermordeten betastete, spürte er, daß der Mörder zwei Stunden nach der Tat zu seiner Schwester gefahren war — und nicht schon am Abend, wie er und sie behaupteten. Harris nahm auch wahr, daß die Tatwaffe — eine 32er Smith & Wesson Terrier — im Hause der Schwester in der untersten Schublade eines Geschirrschranks versteckt worden war.

Harris fuhr mit einem Polizisten aus Boston und zwei Beamten der Staatspolizei zum Haus der Schwester. Sie erschienen dort unangemeldet und erklärten, neue Indizien seien aufgetaucht, über die sie sie befragen müßten. Kaum war Harris im Haus, da fragte er die Frau, die sich von ihrer Überraschung noch nicht erholt hatte, warum sie erklärt habe, ihr Bruder sei am Abend des ersten November hier eingetroffen, obwohl er doch erst am nächsten Morgen angekommen sei. Bevor sie ihm antworten und auch nur ihre Gedanken ordnen konnte, fragte er

gleich weiter, warum sie die Tatwaffe in der untersten Schublade ihres Geschirrschrankes aufbewahre. Von seinem Wissen überwältigt, gab die Frau kurz darauf allen Widerstand auf und gestand die Wahrheit.

»Unfaßbar«, sagte Prine. »Und Sie haben das Innere dieses Hauses vor Ihrer Vision nie gesehen?«

»Ich habe es vorher nicht einmal von außen gesehen.«

»Warum hat die Frau aber ihren Bruder gedeckt? Sie mußte doch über seine furchtbare Tat Bescheid wissen!«

»Keine Ahnung. Ich kann Dinge sehen, die geschehen sind; seltener sogar Ereignisse, die sich in naher Zukunft abspielen — auch an Orten, die ich nicht kenne. Aber ich kann keine Gedanken lesen. Die Motive der Menschen bleiben mir genauso verborgen wie allen anderen auch.«

Der Programmdirektor gab Prine ein Zeichen. Noch fünf Minuten bis zum nächsten Werbeblock.

Prine beugte sich etwas zu Harris vor und fragte: »Wer hat sich an Sie gewandt, um den Mann zu fangen, den man den Schlächter nennt? Etwa die Eltern von einer der ermordeten Frauen?«

»Nein. Einer der Ermittlungsbeamten hat offenbar nicht so große Vorbehalte gegen meine Fähigkeiten wie der Großteil seiner Kollegen. Dieser Mann glaubt sogar, daß ich das vermag, was ich von mir behaupte. Zumindest will er mir eine Chance geben.«

»Und nun haben Sie die neun Tatorte untersucht?«

»Ich habe erst fünf gesehen.«

»Und die Kleider der Opfer?«

»Ja, einige.«

Prine glitt bis an den Rand seines Sessels und beugte sich in verschwörerischer Manier zu Harris vor. »Was können Sie uns denn über den Schlächter sagen?«

»Nicht viel«, antwortete Harris und runzelte die Stirn, weil es ihn sehr beschäftigte, daß er in diesem Fall noch

nicht weitergekommen war. Der Schlächter bereitete ihm mehr Kopfzerbrechen, als er das von früheren Ermittlungen gewohnt war. »Nun, er ist ein sehr großer und kräftiger Mann, sieht gut aus und ist noch relativ jung. Er ist sehr von sich überzeugt und ...«

»Wieviel bezahlt man Ihnen dafür?«

Diese Frage brachte Harris aus der Fassung. »Wie bitte? Wofür bezahlt man mich?«

»Daß Sie der Polizei helfen.«

»Niemand bezahlt mich dafür.«

»Dann sind Sie wohl so eine Art Wohltäter, wie? Jemand, der den Menschen Gutes tun will?«

»Ich helfe, weil ich helfen muß. Ein innerer Zwang drängt mich dazu...«

»Wieviel haben die Havelocks Ihnen gezahlt?«

Harris begriff, daß Prine sich nicht in verschwörerischer Absicht zu ihm vorgebeugt hatte, sondern eher mit einem hungrigen Raubtier vergleichbar war, das im Begriff war, sich auf seine Beute zu stürzen. Seine Vorahnung hatte ihn nicht getrogen: dieser Mistkerl hatte ihn zu seinem nächtlichen Schlachtopfer erkoren. Aber warum gerade mich, fragte sich Harris.

»Mr. Harris?«

Er hatte für einen Moment die Kameras (wie überhaupt das ganze Studio) vergessen, und nun wurden sie ihm auf unangenehme Weise wieder bewußt. »Die Havelocks haben mir keinen Cent gezahlt.«

»Sind Sie da ganz sicher?«

»Natürlich bin ich mir da ganz sicher!«

»Aber manchmal nehmen Sie ein Honorar für Ihre Dienste an, nicht wahr?«

»Nein, nie, ich verdiene meinen Unterhalt mit...«

»Vor sechzehn Monaten wurde irgendwo im Mittelwesten ein Junge brutal ermordet. Wir lassen den Namen des Or-

tes, in dem dies geschah, hier aus, um der Familie unerwünschte Publicity zu ersparen. Die Mutter des Jungen bat Sie um Hilfe bei der Suche nach dem Mörder. Ich habe gestern mit ihr gesprochen. Sie erklärte, sie habe Ihnen etwas mehr als tausend Dollar bezahlt, und dann ist es Ihnen nicht gelungen, den Mörder zu entdecken.« Was um alles in der Welt will er mir da anhängen? fragte sich Harris. Prine bereitet sich doch immer gut auf seine Gäste vor und müßte daher wissen, daß ich keinesfalls arm zu nennen bin; daß ich es kaum nötig habe, kreuz und quer durchs Land zu reisen, um hier und da ein paar Dollar abzustauben. »Erstens habe ich der Frau sagen können, wer der Mörder war, und auch, wo man ausreichend Beweise finden könnte, um den Täter zu überführen. Doch dann haben sich sowohl die Polizei als auch die Mutter geweigert, meinen Hinweisen zu folgen.« »Und warum haben sie sich geweigert?«

»Weil der Mann, den ich als Mörder entdeckt hatte, der Sohn einer sehr wohlhabenden und einflußreichen Familie in jener Stadt ist. Er selbst ist ein angesehener Geistlicher. .. und er ist der Stiefvater des ermordeten Jungen.« Prines Gesichtsausdruck bewies, daß die Frau ihm davon nichts berichtet hatte. Dennoch gab er seinen Angriff nicht auf. Und das paßte eigentlich nicht zu ihm. Normalerweise fiel er nur dann über einen Gast her, wenn er sich wirklich sicher war, mit seinen Recherchen den Betreffenden ruinieren zu können. Prine war ein kalter Mann, der keinen Fehler zu machen pflegte. »Aber sie hat Ihnen doch tausend Dollar gezahlt, oder?«

»Das war für meine Unkosten. Für die Flugtickets, die Leihwagen, Unterkunft, Verpflegung und so weiter.« Der Talkmaster lächelte, als hätte sein Opfer jetzt endlich den Kopf in der Schlinge. »Sie lassen sich also immer die Unkosten erstatten?«

»Selbstverständlich. Man wird ja wohl kaum von mir erwarten dürfen, daß ich überall herumreise und die Unkosten aus der eigenen Tasche bestreite ...«

»Haben die Havelocks Ihnen etwas gezahlt?«

»Ja, meine Unkosten haben sie erstattet.«

»Aber haben Sie nicht vor einer Minute gesagt, die Havelocks hätten Ihnen keinen Cent gegeben?« Empört entgegnete Harris: »Sie haben mich nicht bezahlt. Sie haben mir nur meine Auslagen...«

»Mr. Harris, verzeihen Sie bitte, wenn ich Ihnen so vorkomme, als wollte ich Sie für etwas beschuldigen, das nicht auf Ihr Konto geht. Aber mir kommt es ein wenig eigenartig vor, wenn ein Mann mit Ihrem Ruf als Wundertäter nicht danach trachtet, aus der Leichtgläubigkeit der Zeitgenossen Zehntausende von Dollars zu schlagen. Natürlich gehört dazu eine gute Portion Skrupellosigkeit, doch...«

»Hören Sie ...

»Wenn Sie an einem Fall arbeiten, könnte es da schon einmal vorkommen, daß Sie Ihre Spesen nach oben korrigieren?« bohrte Prine weiter.

Harris war wie betäubt. Erst nach einem Moment beugte er sich vor. »Das ist eine unverschämte Unterstellung!« Er bemerkte, daß Prine sich in dem Moment zurückgelehnt und die Beine übereinandergeschlagen hatte, als sein Gast vorgeprescht war. Ein geschickter Schachzug, die Harris' Reaktion als deutlich übertrieben erscheinen ließ. Er kam sich plötzlich so vor, als sei er an den Pranger gestellt. Prines Manöver ließ ihn wie einen Schuldigen erscheinen, der ertappt worden war und sich nun mit verzweifelten Mitteln zur Wehr zu setzen versuchte. »Sie wissen sehr gut, daß ich auf solches Geld nicht angewiesen bin. Ich bin zwar kein Millionär, aber einigermaßen wohlhabend. Mein Vater war ein erfolgreicher Ver-

leger. Er hat mir ein kleines Vermögen hinterlassen. Darüber hinaus betreibe ich selbst ein einigermaßen gutgehendes Geschäft.«

»Ich weiß, daß Sie zwei teure Zeitschriften über Bergsteigen herausgeben«, antwortete der Talkmaster ungerührt. »Allerdings haben beide eine recht bescheidene Auflage. Und was das Vermögen angeht, so ist mir davon nichts bekannt.«

Er lügt, dachte Harris. Er bereitet sich geradezu vorzüglich auf seine Gäste vor. Als ich ins Studio kam, wußte er über mich fast soviel wie ich selbst. Warum lügt er? Was verspricht er sich davon, wenn er mich hier öffentlich hinrichtet? Was um alles in der Welt geht hier eigentlich vor? *Die Frau hat grüne Augen, klare und wunderschöne Augen, doch jetzt sind sie von Panik erfüllt. Sie starrt hoch zu der Klin - ge, zu der blitzenden Klinge, und holt tief Luft, um einen Schrei auszustoßen, als das Messer in hohem Bogen zum Sturzflug an - setzt ...*

Die Bilder verschwanden so rasch wieder, wie sie gekommen waren. Harris wußte, daß es einigen Hellsehern — darunter den beiden berühmtesten, Peter Hurkos und dem Niederländer Gerard Croiset — möglich war, Visionen zu empfangen und zu interpretieren, während sie sich gleichzeitig äußerlich ungerührt mit jemandem unterhielten. Das war Graham Harris nur in Ausnahmefällen möglich. Normalerweise nahmen ihn Visionen gefangen, lenkten ihn mindestens von seiner Umgebung ab. Wenn er es mit einem Mordfall zu tun hatte, wurde er von den Bildern so überwältigt, daß er vorübergehend den Kontakt zur Wirklichkeit verlor. Die Visionen waren für ihn mehr als geistige Erlebnisse. Sie trafen ihn im Innersten. In dem Augenblick, in dem ihm die grünäugige Frau erschienen war, hatte er den Kontakt zum Studio weitgehend verloren. Kameras, Publikum, Techniker, Assisten-

ten und selbst Prine waren für ihn nicht mehr da. Harris zitterte.

»Mr. Harris?« erkundigte sich der Talkmaster.

Der Hellseher hob den Kopf.

»Ich habe Ihnen eine Frage gestellt«, beharrte Prine.

»Es tut mir leid. Ich habe sie nicht gehört.«

*Als das Blut in einer Fontäne aus ihrem Hals spritzt und ihr Schrei lautlos vergeht, zieht er die Klinge heraus, hebt sie rasch über den Kopf und stößt dann wieder zu, stößt wieder und wieder mit aller Kraft zu. Er sticht ihr in den Hals und hinab bis zwischen die Brüste. Er grinst nicht, er hat keine Falten auf der Stirn, und er atmet nicht schwer. Er ersticht sein Opfer planvoll und präzise, als wäre dies sein Beruf, als stünde er am Fließband. Er unterscheidet sich in seiner Konzentration in nichts von einem Computeroperator, von einem Gebrauchtwagenhändler oder von einem Handwerker. Er hat seine Arbeit zu erledigen, die darin besteht, zu stechen, zu schlitzen und Unmengen von Blut zu vergießen. . . Danach richtet er sich auf, sieht sich noch einmal um und geht dann nach Hause, um sich ins Bett zu legen und zufrieden einzuschlafen, weil er heute wieder seinen Beitrag geleistet hat. . .*

Harris zitterte unkontrolliert. Sein Gesicht war schweißbedeckt und klebrig; dabei kam er sich so vor, als würde er im Durchzug sitzen. Die Kraft seiner übersinnlichen Fähigkeiten erschreckte ihn. Seit dem Unfall vor einigen Jahren, bei dem er beinahe das Leben verloren hatte, war er in vielerlei Hinsicht vorsichtiger geworden, und eine Menge Dinge ängstigten ihn. Doch diese Visionen, diese unerklärlichen Visionen riefen *absolute* Angst in ihm hervor.

»Mr. Harris?« machte sich der Talkmaster wieder bemerkbar. »Ist mit Ihnen alles in Ordnung?«

Die zweite Hut von Bildern hatte nur drei oder vier Sekunden angedauert; auch wenn ihm der Zeitraum endlos

erschienen war. Während dieses Moments war er vom Studio und den Kameras losgelöst gewesen.

»Er schlägt wieder zu«, flüsterte Harris. »In eben dieser Minute...«

Prine runzelte die Stirn. »Wer? Wer tut was?«

»Er mordet.«

»Sie... Sie meinen den Schlächter?«

Harris nickte und leckte sich über die spröden Lippen. Er hatte einen unangenehmen metallischen Geschmack im Mund.

Der Talkmaster wirkte erregt. Er sah direkt in die laufende Kamera und rief: »Vergessen Sie nicht, New Yorker, in dieser Show haben Sie es zum ersten Mal live miterlebt!« Er wandte sich wieder Harris zu. »Wen bringt er gerade um?« Prine hatte sich nun in einen sensationslüsternen Voyeur verwandelt.

»Eine Frau. . . mit grünen Augen. . . und sehr attraktiv.«

»Wie heißt sie?«

Schweißtropfen rannen Harris seitlich in die Augen und brannten. Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. Erst allmählich kam ihm zu Bewußtsein, was für einen dämlichen Anblick er den Hunderttausenden Zuschauern in diesem Moment bieten mußte.

»Können Sie mir ihren Namen sagen?« drängte der Talkmaster.

*Edna... hübsches kleines Ding. . . arme, kleine Edna. . .*

»Edna«, antwortete Harris.

»Weiter, der Nachname!«

»Ich kann... Ich kann ihn nicht erkennen.«

»Versuchen Sie es. Sie müssen es versuchen!«

»Ich kann nicht. . . vielleicht Stripper . . .«

»Edna Stripper?«

»Ich weiß nicht. . . wohl kaum. . . vielleicht habe ich

da etwas durcheinandergeschafft . . . möglich, daß sie nur . . . nur Edna heißt. . .«

»Strengen Sie sich an«, forderte Prine. »Versuchen Sie es stärker. Können Sie denn nicht ein bißchen nachhelfen?«

»Ich habe keinen Einfluß darauf...«

»Wie lautet sein Name?«

»Daryl. . . nein, Dwight. . .«

»Dwight wie Dwight Eisenhower?«

»Ich weiß nicht, ob das sein Taufname ist... weiß nicht einmal, ob das der Vor- oder der Zuname ist... einige Menschen rufen ihn so ... Dwight... ja, so ruft man ihn, und darauf reagiert er.«

»Unglaublich!« entfuhr es Prine. Offensichtlich hatte er ganz vergessen, daß er eben noch dabeigewesen war, seinen Gast unmöglich zu machen. »Erkennen Sie noch einen anderen Namen?«

»Nein, aber ich spüre, daß die Polizei ihn kennt... irgendwie kennt sie ihn . . . sogar sehr gut. . .«

»Heißt das, er wird bereits verdächtigt, man ist ihm auf der Spur?«

Die Kameras schienen immer näher zu kommen. Harris wünschte, sie würden ihn in Ruhe lassen. Er wünschte, Prine wäre meilenweit fort. Er hätte nie in dieses Studio kommen dürfen. Am meisten aber wünschte er sich, die Visionen würden ihn in Ruhe lassen, würden in die Tiefe seines Unterbewußtseins zurückkehren, aus der sie sich durch den Unfall befreit hatten. »Weiß nicht«, stöhnte Harris. »Ich vermute, er gehört zum Kreis der Verdächtigen . . . Aber ganz gleich, wie es ist, die Polizei kennt ihn... Sie . . .« Er zuckte krampfhaft zusammen.

»Was ist?« wollte Prine wissen.

»Edna...«

»Ja, was ist mit Edna?«

»Sie ist jetzt tot.«

Harris fühlte sich so, als müßte er sich im nächsten Augenblick übergeben.

»Wo wurde sie ermordet?«

Harris sank schwer in seinen Sessel zurück und kämpfte mit aller Macht dagegen an, die Kontrolle über sich zu verlieren. Er fühlte sich an Ednas Stelle, spürte die Messerstiche in sich.

»Wo ist sie ermordet worden?«

»In ihrer Wohnung.«

»Wie lautet die Adresse?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wenn die Polizei noch rechtzeitig dort eintreffen könnte ...«

»Ich habe sie verloren«, sagte Harris. »Vorbei. Tut mir leid. Es ist alles vorbei.«

Ihm war kalt, er fühlte sich wie ausgebrannt.

### 3

Kurz nach zwei Uhr in der Frühe, nach einer Besprechung mit dem Programmdirektor, verließ Anthony Prine das Studio und lief den Gang hinunter bis zu seiner Garderobe, in der er auch übernachtete, wenn er nicht nach Hause konnte. Er marschierte direkt zur Bar, ließ zwei Eiswürfel in ein Glas fallen und griff nach der Bourbon-Flasche.

Paul Stevenson, sein Manager und Freund, hockte auf der Couch. Er trug stets teure, maßgeschneiderte Kleidung. Prine legte Wert auf geschmackvolle und gepflegte Konfektion, und er wußte es zu schätzen, wenn andere Männer darin Geschick bewiesen. Leider brachte es Stevenson regelmäßig fertig, sein äußeres Erscheinungsbild durch ein kleines, bizarres Detail vollkommen zu ruinieren. Heute abend trug er einen Seville-Row-Anzug — ein hochaktuelles graues Stück aus Kammgarn mit mitternachtsblauen nadelfeinen Streifen aus Thai-Seide —, ein maßgeschneidertes hellblaues Hemd, eine kastanienbraune Krawatte und schwarze Schuhe aus Alligatorleder. Seine rosafarbenen, grellen Socken, mit einem Muster aus grünen Uhren, paßten dazu wie Küchenschaben auf einer Hochzeitstorte.

Aus zwei Gründen war Stevenson der ideale Partner für Prine: Erstens war er reich, und zweitens machte er das, was man ihm sagte. Prine hatte großen Respekt vor dem Dollar. Und er war fest davon überzeugt, daß kein Zeitgenosse über die Erfahrung, die Intelligenz oder das Vermögen verfügte, ihm vorzuschreiben, was er zu tun oder zu lassen hatte.

»Sind irgendwelche Privatanrufe für mich gekommen?« fragte der Talkmaster.

»Keine Anrufe.«

»Bist du ganz sicher?«

»Natürlich.«

»Bist du die ganze Zeit hiergewesen?«

»Ich hab mir die Show im Fernsehen angesehen.«

»Ich erwarte dringend einen Anruf.«

»Tut mir leid. Es hat nicht geläutet.«

Prine verzog das Gesicht.

»Die Show war wieder einmalig«, sagte Stevenson.

»Ach was, nur die ersten dreißig Minuten waren brauchbar. Alle Gäste, die nach Harris kamen, wirkten schwach und platt im Verhältnis zu ihm. Sind irgendwelche Zuschaueranrufe gekommen?«

»Weit über hundert, und alle positiv bis begeistert. Glaubst du, er hat wirklich eine Vision von dem Mordgeschehen gehabt?«

»Du hast doch wohl mitbekommen, wie viele Details er geben konnte. Die Farbe der Augen des Opfers. Ihren Namen und so weiter. Also, mich hat er überzeugt.«

»Solange das Opfer nicht gefunden wurde, kannst du nicht beurteilen, ob diese Auskünfte der Wahrheit entsprechen.«

»Sie entsprechen der Wahrheit«, erklärte der Talkmaster entschieden. Er leerte sein Glas und schenkte sich erneut ein. Prine konnte eine Menge Whiskey vertragen, ohne betrunken zu werden. Auch beim Essen konnte er riesige Portionen zu sich nehmen, ohne deshalb Gewicht anzusetzen. Noch größer aber war sein Appetit auf Sex. Er stellte unablässig jungen Frauen nach, und wenn er einmal nicht landen konnte, mietete er sich zwei Callgirls gleichzeitig, denn ob er für den Sex bezahlen mußte oder nicht, war ihm im Grunde gleichgültig. Dabei war er kein

Mann in der Midlife-Crisis, der sich unbedingt selbst be- weisen mußte und sich noch einmal austoben wollte. Er brauchte Whiskey, viel Nahrung und Frauen wie Treib- stoff, um sich fit zu halten. Und er benötigte von alldem gewaltige Mengen. Zeit seines Lebens hatte er gegen die Langeweile angekämpft, gegen den Stumpfsinn, den die Welt, da sie so war, wie sie war, für ihn bereithielt. Er be- wegte sich jetzt wie ein Raubtier auf Beutesuche, trank da- bei seinen Bourbon und sagte: »Eine Frau mit grünen Au- gen namens Edna... Damit hat er hundertprozentig recht. Morgen wird uns dieser Name aus den Zeitungen entgegenspringen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Wenn du eine halbe Stunde lang neben ihm gesessen hät- test, Paul, würdest du nicht den geringsten Zweifel ha- ben.«

»Kam es dir denn nicht merkwürdig vor, daß er seine Vi- sion genau in dem Augenblick bekam, in dem du ihn schon so gut wie an die Wand genagelthattest?«

»Wieso an die Wand genagelt?«

»Nun, dafür . . . dafür, daß er Geld genommen hat. Da- für, daß er ...«

»Falls er jemals mehr erhalten haben sollte, als seine Un- kosten betragen haben, so fehlt mir dafür der geringste Beweis.«

Stevenson war so verblüfft, daß er erst nach einem Mo- ment fragen konnte: »Warum bist du dann überhaupt so gegen ihn vorgegangen?«

»Ich wollte ihn fertigmachen. Wollte ihn als Idioten bloß- stellen, der sich nicht mehr aus der Schlinge herauswin- den kann und nur noch dummes Zeug babbelt.« Sonder- barerweise lächelte der Talkmaster.

»Aber wenn du ihm nichts nachweisen konntest, wenn er sich also keines Vergehens schuldig gemacht hat?«

»Er hat auch seine Flecken auf der Weste.«  
»So? Was denn zum Beispiel?«  
»Das wirst du noch früh genug erfahren.«  
Stevenson seufzte. »Du genießt es, sie im Fernsehen bloß-zustellen, nicht wahr?«  
»Natürlich.«  
»Warum bereitet dir das nur solches Vergnügen?«  
»Warum sollte es mir kein Vergnügen bereiten?«  
»Befriedigst du damit vielleicht deine Machtgelüste?«  
»Überhaupt nicht«, antwortete Prine. »Mir gefällt es nur, sie als die Narren zu entblößen, die sie in Wahrheit sind. Die meisten Menschen sind Idioten und Narren. Politiker, Geistliche, Dichter, Philosophen, Geschäftsleute, Generäle und Admirale. Ich stelle die führenden Köpfe auf allen Gebieten bloß, führe sie nach und nach allesamt vor. Ich zeige damit den Massen, daß ihre Führer genauso de-bil sind wie der Durchschnittsbürger.« Er nahm einen größeren Schluck. Als er fortfuhr, klang seine Stimme hart:  
»Nicht auszuschließen, daß diese Narren sich eines Tages gegenseitig an die Gurgel fahren und die Welt endlich den wenigen überlassen, die sie zu würdigen wissen.«  
»Was sagst du da?«  
»Ich habe doch englisch gesprochen, oder?«  
»Du... du klingst so bitter.«  
»Dazu habe ich auch jedes Recht.«  
»Du hast ein Recht, dich zu beklagen? Nach deinem enormen Erfolg?«  
»Willst du nichts trinken, Paul?«  
»Nein, Tony, danke. Ich verstehe wirklich nicht. . .«  
»Ich denke, du solltest dir ein Glas genehmigen.«  
Stevenson wußte, wann von ihm erwartet wurde, ein neues Thema anzuschneiden. »Im Moment möchte ich wirklich nichts trinken.«  
»Hast du dich noch nie so richtig vollaufen lassen?«

»Nein, ich halte nicht viel von Alkohol.«

»Bist du schon einmal mit zwei Frauen gleichzeitig im Bett gewesen?«

»Was soll das denn nun schon wieder?«

»Du genießt das Leben nicht, Paul«, erklärte Prine. »Du bist nicht wild auf neue Erfahrungen, und deshalb machst du auch nie welche. Du gehst einfach nicht aus dir heraus, läßt niemals fünf gerade sein. Das ist aber dein einziger großer Fehler, Paul. .. wenn man einmal von deinen Socken absieht.«

Stevenson sah auf seine Füße. »Was stimmt denn mit meinen Socken nicht?«

Prine trat ans Fenster. Er starrte hinaus, doch er sah nicht die Lichter der Stadt. Er konzentrierte sich auf sein Spiegelbild in der Scheibe. Prine grinste. Er fühlte sich mehr als großartig, fühlte sich so gut wie in den vergangenen Wochen schon lange nicht mehr. Und das hatte er Harris zu verdanken. Der Hellseher hatte seinem Leben eine neue Qualität von Gefahr und Erregung beschert, hatte es mit neuem Sinn und Interesse gefüllt. Harris konnte es natürlich nicht ahnen, aber er war an diesem Abend zum wichtigsten Ziel in Prines Karriere geworden. Wir werden ihn zerstören, dachte der Talkmaster, wir vernichten ihn, machen ihn so kaputt, daß nichts mehr von ihm übrigbleibt. Er wandte sich an Stevenson: »Bist du dir wirklich sicher, daß das Telefon nicht geläutet hat? Ich warte wirklich dringend auf einen Anruf.«

»Nein, da war nichts.«

»Vielleicht bist du mal für ein oder zwei Minuten hinausgegangen?«

»Tony, für was für eine Art von Trottel hältst du mich eigentlich? Hab doch ein bißchen Vertrauen zu mir. Ich habe das Zimmer die ganze Zeit über nicht verlassen, und dein Privatanschluß hat keinen Pieps gemacht.«

Prine leerte das zweite Glas. Der Whiskey brannte leicht in seinem Rachen. Eine angenehme Wärme stieg in ihm auf. »Warum willst du nicht ein Gläschen mit mir trinken?«

Stevenson stand auf und streckte sich. »Nein, danke, aber ich denke, ich sollte jetzt gehen.«

Prine begab sich zur Hausbar.

»Du schüttest das Zeug ja nur so in dich hinein, Tony.«

»Ich feiere«, sagte Prine, während er sein Glas zum dritten Mal mit Eis und Bourbon füllte.

»Was hast du denn zu feiern?«

»Den Untergang eines weiteren Narren.«

## 4

Connie Davis wartete auf Graham Harris, als er in das Stadthaus heimkehrte, das sie beide in Greenwich Village bewohnten. Sie nahm ihm den Mantel ab und hängte ihn in die Garderobe.

Sie war eine anziehende Frau von vierunddreißig Jahren. Eine schlanke Brünette mit grauen Augen. Eine vornehme Nase. Ein sinnlicher Mund. Eine rundherum erregende Erscheinung.

Ihr gehörte ein gutgehendes, gemütliches kleines Antiquitätengeschäft in der Zehnten Straße. Im Geschäftsleben war sie genauso knallhart, wie sie hübsch war. Sie und Graham lebten nun seit achtzehn Monaten zusammen. Ihre Beziehung war die ehrlichste und romantischste, die sie beide in ihrem ganzen Leben erfahren hatten. Eigentlich war es mehr als bloß Romantik. Sie war nicht nur seine Geliebte, sondern auch seine Ärztin und Krankenschwester. Seit seinem Unfall vor fünf Jahren hatte er alles Selbstvertrauen verloren. Von Jahr zu Jahr schwand sein Respekt vor sich selbst. Sie fühlte sich verpflichtet, ihm zu helfen und ihn zu heilen. Sie war sich allerdings nicht sicher, ob er ihre Bemühungen zu würdigen wußte. Dennoch begriff sie diese Anstrengungen als die wichtigste Aufgabe ihres Lebens.

»Wo bist du gewesen?« fragte sie, kaum daß er ins Wohnzimmer gekommen war. »Es ist schon halb drei!«

»Ich mußte nachdenken, und da bin ich noch ein wenig spazierengegangen. Hast du die Show gesehen?«

»Darüber können wir später immer noch reden. Zuerst mußt du dich einmal aufwärmen.«

»Nichts lieber als das. Draußen sind es mindestens zwanzig Grad unter Null.«

»Jetzt gehst du schön in die Bibliothek und setzt dich in den Sessel. Ich habe Feuer im Kamin gemacht. Ich komme gleich nach und bringe dir einen Drink mit.«

»Möglicherweise Brandy?«

»Was wäre wohl in einer solchen Nacht angebrachter?«

»Du bist die fast perfekte Gespielin.«

»Fast?«

»Ich sehe es nicht gerne, wenn dir der Kamm schwilkt!«

»Ich bin viel zu vornehm, um dir auf eine solche Dreistigkeit die passende Antwort zu geben.«

Er lachte.

Sie machte nur »Pah!«, drehte sich auf dem Absatz herum und begab sich zur Hausbar am anderen Ende des Wohnzimmers.

Mit dem ihr eigenen weiblichen Instinkt wußte sie genau, daß er ihr noch einen Moment nachstarren würde, bevor er in die Bibliothek ging. Fein. Ganz, wie sie es wollte. Er sollte ihr nachstarren. Sie trug einen engen weißen Sweater und stramm sitzende Jeans, die nicht nur ihre schlanke Taille zur Geltung brachten, sondern auch ihr rundes Hinterteil betonten. Wenn er ihr nicht nachgestarrt hätte, wäre sie leicht verärgert gewesen. Nach dem, was er in dieser Nacht durchgemacht hatte, brauchte er jetzt mehr als ein warmes Plätzchen vor dem Kamin und einen Brandy. Er *brauchte* sie. Davon war sie felsenfest überzeugt. Zärtliche Berührungen. Küsse. Liebe. Und sie war gern bereit — nicht nur bereit, sondern geradezu wild darauf —, ihm diesen Gefallen zu tun.

Schön, es sah vielleicht so aus, als würde sie sich wieder kopfüber in die Mutterrolle stürzen. Doch es war mehr. Zugegeben, sie hatte die Tendenz, ihre Männer mit Mütterlichkeit zu überschwemmen, sie so sehr mit Zunei-

gung, Fürsorge und Verständnis zu bedrängen, daß ihre Partner sich bald wie in einem Gefängnis fühlten oder von ihr sozusagen entmündigt wurden. Doch ihre Beziehung zu Graham war etwas ganz anderes. Sie wollte es nicht nur, sie verlangte geradezu von Graham, daß er ihr genausoviel Verständnis entgegenbrachte, wie sie es ihm schenkte. Nach einigen mehr oder weniger gescheiterten Beziehungen war sie nun davon überzeugt, daß sie ein Recht darauf hatte, genausoviel zurückzuerhalten, wie sie gab. Und Graham hatte das gefälligst einzusehen. Er war der erste Mann, bei dem sie solche Ansprüche stellte. Sie wollte ihm im Bett Liebe geben, um ihn gesund zu machen, aber sie wollte von ihm gleichermaßen gepflegt werden. Sie hatte ihrer Überzeugung nach schon immer ein starkes und gesundes sexuelles Verlangen gehabt, doch Graham hatte dieses Bedürfnis durch eine neue Qualität verschönt und gekrönt.

Sie trug die zwei Gläser mit Remy Martin in die Bibliothek und setzte sich lächelnd neben ihn aufs Sofa (er hatte sich also nicht für den Sessel entschieden).

Nach einer Weile des Schweigens sagte er und starrte dabei immer noch ins Feuer: »Warum dieses Verhör? Was wollte er von mir?«

»Prine?«

»Wer sonst!«

»Du hast seine Show doch schon öfters gesehen und weißt, was für ein hinterhältiger Bursche er ist.«

»Aber in der Regel hat er handfeste Gründe dafür, einen Gast fertigzumachen. Und er bereitet sich sehr gründlich auf solche Attacken vor.«

»Nun, zumindest hast du ihm mit deinen Visionen vom zehnten Mord die Schau gestohlen.«

»Sie waren real«, sagte er leise.

»Ich weiß, daß es keine Hirngespinste waren.«

»Sie waren so lebendig... als wenn ich mich mit dem Mörder und dem Opfer in einem Raum befunden hätte.«

»War es schlimm? War es sehr blutrünstig?«

»Eine der schlimmsten Visionen. Ich habe ihn gesehen ... wie er ihr das Messer geradezu in den Hals rammte und die Klinge dann in der Wunde um dreihundertsechzig Grad drehte.« Er nahm rasch einen Schluck Brandy zu sich.

Connie beugte sich vor und küßte ihn auf Stirn und Wangen.

»Ich kann diesen Schlächter nicht sehen«, erklärte er besorgt. »Ich hatte noch nie solche Schwierigkeiten, das Bild von einem Mörder zu bekommen.«

»Aber du hast seinen Namen herausgefunden.«

»Vielleicht. . . Dwight... ich bin mir nicht einmal sicher, ob das sein richtiger Name ist.«

»Immerhin hast du der Polizei eine ganz passable Beschreibung von ihm gegeben.«

»Ach, das war doch so gut wie nichts . . . und mehr kriege ich über ihn einfach nicht heraus«, sagte er düster. »Wenn die Visionen kommen und ich ein Bild von diesem Mann, diesem Schlächter, zu erzwingen versuche, wenn ich mich voll auf ihn konzentriere, erhalte ich nicht mehr als diffuse Wogen von . . . vom Bösen. Das wahre Böse und nicht etwa ein krankes Hirn. Das vollkommene, überwältigende Böse . . . Ach, ich weiß auch nicht, wie ich es erklären soll. . . Ich weiß nur, daß es sich bei dem Schlächter nicht um einen besessenen, geistesgestörten Mörder handelt — zumindest nicht im klassischen Sinne. Er mordet nicht in einer Art von krankhaftem Blutrausch.«

»Jedenfalls hat er neun unschuldige Frauen brutal abgeschlachtet«, sagte Connie. »Eigentlich zehn, wenn man die von heute abend hinzurechnet, die noch nicht gefun-

den wurde. Manchmal schneidet er ihnen die Ohren und die Finger ab. Manchmal schlitzt er ihnen den Bauch auf und weidet sie regekecht aus. Und da willst du mir erzählen, er sei nicht geistesgestört?«

»Er ist kein Wahnsinniger. Keine unserer Definitionen von Wahnsinn trifft auf ihn zu. Darauf verwette ich meinen Kopf!«

»Vielleicht spürst du bei ihm keine Geistesgestörtheit, weil er sich selbst dessen gar nicht bewußt ist. Möglicherweise leidet er an einer Form von Amnesie ....«

»Nein, keine Amnesie. Und auch keine Schizophrenie. Er ist sich seiner Morde sehr, sehr bewußt. Ein Vergleich mit Dr. Jekyll und Mr. Hyde greift bei ihm nicht. Ich bin überzeugt, er würde jede psychologische Untersuchung bestehen, sogar als vollkommen normal und gesund daraus hervorgehen. Es fällt mir sehr schwer, es dir zu erklären — dir irgendwie einen Begriff davon zu geben. Ich habe nur das sehr starke Gefühl, daß er einer ganz neuen Gattung von Wahnsinn angehören muß, wenn er sich tatsächlich als Psychopath entpuppen sollte. Ein Mensch wie er ist etwas . . . etwas Neues, eine andere Art. . . Ich glaube . . . nein, ich weiß es . . . ich weiß, daß ihn kein Haß antreibt und daß er nicht sonderlich erregt ist, wenn er die Frauen zerstückelt. Er ist... er geht ganz kühl und methodisch vor.«

»Unvorstellbar — ich habe eine richtige Gänsehaut.«

»Du? Mir kommt es jetzt so vor, als hätte er direkt in meinem Kopf gesessen. Bei mir hört die Gänsehaut gar nicht mehr auf!«

Ein Kohlenstück im Kamin knackte und zerplatzte.

Sie nahm seine Hand. »Wir wollen nicht mehr über Prine und die Morde reden.«

»Wie sollte ich sie nach einer solchen Nacht vergessen können?«

»Du hast wunderbar ausgesehen, als du im Fernsehen warst«, sagte sie rasch bei dem Versuch, ihn abzulenken.  
»Ja, ganz wunderbar. Ganz wunderbar blaß, verschwitzt und stammelnd . . .«

»Nicht, als du die Visionen bekommen hast, Dummkopf. Ich meinte vielmehr die Zeit davor. Du bist fürs Fernsehen wie geschaffen. Aus dir könnte ein toller Filmstar werden. Ein männlicher Hauptdarsteller, dem alle Mädchenherzen zufliegen.«

Es stimmte, Graham Harris sah recht attraktiv aus. Dichtes rotblondes Haar. Blaue Augen mit vielen Lachfältchen in den Winkeln. Wettergegerbte Haut mit tiefen Linien von den vielen Jahren, die er im Gebirge verbracht hatte. Von Kopf bis Fuß einen Meter fünfundsiebzig; nicht direkt ein Riese, aber von schlanker und durchtrainierter Gestalt. Er zählte nun achtunddreißig Jahre, besaß aber immer noch einen Zug von knabenhafter Verwundbarkeit.

»Hauptdarsteller, was?« wiederholte er grinsend. »Vermutlich hast du gar nicht einmal so unrecht. Weißt du was, ich gebe die Zeitschriften und diese blutrünstige Hellseherei auf und melde mich schon morgen beim nächsten Filmstudio.«

»Der neue Robert Redford!«

»Robert Redford? Mir schwebte eher ein neuer Boris Karloff vor.«

»Hm, nein, doch eher Redford«, beharrte Connie.

»Wenn ich darüber nachdenke, dann war Karloff ein eleganter Gentleman, solange man ihn nicht geschminkt hatte. Vielleicht läge mir Wallace Beery eher.«

»Wenn du Wallace Beery sein willst, dann bin ich Marie Dressler.«

»Hallo, Marie.«

»Leidest du wirklich unter einem Minderwertigkeitskom-

plex, oder bildest du dir ein, es wäre so etwas wie ein charmantes Understatement?«

Er lächelte verschmitzt und nahm noch einen Schluck Brandy. »Erinnerst du dich noch an den alten Film *Tugboat Annie* mit Beery und der Dressler? Kannst du dir vorstellen, daß Annie jemals mit ihrem Mann ins Bett gegangen ist?«

»Natürlich!«

»Sie haben sich doch den ganzen Film über nur gestritten. Sobald er eine Chance dazu hatte, hat er Annie angelogen, und den Rest der Zeit hat er an der Flasche gehangen.«

»Aber auf ihre Weise haben die beiden sich geliebt«, entgegnete Connie. »Sie waren wie füreinander geschaffen und hätten niemand anderen heiraten können.«

»Ich frage mich, wie die Ehe wohl für sie gewesen ist. Er war so ein Schwächling und sie eine so starke Frau.«

»Du darfst nicht vergessen, daß er sich immer als ganzer Kerl entpuppte, sobald es hart auf hart kam. Am Ende des Films zum Beispiel, da zeigt er doch alles, was in ihm steckt.«

»Ein guter Kern steckt offensichtlich in jedem von uns, was?«

»Er hätte von Anfang an so entschlossen auftreten können, aber bis kurz vor Ende des Films besaß er einfach nicht genug Respekt vor sich selbst.«

Graham starrte ins Feuer. Er drehte mit beiden Händen unablässig den Cognac-Schwenker.

»Wie wäre es mit William Powell und Myrna Loy?« schlug sie vor.

»Die beiden aus den Mordsache-Dünner-Mann-Filmen?«

»Sowohl er als auch sie waren starke Persönlichkeiten«, erklärte sie. »Und diese beiden wollen wir auch sein. Wir sind die, die sie im Film waren, Nick und Nora Charles.«

»Mir hat immer ihr Hund am besten gefallen. Asta hieß das Tier. *Die* Rolle hat mir wirklich gut gefallen.«

»Was meinst du, wie es zwischen Nick und Nora im Bett war?« fragte Connie mit spitzbübischem Lächeln.

»Wahnsinnig leidenschaftlich.«

»Aber auch mit viel Spaß und noch mehr witzigen Bemerkungen.«

»Ja, mit 'ner Menge Bonmots.«

»Ganz genau so!« erklärte sie entschieden, nahm ihm den Schwenker aus der Hand und stellte ihn neben ihr Glas vor den Kamin. Sie küßte ihn neckisch und spielte mit ihrer Zunge an seinen Lippen. »Ich wette, wir sind besser als Nick und Nora.«

»Weiß nicht, ich stelle es mir ganz schön stressig vor, im Bett miteinander zu ringen und dabei auch noch witzig zu sein.«

Sie setzte sich auf seinen Schoß. Sie legte ihm die Arme um den Hals. Sie küßte ihn drängender und immer wilder. Sie lehnte sich erst ein Stück zurück, als seine Hand unter ihren Sweater kroch.

»Nora?«

»Ja, Nicky?«

»Wo ist Asta?«

»Ich habe sie zu Bett gebracht.«

»Du möchtest nicht, daß sie uns unterricht, nicht wahr?«

»Sie schläft schon fest.«

»Könnte bei dem armen kleinen Mädchen ein Trauma hervorrufen, wenn sie uns sehen könnte, wie wir... .«

»Ich habe dafür gesorgt, daß sie schläft.«

»Oho, und wie?«

»Habe ihr ein Schlafmittel ins Futter getan.«

»Was für ein gerissenes Frauchen.«

»Und dazu hat sie noch einen so hinreißenden Körper.«

»Ja, einen wahnsinnig hinreißenden Körper.«

»Tatsächlich?«

»Und wie!«

»Worauf wartest du dann noch? Warum läßt du dich nicht hinreißen?«

»Es ist mir ein Vergnügen, Madame.«

»Das will ich auch für dich hoffen, Bursche!«

# 5

Eine Stunde später schlief er fest. Connie lag allerdings noch wach. Sie betrachtete im schwachen Licht der Nachttischlampe seine Züge.

Seine Erfahrungen und seine Charakterzüge waren dort deutlich ausgeprägt. Seine Zähigkeit trat ebenso zutage wie seine Jungenhaftigkeit. Seine Freundlichkeit. Seine Intelligenz. Sein Humor. Seine Sensibilität. Er war ein grundanständiger, guter Mann. Doch in seinen Zügen war auch Angst, die Angst vorm Abstürzen und all den häßlichen Dingen, die dem tatsächlichen Absturz gefolgt waren.

Während seiner zwanziger und frühen dreißiger Jahre hatte Graham Harris zur Weltelite der Bergsteiger gezählt. Er hatte nur für den Direktaufstieg gelebt, seine Risiken und Triumphe. Nichts sonst konnte ihm eine ähnliche Befriedigung verschaffen. Seit seinem dreizehnten Lebensjahr war er aktiver Bergsteiger gewesen und hatte sich von Jahr zu Jahr höhere und schwierigere Berge zum Ziel gesetzt. Mit sechsundzwanzig organisierte er bereits Teams, die unter seiner Führung die schwierigsten Gipfel in Asien, Europa und Südamerika bezwangen. Mit dreißig leitete er eine Expedition, die über die Südroute den Mount Everest besteigen wollte. Er überquerte den Westhang und kehrte endlich über den Südsattel zurück. Im Alter von einunddreißig Jahren bezwang er die Eiger-Nordwand im Alpinstil; das heißt, er stieg die fast senkrechte Wand direkt und ohne Verwendung von fest angebrachten Seilen hinauf. Solche Leistungen, verbunden mit seinem guten Aussehen, seinem Witz und sei-

nem Ruf als Casanova (der allerdings gewaltig von seinen Bekannten und der Presse aufgebauscht wurde) machten ihn damals zur schillerndsten und populärsten Figur unter den internationalen Bergsteigern.

Vor fünf Jahren, als nur noch wenige waghalsige Ziele für ihn übriggeblieben waren, hatte er ein Team zusammengestellt, um die gefährlichste Felswand der ganzen Welt in Angriff zu nehmen: die Südwestflanke des Mount Everest; eine Route, die noch nie in direkter Linie bis zum Gipfel durchstiegen worden war. Nachdem er zwei Drittel des Aufstiegs hinter sich gebracht hatte, stürzte er ab. Er brach sich sechzehn Knochen und erlitt eine Reihe von inneren Verletzungen. In Nepal war er notdürftig versorgt worden, bevor man ihn, begleitet von einem Arzt und zwei guten Freunden, nach Europa geflogen hatte. Es bestand die Gefahr, daß er den Transport nicht überleben würde. Anstelle eines weiteren Triumphes, den er an seine Fahnen hätte heften können, folgten sieben Monate in einer Schweizer Privatklinik. Seine Heimsuchung war jedoch noch nicht vorüber, als er die Klinik verlassen durfte. Sein Schicksal hielt noch eine bleibende Warnung für ihn bereit: Graham hinkte.

Die Ärzte erklärten ihm, er könne als Freizeitvergnügen immer noch leichte Felsen und Steilhänge erklimmen. Nach ausreichendem Training würde es ihm wahrscheinlich sogar möglich sein, die Behinderung seines teilweise gelähmten rechten Beines auszugleichen und sich dann schwierigere Aufstiege vorzunehmen. Zwar nicht gerade die Eiger-Nordwand und auch den Mount Everest nicht, aber es gäbe ja noch Hunderte von kleineren Gipfeln, die zu erklimmen für ihn lohnend sein könnten. Zuerst war er davon überzeugt, nach Jahresfrist wieder auf dem Mount Everest zu sein. Dreimal bestieg er einen Berg, und jedesmal erfaßte ihn schon nach dreißig oder

vierzig Metern eine solche Panik, daß er die Unternehmung abbrechen mußte. Da er nun selbst die Idiotenhügel nicht mehr bezwang, erkannte er rasch, daß der Mount Everest und ähnliche Ziele ihn vermutlich in Todessangst versetzen würden.

Im Lauf der folgenden Jahre hatte diese Angst ein Eigenleben entwickelt und sich in ihm wie eine Geschwulst ausgebreitet. Seine Furcht vor dem Klettern erweiterte sich zu einer Angst vor dem ganzen Leben. Bald war er überzeugt, daß seine ererbten Papiere schlecht angelegt waren, und er fing an, die täglichen Börsenkurse mit einem so zwanghaften Interesse zu verfolgen, daß er seinen Makler fast in den Wahnsinn trieb. Er startete dann die drei Bergsteigermagazine, um sich zumindest ein wenig gegen den vermuteten Kursverfall der Papiere abzusichern. Sie erschienen in niedrigen Auflagen und waren einem exklusiven Publikum vorbehalten. Doch obwohl die Magazine sich gut einführten und recht einträglich waren, prophezeite Graham in regelmäßigen Abständen deren Eingehen. Bei jeder Erkältung, jedem Kopfschmerz und jeder Magenverstimmung wähnte er sich schon als unheilbar krebskrank. Dazu kamen seine hellseherischen Fähigkeiten, die ihm große Angst machten. Er befaßte sich nur deswegen mit ihnen, weil er ihnen nicht entkommen konnte. Manchmal überfiel ihn die Angst in den intimsten Momenten mit Connie, und dann ging gar nichts mehr.

In den letzten Wochen war er in tiefere Depressionen versunken als je zuvor, und einige Tage lang hatte er nicht einmal mehr die Kraft und den Willen, seinen Weg aus dieser Hölle zu suchen. Vor zwei Wochen war er Zeuge eines Straßenüberfalls geworden. Er hatte die Schreie des Opfers gehört und war weitergegangen. Vor fünf Jahren hätte er keine Sekunde gezögert, der Überfallenen zu Hil-

fe zu eilen. Als er nach Hause gekommen war, hatte er Connie von dem Vorfall erzählt und sich dann selbst verurteilt. Er hatte sich mit allerlei Schimpfwörtern belegt und es mit Connie zu einem Krach kommen lassen, als sie ihn in mütterlicher Manier verteidigte. Sie erkannte, daß er auf dem besten Wege war, sich selbst zu verabscheuen, und stellte sich vor, daß eine solche Haltung bei einem Mann wie Graham Harris unweigerlich in einer Form von Wahnsinn enden würde.

Bald plagten auch Connie Zweifel, und sie fragte sich, ob sie überhaupt qualifiziert war, einen gebrochenen Mann wieder aufzurichten. Mit ihrem starken Willen, ihrer Selbstgerechtigkeit und ihrem ausgeprägten Sinn für Selbständigkeit hatte sie bei ihren früheren Partnern mehr Schaden angerichtet als Gutes bewirkt, hatte sie vergrault, aber auch in erhebliche Aggressionen ihr gegenüber getrieben. Connie sah sich selbst durchaus nicht als kämpferische Emanze und schon gar nicht als männermordenden Blaustrumpf. Doch seit Anfang Zwanzig hatte sie sich allen Männern, die sie kennengelernt hatte, überlegen gefühlt, war sich selbstständiger, selbstsicherer und zäher als sie vorgekommen. Die früheren Liebhaber waren ihr in intellektueller wie emotionaler Hinsicht als schwächer erschienen. Und sie hatte aufgrund ihrer Erfahrungen den Eindruck gewonnen, daß Männer nur mit Frauen zurechtkamen, die ihnen unterlegen waren. Den Mann, mit dem sie vor Graham zusammengelebt hatte, hatte sie geradezu ruiniert mit ihrem Beharren auf ihrer Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung in jeglicher Beziehung. Sie hatte es verstanden, sein Bild von der Männerrolle zu zerstören, das er dringend für sein psychisches und emotionales Gleichgewicht zu benötigen schien.

Und dann hatte sie Graham kennengelernt, einen Mann,

dessen Ego bereits in Trümmern am Boden lag. Sie hatte sich vorgenommen, ihre dominierende Persönlichkeit gehörig zurückzunehmen; und das war ihr in einem Maße gelungen, wie sie es selbst nicht für möglich gehalten hätte. Die Anstrengung war es ihr jedoch wert, denn sie erkannte in ihm den Mann, der er vor seinem Unfall gewesen war. Sie wollte den Panzer der Angst durchstoßen, um darunter den alten Graham Harris zum Vorschein kommen zu lassen. Was er früher gewesen war, war der Mann, nach dem sie so lange gesucht hatte: ein Mann, der ihr ebenbürtig war und der sich von keiner starken Frau bedroht gefühlt hatte. Allerdings mußte sie sich in Geduld und Behutsamkeit üben, um den alten Graham ins Leben zurückzurufen, denn der jetzige Graham konnte allzuleicht zerbrechen.

Ein Windstoß ratterte an den Fensterläden. Sie zitterte, obwohl sie unter der Decke warm eingepackt lag.

Das Telefon läutete.

Erschrocken rollte sie sich fort von Graham.

Der Apparat gab keine Ruhe. Wie ein Waldgeist heulte er unheimlich und hallte von überall im Schlafzimmer wider.

Sie riß den Hörer von der Gabel, ehe Graham vom Läuten aufwachen konnte. »Hallo?« sagte sie leise.

»Ich möchte Mr. Harris sprechen.«

»Wer ist denn da?«

»Ira Preduski.«

»Tut mir leid, aber ich . . .«

»Detective Ira Preduski von der New Yorker Polizei.«

»Es ist erst vier Uhr in der Frühe«, wandte sie ein.

»Tut mir wirklich leid, ehrlich. Sollte ich Sie aufgeweckt haben, wäre mir das schrecklich peinlich. Aber verstehen Sie bitte, er sagte, wir sollten ihm sofort Bescheid geben,

wenn wir... wenn es eine wichtige neue Entwicklung beim Schlächter-Mordfall gäbe.«

»Einen Augenblick, bitte.« Sie warf einen Blick auf Graham. Er hatte die Augen geöffnet und beobachtete sie.

»Preduski«, erklärte sie ihm.

Er nahm den Hörer. »Hier spricht Harris.«

Eine Minute später, als das Gespräch beendet war, hängte sie für ihn ein. »Und? Haben sie das Opfer Nummer zehn gefunden?«

»Ja.«

»Und wie heißt sie?«

»Edna. Edna Mowry.«

## 6

Das Bettzeug war blutgetränkt. Auf dem Vorleger neben dem Bett zeigte sich ein dunkler Fleck, der an ein Bild aus dem Rorschach-Test erinnerte. Getrocknetes Blut formte ein neues Muster auf der Wand hinter dem Kopfende des Bettes.

Unter der Leitung des Gerichtsmediziners untersuchten drei Beamte von der Spurensicherung den Raum. Zwei von ihnen krochen auf Händen und Knien um das Bett herum. Der dritte suchte auf dem Nachtschränkchen nach Fingerabdrücken, obwohl jeder in dem Zimmer wußte, daß dieser Täter keine solchen Spuren hinterließ. Dies war das Werk des Schlächters, und der Schlächter trug bei der Arbeit stets Handschuhe. Der Gerichtsmediziner untersuchte die Blutspuren an der Wand, um herauszufinden, ob der Täter Links- oder Rechtshänder war.

»Wo ist die Leiche?« fragte Graham.

»Tut mir leid, aber man hat sie vor zehn Minuten in die Leichenhalle gebracht«, erklärte Detective Preduski bedauernd, so als hätte er ein schlechtes Gewissen deswegen. Graham Harris fragte sich, ob das Leben dieses Mannes aus einer endlosen Folge von Entschuldigungen bestand. Der Detective war immer schnell bereit, die Schuld für alles mögliche auf sich zu nehmen; und selbst wenn es an seinem Verhalten keinen Grund zur Beanstandung gab, fand er stets noch etwas an sich auszusetzen. Er war ein unauffälliger Mann mit einer blassen Haut und wäßrigen brauen Augen. Doch trotz dieses Erscheinungsbildes und seines anscheinend angeborenen Minderwertig-

keitskomplexes wurde er in der Mordkommission von Manhattan allseits geschätzt und geachtet. Mehr als ein Mitarbeiter von Preduski erwähnte Harris gegenüber, daß der beste Mann sich dieses Falles angenommen hätte, daß Ira Preduski der Top-Mann der ganzen Abteilung sei.

»Ich habe die Ambulanz so lange aufgehalten, wie mir das möglich war«, erklärte der Detective weiter. »Aber leider haben Sie eine halbe Ewigkeit gebraucht, bis Sie hier erscheinen konnten. Nun gut, oder besser schlecht, ich habe Sie mitten in der Nacht aus dem Bett gerissen, und das war ein unverzeihlicher Fauxpas. Dann mußten Sie sicher auch noch ein Taxi bestellen, und das hat Sie zusätzlich Zeit gekostet. Es tut mir so leid. Wahrscheinlich habe ich Ihnen jetzt alles kaputtgemacht. Ach, verdammt, ich hätte mich etwas mehr anstrengen und dafür sorgen müssen, daß die Leiche noch länger hiergeblieben wäre. Ich hätte doch wissen können, daß Sie die Leiche am Tatort sehen müssen.«

»Ist schon in Ordnung«, beschwichtigte Harris. »In gewisser Weise habe ich ja schon einen Blick auf sie werfen können.«

»Ja, natürlich. Ich habe Sie heute abend in der Prince-Show gesehen.«

»Ihre Augen waren doch grün, oder?« erkundigte sich Harris.

»Genau so, wie Sie es in der Show gesagt haben.«

»Und man hat sie nackt aufgefunden?«

»Ja.«

»Von mehreren Stichwunden verunstaltet?«

»Ja.«

»Und eine besonders brutale Wunde am Hals?«

»Stimmt.«

»Er hat sie auch verstümmelt, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wie?«

»Eine scheußliche Geschichte«, antwortete der Detective. »Ich wünschte, es würde mir erspart bleiben, Ihnen davon zu berichten. Niemand sollte sich etwas so Furchtbaren anhören müssen.« Preduski rang die Hände. »Er hat ihr einen Ppropfen aus dem Bauch geschnitten. Wie ein Korken, mit dem Nabel in der Mitte. Grauenhaft.« Harris schloß die Augen, und ein Schaudern lief ihm über den Rücken. »Dieser... dieser Ppropfen...« Schweiß trat ihm aus den Poren. Er fühlte sich schlecht. Er erhielt keine echte Vision, sondern vielmehr ein starkes Gefühl von dem, was sich hier zugetragen hatte. Eine Art Vorahnung, die sich nicht abschütteln ließ. »Er hat diesen Ppropfen in ihre rechte Hand gelegte und die Finger darum geschlossen, nicht wahr? Und dort haben Sie ihn auch gefunden.«

»Ja.«

Der Gerichtsmediziner wandte die Augen von der blutbespritzten Wand und starre Harris eigenartig an.

Sieh mich nicht so an, dachte Harris. Ich reiße mich nicht darum, solche Dinge zu wissen.

Er hätte es begrüßt, wenn seine Gabe ihm die Entwicklungen am Aktienmarkt vorausgesagt hätte; nicht aber die brutalsten Morde von Wahnsinnigen und Psychopathen. Er hätte lieber vor seinem geistigen Auge die Sieger bei den Pferderennen gesehen, statt die Namen der Opfer von Morden zu erfahren, die noch nicht begangen worden waren.

Wenn er ein Mittel gekannt hätte, seine Gabe erlöschen zu lassen, hätte er das schon längst benutzt. Doch das war natürlich nicht möglich, und so spürte er eine besondere Verantwortung, seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln und zu vervollkommen. Er glaubte mittlerweile (auch wenn ihm das gelegentlich etwas irrational er-

schien), daß er mit diesem Training zumindest teilweise die Feigheit kompensieren könnte, die ihn in den letzten fünf Jahren immer stärker im Griff hielt.

»Was halten Sie von der Botschaft, die er uns hinterlassen hat?« fragte Preduski.

Auf der Wand neben der Frisierkommode war mit Blut ein Vers geschrieben:

*Rintah brüllt und schürt seine Feuer  
In der drückenden Luft;  
Hungre Wölken gieren über dem Abgrund.*

»Haben Sie irgendeine Ahnung, was das bedeuten könnte?« wollte der Detective wissen.

»Ich fürchte, nein.«

»Wissen Sie wenigstens, wer das geschrieben haben könnte?«

»Keine Ahnung.«

»Ich auch nicht.« Preduski schüttelte traurig den Kopf. »Ich fürchte, meine Allgemeinbildung reicht nicht sehr weit. Immerhin habe ich nur ein Jahr lang das College besucht. Mehr konnte ich mir damals nicht leisten. Ich lese viel, aber es gibt ja so viel, das man lesen sollte. Wenn ich mehr Bildung hätte, würde ich vielleicht erkennen können, wer diese Zeilen verfaßt hat. Zumindest würde ich wissen, wo ich das feststellen könnte. Wenn der Schlächter sich schon die Zeit nimmt, diesen Vers an die Wand zu schreiben, dann muß er für ihn irgendeine besondere Bedeutung haben. Vermutlich handelt es sich dabei sogar um einen Hinweis. Was bin ich für ein Kriminalbeamter, wenn ich noch nicht einmal einem Hinweis folgen kann, der so deutlich vor mir liegt?« Er schüttelte wieder den Kopf und schämte sich ganz offensichtlich für seine Inkompétenz. »Nein, kein guter Polizist. Eher ein verdammt schlechter.«

»Vielleicht ist der Schlächter selbst Dichter und hat diese Zeilen ersonnen«, bemerkte Harris.

»Der Schlächter ein Dichter?«

»Könnte doch sein.«

»Ein mordender Poet? Ein neuer T. S. Eliot mit einem unstillbaren Drang zum Abstechen und Verstümmeln?«

Graham zuckte die Achseln.

»Nein«, erklärte Preduski. »Ein Mann begeht ein solches Verbrechen in der Regel allein aus dem Grund, ein großes Feuer zu stillen, das in ihm wütet. Das Morden erlöst ihn von einem starken inneren Druck, der sich in ihm aufgebaut hat. Ein Dichter hingegen vermag seine Gefühle und seine inneren Spannungen mit Worten zum Ausdruck zu bringen. Nein, wenn hier irgendwelches Geschmier an der Wand stünde, könnte es vielleicht vom Schlächter stammen. Aber diese Verse haben Tiefe, sie sind gut. Außerdem bringen sie etwas in mir zum Klingen. Tief unten in meinem dummen Kopf bringen sie etwas zum Klingen.« Der Detective studierte die Worte für eine Weile, wandte sich dann ab und ging zur Tür. Sie stand offen, und er schloß sie. »Dann hätten wir noch das hier«, sagte er.

Auf der Tür waren fünf Worte mit dem Blut der Ermordeten geschrieben.

### *Ein Seil über dem Abgrund*

»Hinterläßt er häufiger solche Botschaften?« erkundigte sich Harris.

»Nein, das hätte ich Ihnen längst mitgeteilt. Aber solche >Hinterlassenschaften< sind bei Mördern durchaus nicht unüblich. Gewisse Psychopathen lieben es, auf diese Weise mit der Polizei zu kommunizieren. Jack the Ripper hat für Scotland Yard gern Notizen hinterlassen. Die Man-

son-Familie hat mit Blut kleine Nachrichten, die meist nur aus einem Wort bestanden, an die Wände geschrieben. >Ein Seil über dem Abgrund? Was mag er uns damit sagen wollen?«

»Stammt das vielleicht aus demselben Gedicht?« Ich habe nicht den blassensten Schimmer, seufzte Preduski und schob die Hände in die Taschen. Er wirkte sehr niedergeschlagen. »Ich frage mich allmählich, ob ich diesem Burschen jemals auf die Spur kommen werde.«

Edna Mowrys Wohnzimmer war zwar klein, aber mit Geschmack eingerichtet. Indirektes Licht badete den Raum in einen freundlichen, bernsteinfarbenen Schein. Gold-durchwirkte Samtvorhänge. Hellbraune Juteleinen-Tapeten. Ein brauner Plüschteppich. Ein beigefarbenes Velours-Sofa, zwei passende Sessel. Ein schwerer Couchtisch mit Rauchglasplatte und Messingbeinen. Chrom- und Glasregale voller Bücher und Nippes. An den Wänden limitierte Drucke von zeitgenössischen Künstlern. Alles sehr elegant, gemütlich und teuer.

Preduski forderte Harris auf, sich zu setzen. Graham nahm in einem der Sessel Platz.

Sarah Piper saß an einem Ende des Sofas. Sie wirkte ebenso exquisit wie die Zimmereinrichtung. Sie trug einen gestrickten Hosenanzug — dunkelblau mit hellgrünem Muster —, goldene Ohrringe und eine elegante, nur wenige Millimeter dünne Uhr. Sarah Piper war kaum älter als fünfundzwanzig, eine außerordentlich attraktive Blondine, deren Züge einige Lebenserfahrung zeigten. Sie mußte wohl vorhin geweint haben, denn ihre Augen waren noch rot und verquollen. Im Augenblick wirkte sie jedoch gefaßt.

»Wir haben das doch alles schon durchgekaut«, murkte sie.

Preduski saß neben ihr auf der Couch. »Ich weiß«, sagte er, »und es tut mir auch sehr leid, ehrlich. Und es ist bereits sehr spät geworden; zu spät, um Sie noch einmal einer solchen Tortur auszusetzen. Doch es ergeben sich oft neue Hinweise, wenn man dieselben Fragen zwei- und dreimal stellt. Sie sagen, Sie haben mir alle wichtigen Details und Fakten erzählt. Aber es könnte doch möglich sein, daß Sie eine Kleinigkeit vergessen haben. Gott ist mein Zeuge, ich vergesse andauernd etwas. Diese neuerliche Befragung mag Ihnen überflüssig vorkommen, aber das ist eben die Methode, nach der ich bei meinen Ermittlungen vorgehe. Ich muß alles doppelt und dreifach machen, um sicherzustellen, daß ich auch wirklich nichts übersehen habe. Sie können mir glauben, ich bin nicht stolz darauf. Doch leider ist das nun einmal meine Natur. Mancher andere Inspektor oder Kommissar mag schon bei der ersten Befragung alles herausfinden, was er wissen muß. Doch ich fürchte, bei mir sind Sie an einen Umstandskrämer geraten. Es ist eben Ihr Pech, daß uns der Mord gerade zu der Zeit gemeldet wurde, als ich Dienst hatte. Versuchen Sie bitte, es noch ein Weilchen mit mir auszuhalten. Ich will Sie auch ganz gewiß nicht mehr allzulange festhalten. Das verspreche ich Ihnen.« Die Frau warf Harris einen Blick zu, als wollte sie fragen: >Tickt der Knabe noch ganz richtig?< Graham lächelte verständnisvoll.

»Wie lange kennen Sie die . . . die Verstorbene schon?« begann Preduski.

»Etwa seit einem Jahr«, antwortete Sarah Piper.

»Wie gut kannten Sie beide sich?«

»Sie war meine beste Freundin.«

»Glauben Sie, daß Sie in ihren Augen auch die beste Freundin waren?«

»Ich denke schon. Immerhin war ich ihre einzige Freundin.«

Preduski zog die Brauen hoch. »Dann kam sie wohl nicht sehr gut mit Menschen zurecht?«

»Och, sie war eigentlich ziemlich beliebt«, antwortete die Piper. »Ich meine, sie war doch auch nett. Es fiel ihr eben nur schwer, zu anderen Vertrauen zu haben. Sie war eher der stille Typ und in ihrer freien Zeit meist allein.«

»Wo haben Sie sich kennengelernt?«

»Bei der Arbeit.«

»Was ist das für eine Arbeit?«

»Das wissen Sie doch sehr gut. Das *Rhinestone Palace*.«

»Und was hat Edna Mowry dort getan?«

»Auch das wissen Sie verdammt gut.«

Der Detective nickte und klopfte ihr rein väterlich auf die Knie. »Das stimmt, ich weiß es. Aber sehen Sie, Mr. Harris hier weiß es nicht. Ich habe es bislang leider versäumt, ihn darüber zu informieren. Ganz allein meine Schuld. Verzeihen Sie bitte. Würden Sie jetzt die Güte haben, es ihm zu sagen?«

Sie wandte sich an Harris. »Edna war Stripperin. Genau wie ich.«

»Ich kenne das *Rhinestone Palace*«, erklärte Graham.

»Sie sind schon dort gewesen?« erkundigte sich Preduski.

»Nein, aber ich weiß, daß es ein gepflegerter Laden ist. Keiner von diesen Bumsschuppen.«

Einen Augenblick lang wirkten die Augen des Detectives weniger abwesend als üblich. Er blickte Graham Harris intensiv ins Auge. »Edna Mowry eine Stripperin... was sagt man dazu?«

Harris wußte genau, was der Beamte jetzt dachte. In der Prine-Show hatte Graham während seiner Vision erklärt, der Name des Opfers könnte Stripper sein. Das stimmte natürlich nicht, aber so ganz falsch hatte er damit auch nicht gelegen. Die Ermordete hieß zwar Mowry, aber sie hatte ihren Lebensunterhalt als Stripperin verdient.

Nach Sarah Pipers Aussage war Edna gegen siebzehn Uhr zur Arbeit erschienen. Zweimal pro Stunde gab sie eine zehnminütige Darbietung, und das bis etwa Mitternacht. Sie wechselte mehrmals die Kleidung und schälte sich aus einer Vielzahl von Kostümen, bis sie gänzlich nackt war. Zwischen ihren Auftritten trug sie ein schwarzes Cocktaillkleid mit tiefem Ausschnitt und mischte sich unter die Gäste. Dabei handelte es sich überwiegend um Männer, die entweder allein oder in Gruppen gekommen waren. Sie animierte sie in einer sorgfältig eingeübten, stilvoll-gezierten Weise, die sich ziemlich am Rand der staatlichen Prostitutionsgesetze befand, zum Kauf der überteuerten Getränke. Sie hatte ihren letzten Auftritt um zwanzig Minuten vor Mitternacht und verließ kurz darauf das *Rhinestone Palace*.

»Glauben Sie, daß sie auf direktem Wege nach Hause gefahren ist?« fragte der Detective.

»Das hat sie stets getan«, antwortete die Frau. »Sie wollte nie mit uns noch einen Zug durch die Gemeinde machen. Das *Rhinestone* war nicht nur ihre Arbeitsstätte, es deckte auch ihren Bedarf an Nachtleben vollkommen ab. Und wer wollte ihr daraus einen Vorwurf machen?« Ihre Stimme schwankte, so als würde sie jeden Moment wieder in Tränen ausbrechen.

Preduski nahm ihre Hand und drückte sie sanft. Sie ließ ihn gewähren, und das bereitete ihm eine geradezu kindliche Freude. »Sind Sie letzte Nacht auch aufgetreten?«

»Ja. Meine Schicht ging ebenfalls bis Mitternacht.«

»Und wann sind Sie hierhergekommen?«

»Um Viertel vor drei.«

»Warum wollten Sie Edna zu so später Stunde besuchen?«

»Edna hat gern die ganze Nacht auf der Couch gesessen und gelesen. Sie ist nie vor acht oder neun Uhr morgens

ins Bett gegangen. Ich habe ihr gestern noch gesagt, ich würde sie besuchen kommen, damit wir gemeinsam frühstücken und tratschen könnten. Das habe ich öfters gemacht.«

»Wahrscheinlich haben Sie es schon gesagt...« Der Detective verzog sein Gesicht zu einer Miene der Beschämung, der Entschuldigung und der Frustration. »Ach, dieses Gedächtnis, wie ein Sieb. Haben Sie schon gesagt, warum Sie nicht gleich nach Dienstschluß, also gegen Mitternacht, hierhergekommen sind?«

»Ich hatte noch eine Verabredung.«

Graham erkannte an ihrem eher beiläufigen Tonfall, daß es sich dabei wohl um eine zahlungskräftige Verabredung gehandelt haben mußte. Das enttäuschte ihn ein wenig, denn bislang war Sarah ihm sehr sympathisch gewesen. Er konnte auch gar nicht anders, als sie zu mögen. Er empfing von ihr unterschwellige, tiefe psychische Vibratoren; äußerst positive, sanfte und warme Vibrationen. Sarah war eine wirklich nette Person. Er wußte es, weil er es von ihrer Ausstrahlung erfahren hatte. Und in seiner Vorstellung waren Freier nicht das, was man unter angenehmen Erfahrungen buchen konnte.

»Hatte Edna heute keine Verabredung?« frage Preduski.

»Nein. Ich habe Ihnen doch schon erklärt, daß sie direkt nach Hause gefahren ist.«

»Hatte sie vielleicht einen Freund, der hier auf sie warten würde?«

»Sie war zur Zeit solo.«

»Könnte ein ehemaliger Freund auf die Idee gekommen sein, sie noch einmal zu besuchen?«

»Kaum möglich. Wenn eine Affäre zu Ende war, gab es für Edna nie eine Neuauflage.«

Preduski seufzte, zwickte sich in die Nasenspitze und schüttelte traurig den Kopf. »Ich frage Sie das wirklich

höchst ungern... Sie waren ihre beste Freundin... Aber was ich eigentlich wissen will, ist... bitte, verstehen Sie mich nicht falsch, ich will Edna ganz gewiß nicht im nachhinein schlechtmachen. Aber das Leben ist hart, und wir alle sind gezwungen, Dinge zu tun, die wir eigentlich nicht sehr mögen. Ich bin ganz gewiß nicht froh über das, was ich tagtäglich zu tun habe, Gott sei mein Zeuge. Nur nicht vorschnell ein Urteil fällen, das ist mein Motto. Es gibt nur eine Art von Verbrechen, die ich mir logisch nicht erklären kann. Und das ist Mord... Ich hasse mich wirklich dafür, Sie das fragen zu müssen... Nun, äh, hat sie... hat Edna... halten Sie es eventuell für möglich, daß sie jemals...«

»Daß Edna eine Prostituierte war?« ergänzte Sarah.

»O bitte, so wollte ich es nicht ausdrücken! Das ist ein so häßlicher Ausdruck für eine im Grunde genommen natürliche... Ich meinte eigentlich...«

»Machen Sie sich keine Gedanken«, erklärte sie und lächelte ihn süßlich an. »Ich fühle mich keineswegs verletzt.«

Harris lächelte amüsiert in sich hinein, als er bemerkte, daß nun Sarah die Hand des Detectives hielt und ihn tröstete.

»Ich selbst habe auch schon Geld dafür genommen«, erklärte sie. »Nicht oft. Nicht regelmäßig. Einmal die Woche vielleicht. Der Mann muß mir gefallen. Und er muß zweihundert Dollar in der Tasche haben. Für mich ist das im Grunde nichts anderes als das Strippen. Aber ein solcher Zusatzverdienst wäre nichts für Edna gewesen. In solchen Dingen war sie erstaunlich — äh — prinzipientreu.«

»Ich hätte gar nicht fragen dürfen. Und es geht mich auch wirklich nichts an«, erklärte Preduski. »Mir kam nur eben in den Sinn, daß es für eine junge Frau, die noch etwas

Einkommen gebrauchen kann, an einem Ort wie dem *Rhinestone* eine Menge Versuchungen gibt.« »Sie bekam achthundert die Woche, fürs Strippen und fürs Animieren an der Bar«, sagte Sarah. »Sie hat ihr Geld für Bücher und die Einrichtung ihres Apartments ausgegeben. Und jeden Monat hat sie etwas für ihr Sparkonto abgezwackt. Ich denke, mehr brauchte sie gar nicht.« Preduski machte eine zerknirschte Miene. »Sie verstehen doch hoffentlich, warum ich Sie das fragen mußte. So, wie es aussieht, hat Edna dem Mörder freiwillig die Tür geöffnet. Also muß sie ihn gekannt haben, ob gut oder flüchtig, sei hier einmal dahingestellt. Und dieser Punkt beschäftigt mich in diesem Fall am meisten. Wie bringt der Schlächter seine Opfer dazu, ihm die Tür zu öffnen?«

Graham hatte noch gar nicht darüber nachgedacht. Die ermordeten Frauen waren alle jung gewesen, aber das war auch fast schon ihre einzige Gemeinsamkeit. Sie entstammten verschiedenen Gesellschaftsschichten, von der Hausfrau bis zur Anwältin. Zwei Lehrerinnen waren unter den Opfern, drei Sekretärinnen, ein Fotomodell, eine kaufmännische Angestellte.. . Wie brachte der Schlächter so verschiedene Frauen dazu, ihn mitten in der Nacht in die Wohnung zu lassen? Der Küchentisch war mit den Resten eines hastig zubereiteten und verschlungenen Nachtmahls übersät. Brotstückchen. Die getrocknete Pelle einer dicken Scheibe Salami. Getrocknete Hecken von Senf und Mayonnaise. Zwei Apfelkrieben. Eine leere Dose geschälter Pfirsiche, in der sich nur noch ein Rest Sirup befand. Eine Hähnchenkeule, die bis auf den Knochen abgenagt war. Drei zerdrückte Bierdosen. Der Schlächter war ebenso hungrig wie schlampig gewesen.

»Zehn Morde«, sagte Preduski, »und jedesmal begibt er

sich danach in die Küche, um seinen gewaltigen Hunger zu stillen.«

Graham konnte nur nicken. Die psychische Aura der Küche lahmte ihn. Die mächtige, lauernde Gegenwart des Mörders war hier beinahe ebenso stark zu spüren wie im Schlafzimmer von Edna. Die Schweinerei auf dem Küchentisch, die in starkem Kontrast zur ansonsten sauberen und aufgeräumten Küche stand, irritierte Graham zusätzlich. Die Konserven- und Bierdosen waren mit roten Flecken übersät. Der Schlächter hatte seine blutbeschmierten Handschuhe zum Essen nicht ausgezogen. Preduski schlurfte mit elender Miene zum Fenster an der Spüle und starrte hinaus auf das Nachbarhaus. »Ich habe mich mit einigen Psychiatern über die Festgelage unterhalten, die der Mörder nach >getaner Arbeit< abhält. Wenn ich recht informiert bin, gibt es zwei Möglichkeiten, wie ein Psychopath vorgeht, sobald er mit seinem Opfer fertig ist. Nummer eins, nennen wir ihn den Ruhigen, bedeutet der Mord an sich alles. Er ist sein Lebenselixier, ist das einzige, was etwas Farbe in sein Leben bringt. Sobald er einen Mord begangen hat, ist alles vorbei, ist nichts mehr in ihm. Er geht dann wieder nach Hause und stellt den Fernseher an. Er schläft viel und leidet immer mehr unter Langeweile. Die Langeweile baut sich in ihm zu einem starken Druck auf, der ihn nach einer gewissen Zeit dazu zwingt, erneut zu morden. Dazu im Gegensatz steht Nummer zwei, nennen wir ihn den Abhängigen, der erst durch den Mord aufgeputscht wird. Bei ihm tritt die Erregung nicht beim, sondern erst nach dem Mord zutage. Nach der Tat geht er in eine Bar und trinkt dort jeden unter den Tisch. Er steht unter einem ungeheuren Adrenalinzufluss. Sein Herz hämmert wie ein Maschinengehwehr. Er isst ungeheure Mengen und nimmt sich mehrere Nutten gleichzeitig, manchmal bis zu einem halben Dutz-

zend. Offensichtlich gehört unser Mann zur zweiten Gruppe. Allerdings stört da ein Faktor . . .«

»Was für ein Faktor?« fragte Graham.

Der Detective wandte sich vom Fenster ab und drehte sich zu Harris um. »Siebenmal hat er in den Wohnungen der ermordeten Frauen eine Freßorgie abgehalten. Doch bei den drei anderen Malen hat er nur die Dosen und Päckchen aus dem Kühlschrank geholt und ein Festmahl vorgetäuscht.«

»Vorgetäuscht? Das versteh ich nicht ganz.«

»Zum Beispiel beim fünften Mord, an einer gewissen Liedstrom«, sagte Preduski, schloß die Augen und verzog das Gesicht, als würde er die verstümmelte Leiche wieder vor sich sehen. »Damals wußten wir schon, nach welcher Methode er vorgeht. Deshalb haben wir auch gleich die Küche untersucht. Auf dem Tisch lagen eine leere Pfirsichdose, ein leeres Päckchen Frischkäse, Stückchen von einem Apfel und noch ein paar andere Nahrungsreste. Aber es sah auf dem Tisch nicht so aus, als wäre eine Bombe eingeschlagen. Die vier Male davor hatte der Mörder sich wie ein Schwein aufgeführt, so ähnlich wie hier in der Küche. Doch bei der Liedstrom hatte er kaum Krümel oder Hecken hinterlassen; nirgends Mayonnaise, Ketchup, Butter oder Senf. Und kein Blut auf der Bierdose.« Er öffnete die Augen und trat an den Tisch. »In den beiden ersten Küchen fanden wir Äpfel, die bis aufs Gehäuse abgekaut waren.« Er zeigte auf einen Rest auf dem Tisch. »Wie der hier. Das Labor hat die Gebißabdrücke darauf untersucht. Aber in der Liedstromküche hat der Mörder den Apfel zuerst geschält und dann auch fein säuberlich das Gehäuse herausgeschnitten. Schale und Gehäuse lagen sauber aufgehäuft am Rand seines Tellers. Das paßte so gar nicht zu den früheren Funden. Es brachte mich zum Nachdenken. Warum hatte er sich hier nicht

wie ein Wilder aufgeführ? Warum hatte er sich in der fünften Wohnung gesittet wie ein Gentleman benommen? Ich wies die Jungs von der Spurensicherung an, die Wasserleitung unter der Spüle zu öffnen und den dortigen Abfallauffänger herauszunehmen. Sie untersuchten dieses Sieb gründlich und stellten fest, daß alle acht Arten von Speisen und Getränken in den letzten Stunden dort durchgespült worden waren. Um es kurz zu machen: Der Schlächter hatte dort nicht einen einzigen Bissen zu sich genommen. Er hat lediglich die Speisen aus dem Kühlschrank geholt, sie zerkleinert und dann durch den Abfluß geschickt. Danach hat er den Tisch so hergerichtet, daß es so *aussah*, als hätte er ein opulentes Mahl zu sich genommen. Genauso eigenartig ist er bei den Morden Nummer sieben und acht verfahren.« Ein solches Verhalten kam Harris besonders unheimlich vor. Die Luft in der Küche war von einer Sekunde zur anderen bedrückender und feuchter als vorher. »Sie sagten eben, dieses Nahrungsverschlingen nach einem Mord sei eine Art psychotischer Zwang, nicht wahr?« »Ja.«

»Wenn er nun in der Wohnung der Liedstrom diesen Freßzwang nicht verspürte, warum hat er sich dann die Mühe gemacht, der Nachwelt ein Gelage vorzutäuschen?« »Keine Ahnung«, antwortete der Detective. Er wischte sich mit einer seiner schlanken Hände über das Gesicht, als wollte er so seine Erschöpfung loswerden. »Das geht mir einfach über den Verstand. Ehrlich, das ist zuviel für mich. Wenn es sich bei dem Schlächter wirklich um einen Psychopathen handelt, warum benimmt er sich dann nicht immer so? Warum macht er manchmal alles ganz anders?« Graham dachte einen Moment nach und sagte dann: »Ich denke, kein Gerichtsgutachter würde ihn für wahnsinnig halten.«

»Wie war das?«

»Um ganz ehrlich zu sein, ich glaube, nicht einmal der beste Psychiater würde diesen Mann, einmal abgesehen von den grausigen Morden, für wahnsinnig halten. Er würde ihm wahrscheinlich bescheinigen, vernünftiger und geistig gesünder zu sein als die meisten von uns.« Preduski blinzelte überrascht. »Na, hören Sie mal, er schlitzt zehn Frauen auf und verstümmelt sie bis zur Unkenntlichkeit, und da soll er nicht geistig ein wenig daneben sein?«

»Eine solche Antwort habe ich auch von einer Freundin erhalten, als ich ihr davon erzählte.«

»Ich kann es ihr nicht verdenken.«

»Aber ich bleibe bei meiner Theorie. Vielleicht ist er geistig nicht normal. Doch dann in einer anderen Richtung. Er ist nicht im traditionellen Maße verrückt. Der Schlächter ist etwas vollkommen Neues, etwas anderes.«

»Wissen Sie das, oder nehmen Sie es wahr?«

»Ich spüre es.«

»Ich meine, Sie nehmen es parapsychisch wahr?«

»Ja.«

»Könnten Sie nur das etwas genauer erklären?«

»Nein, leider nicht.«

»Spüren Sie vielleicht noch etwas anderes?«

»Nur das, was ich in der Prine-Show gesagt habe.«

»Und seit Sie hierhergekommen sind, ist nichts Neues hinzugekommen?«

»Nichts. Gar nichts.«

»Einmal angenommen, er ist nicht wahnsinnig«, begann der Detective nachdenklich, »dann müßte diesen Morden doch ein System zugrunde liegen. Es müßte dann eine Verbindung zwischen ihnen geben. Ist es vielleicht das, was Sie mir sagen wollen?«

»Ich weiß selbst nicht so recht, was ich damit sagen will.«

»Ich entdecke nichts, was auf eine Verbindung hindeuten könnte.«

»Ich auch nicht.«

»Ich habe wirklich hart nach einem Verbindungsglied gesucht. Meine einzige Hoffnung waren schließlich Sie. Ich hoffte, die blutigen Bettlaken oder die Unordnung auf dem Küchentisch würden Sie auf eine neue Spur bringen.«

»Tut mir leid«, sagte Harris, »aber da ist nichts. Deswegen bin ich ja auch davon überzeugt, daß der Mörder entweder geistig völlig normal ist oder an einer vollkommen neuen Art von Wahnsinn leidet. Normalerweise spüre ich, sobald ich einen Gegenstand berühre, der mit dem Mord zu tun hat, einiges von den Gefühlen oder der Manie, die hinter dieser Tat gesteckt haben. Sie müssen es sich so vorstellen, als würden sie in einen Fluß springen, in dem statt Wasser erregte Gedanken, Gefühle und Bilder fließen... Aber hier spüre ich nichts als eine kalte, unerschütterliche und durch und durch böse Logik. Ich hatte noch nie solche Schwierigkeiten, einen Mörder zu identifizieren.«

»Mir ergeht es ebenso«, gestand Preduski. »Ich habe nie behauptet, ein neuer Sherlock Holmes zu sein. Ich bin ganz gewiß kein Genie; dafür arbeite ich viel zu schwefällig. Das war leider schon immer so. Aber ich habe ein paarmal großes Glück gehabt. Gott sei mein Zeuge, es war mehr Glück als Können, daß meine Aufklärungsquote relativ hoch liegt. Aber bei diesem Fall hat mich das Glück verlassen. Es ist weg und kommt vielleicht nie wieder. Wahrscheinlich ist meine Dienststunde abgelaufen, und ich sollte mich aufs Altenteil setzen.«

Graham Harris ließ Ira Preduski in der Küche zurück, damit er sich dort weiterhin den Kopf über die Reste des ma-

kabren Schmauses zerbrechen konnte. Als Graham am Wohnzimmer vorbeikam, entdeckte er Sarah Piper. Der Detective hatte sie noch nicht entlassen. Sie saß auf dem Sofa und hatte die Füße auf den Couchtisch gelegt. Im Moment rauchte sie eine Zigarette und starnte die Decke an. Der Rauch drehte sich spiralförmig hoch und sah aus wie Träume, die ihren Kopf verließen. Sie hatte Harris den Rücken zugekehrt.

In dem Augenblick, in dem er sie sah, tauchte ein gretles, intensives und bestürzendes Bild vor seinem geistigen Auge auf: Sarah Piper, die mit starrem Blick in ihrem eigenen Blut lag.

Harris blieb zitternd stehen und wartete auf eine Fortsetzung der Vision.

Nichts.

Er konzentrierte sich, versuchte, neue Bilder heranzuziehen.

Nichts. Nur die starren Augen und das Blut. Und dieses Bild verschwand genauso schnell, wie es gekommen war.

Sie bemerkte ihn. Sie drehte sich um und sagte: »Hallo.«

Er leckte sich über die trockenen Lippen und zwang sich zu einem Lächeln.

»Haben Sie das hier wirklich- vorausgesagt?« fragte sie und zeigte mit einer lässigen Handbewegung auf Ednas Schlafzimmer.

»Ich fürchte, ja.«

»Wie gespenstisch.«

»Ich wollte gern noch sagen... «

»Ja?«

»Es war nett, Sie kennengelernt zu haben.«

Jetzt lächelte sie auch.

»Ich wünschte, wir hätten uns unter anderen Umständen kennenlernen können«, sagte Graham. Er fühlte sich nie-

dergeschlagen und überlegte, wie er ihr wohl von der Vision erzählen konnte; oder ob er ihr dieses kurze Bild lieber verschweigen sollte.

»Vielleicht kommt es ja doch noch«, erklärte sie.

»Was bitte?«

»Daß wir uns unter erfreulicherem Umständen noch einmal begegnen.«

»Miß Piper . . . seien Sie bitte vorsichtig.«

»Ich bin immer vorsichtig.«

»Seien Sie bitte in den nächsten Tagen noch vorsichtiger.«

»Nach dem, was ich heute abend hier gesehen habe«, antwortete sie und lächelte nicht mehr, »können Sie sich bestimmt darauf verlassen.«

Frank Bollingers Apartment in der Nähe des Metropolitan Museum of Art war spartanisch eingerichtet und klein. Kakaobraune Wände und ein bloßer, glänzender Holzfußboden im Schlafzimmer. Die einzigen Möbel hier waren ein überbreites Bett, ein Nachttisch und ein tragbarer Fernseher. Bollinger hatte in dem Wandschrank Regale angebracht, um seine Kleider unterzubringen. Das Wohnzimmer hatte den gleichen Boden, aber weiße Wände. Dort standen eine schwarze Ledercouch, ein Korbstuhl mit schwarzen Kissen, ein verspiegelter Kaffeetisch und einige gefüllte Bücherregale. Die Küche enthielt die übliche Standardausrüstung, dazu einen nicht sehr großen Tisch und zwei Stühle. An den Fenstern hingen nur Jalousien, nirgendwo ein Vorhang oder Stores. Das Apartment ähnelte mehr einer Mönchszelle als einem Zuhause; und genauso gefiel es Frank Bollinger. Um neun Uhr am Freitag morgen stand er auf, nahm eine Dusche, steckte das Telefon wieder ein und kochte sich eine Kanne Kaffee.

Er war von Edna Mowrys Wohnung ohne Umwege hierher zurückgekehrt und hatte den Rest der Nacht damit verbracht, mehrere Gläser Scotch zu trinken und Gedichte von Blake zu lesen. Als er die Hasche zur Hälfte geleert hatte, war er nicht betrunken und nur glücklich, überglücklich. Er ging ins Bett und rezitierte vor dem Einschlafen Verse aus *Die Vier Zoas*. Als er fünf Stunden später wieder aufwachte, fühlte er sich so frisch und rein, als wäre er neugeboren. Er gönnte sich gerade die erste Tasse Kaffee, als das Telefon läutete.

»Ja?«

»Dwight?«

»Ja, wer sonst?«

»Hier spricht Billy.«

»Wer sonst?«

Dwight war sein zweiter Vorname — Franklin Dwight Bollinger; es war der Name seines Großvaters mütterlicherseits gewesen, der gestorben war, als Frank noch nicht das erste Lebensjahr vollendet hatte. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem er Billy kennenlernte, besser gesagt, bis er Billy vertraute, hatte ihn nur seine Großmutter Dwight gerufen. Kurz nach seinem vierten Geburtstag hatte sein Vater Frau und Familie verlassen. Kurz darauf hatte seine Mutter festgestellt, daß ein vierjähriger Junge einer geschiedenen Frau ganz schön im Weg sein konnte, die sich einen neuen Freundeskreis aufzubauen versuchte. Bis auf ein paar vereinzelte Wochen (mit reichlich Abstand dazwischen) bei der Mutter, die weder fröhlich noch herzlich gewesen waren, hatte er seine Kindheit und Jugend bei der Großmutter verbracht. Sie war verrückt nach dem Jungen und wollte nichts lieber, als ihn bei sich aufzunehmen; ganz im Gegensatz zur Mutter, die ihm nur dann, und zwar fast unerträglich heftig, Zuneigung schenkte, wenn ein Anfall von Gewissensbissen sie plagte. Die Großmutter dagegen verwöhnte den Jungen. Für sie stand er nicht nur im Mittelpunkt ihres Lebens, um ihn drehte sich auch die ganze Erde. »Franklin ist ein so alltäglicher Name«, pflegte die Großmutter zu sagen. »Dwight hört sich dagegen ... nun, es ist ein ganz besonderer Name. Dein Großvater trug diesen Namen, und er war ein ganz wunderbarer Mann. Viel, viel netter als all die anderen. Du wirst wie er sein, wenn du groß bist. Dann bist du auch etwas Besonderes, dann bist du anders, bist du wichtiger als die anderen. Sollen die an-

deren dich doch Franklin nennen, für mich bist und bleibst du Dwight.« Die Großmutter war vor zehn Jahren gestorben. Neuneinhalb Jahre lang hatte ihn dann niemand mehr Dwight genannt. Vor sechs Monaten war er Billy begegnet. Billy hatte sofort verstanden, was es hieß, zu einer neuen Rasse zu gehören, von Geburt an den anderen Menschen überlegen zu sein. Denn auch Billy gehörte zu den Überlegenen und hatte daher das Recht, ihn Dwight zu nennen. Es gefiel ihm, nach so langer Zeit wieder mit diesem Namen angesprochen zu werden. Dwight, das war so etwas wie ein Schlüssel zu seiner Seele, wie ein Knopfdruck, der ihn augenblicklich in Hochstimmung versetzte, wie eine Erinnerung daran, daß er zu etwas Höherem, zu etwas schwindelerregend Höherem berufen war.

»Ich habe letzte Nacht einige Male versucht, dich zu erreichen«, sagte Billy.

»Ich habe den Telefonstecker herausgezogen, um in Ruhe meinen Scotch genießen und danach ungestört schlafen zu können.«

»Hast du heute schon in die Zeitung gesehen?«

»Bin gerade erst aufgestanden.«

»Hast du irgendwas von Harris gehört?«

»Von wem?«

»Von Graham Harris, diesem Hellseher.«

»Ach, von dem. Nein, nichts. Was gibt es denn Dringendes?«

»Besorg dir eine Zeitung, Dwight. Und dann sollten wir uns besser zum Mittagessen treffen. Du hast heute frei, nicht wahr?«

»Ja, wie jeden Donnerstag und Freitag. Aber nun sag doch endlich, was eigentlich los ist?«

»Die *Daily News* werden dir schon sagen, was los ist. Kauf dir ein Exemplar. Wir treffen uns dann um halb zwölf im *Leopard*.«

Bollinger runzelte die Stirn und sagte: »Warum willst du mir nicht. . .«

»Halb zwölf, Dwight.«

Billy hatte eingehängt.

Draußen war es trübe und kalt. Dicke, dunkle Wolken trieben nach Süden. Sie hingen so tief, daß sie die Spitzen der Gebäude verhüllten.

Drei Häuserblocks vor *The Leopard* verließ Bollinger das Taxi und kaufte sich an einem Kiosk eine Ausgabe der *Daily News*. Der Verkäufer wirkte in seinem dicken Mantel, den drei Pullovern, den unförmigen Handschuhen, den zwei Schals und der uralten Pudelmütze wie eine Mumie. Die untere Hälfte der Titelseite wurde von einem Foto eingenommen, das Edna Mowry zeigte und offenbar vom *Rhinestone Palace* zur Verfügung gestellt worden war. Sie lächelte und wirkte sehr verführerisch. Die obere Hälfte der Titelseite wurde von einer fetten Schlagzeile gekrönt:

### **Schlächter mordet Opfer Nummer 10 Hellseher sagt Mord voraus**

An der Straßenecke blätterte Bollinger Seite 2 auf und versuchte, während er darauf wartete, daß die Ampel umschaltete, den Mordbericht zu lesen. Der Wind stach ihm in die Augen und brachte sie zum Tränen. Er zerrte und riß an der Zeitung, so daß es Bollinger unmöglich war, die Story zu lesen.

Er überquerte die Straße und trat in den windgeschützten Eingang eines Bürohochhauses. Mit klappernden Zähnen, weil es auch hier noch bitterkalt war, las er alles über Graham Harris und dessen Auftritt in *Manhattan um Mitternacht*.

Der Name des Mörders laute Dwight, hatte der Hellseher erklärt.

Die Polizei kennt ihn, hatte Harris erklärt.  
Herr im Himmel! Woher wollte dieser Mistkerl das wissen? Hellsehen? Präkognition? Alles Quatsch, alles der blanke Unsinn. Zeugs, das sich Scharlatane ausdachten, um Spinnern das Geld aus der Tasche zu locken. So etwas gab es nicht! Oder vielleicht doch?

Besorgt verließ Bollinger den Hauseingang, warf die Zeitung in einen Papierkorb, beugte sich gegen den Wind vor und eilte zum Restaurant.

*The Leopard* befand sich unweit der Second Avenue in der 50. Straße und war ein bezauberndes kleines Restaurant mit lediglich einer Handvoll Tischen. Dafür waren die Speisen und Menüs um so besser. Der Gästeraum war kaum größer als ein normales Wohnzimmer. Ein etwas zu grelles Arrangement von Kunstblumen zierte die Mitte des Raums, aber das war auch schon der einzige Fauxpas in der ansonsten geschmackvollen Einrichtung. Billy saß wie gewöhnlich am Fensterplatz seines Lieblings-tisches. In spätestens einer Stunde würde es im *Leopard* von Hungrigen wimmeln, die sich allesamt lautstark unterhielten. Bis es losging, würden noch fünfzehn Minuten oder mehr vergehen; würden die zukünftigen Gäste noch bis zur Mittagspause in ihren Konferenzzimmern und Büroräumen verharren müssen. Im Augenblick war Billy der einzige Gast. Bollinger nahm ihm gegenüber Platz, nachdem sie sich die Hände geschüttelt und beim Kellner Aperitifs bestellt hatten.

»Ein Sauwetter«, brummte Billy. Er hatte einen unüber-hörbaren Südstaatenakzent.

»Das kannst du laut sagen.«

Sie blickten einander über die Ziervase mit der einzelnen Rose an, die in der Mitte des Tisches stand.

»Unangenehme Neuigkeiten«, sagte Billy schließlich.

»Ja.«

»Was hältst du davon?«

»Dieser Harris ist doch nichts als ein Wichtigtuer«, sagte Bollinger.

»Dwight. .. Niemand außer mir kennt diesen Namen. Aber mit dem Hinweis allein kann die Polizei nicht allzuviel anfangen.«

»Mein zweiter Vorname steht in allen Akten, auch auf der Personalakte in der Polizeistation.«

Billy entfaltete seine Stoffserviette und sagte: »Sie haben keinen Anlaß anzunehmen, hinter dem Schlächter könnte sich ein Polizist verbergen.«

»Harris hat erklärt, die Polizei kenne den Schlächter.«

»Man wird annehmen, jemand, der schon vernommen wurde, sei der Täter.«

Bollinger runzelte die Stirn: »Wenn Harris der Polizei noch einen einzigen Hinweis, und sei es nur ein kleines Detail, geben kann, bin ich geliefert.«

»Ich dachte, du würdest Hellseherei und ähnliches als Blödsinn abtun.«

»Vielleicht habe ich da etwas vorschnell geurteilt. Vermutlich muß ich einräumen, daß du mit deiner Überzeugung recht hast.«

»Entschuldigung angenommen«, erklärte Billy und lächelte leicht.

»Meinst du, wir könnten mit Harris reden?«

»Nein.«

»Er würde uns nicht verstehen, oder was?«

»Er ist keiner von uns.«

Der Kellner kam mit den Getränken.

Als sie wieder allein waren, sagte Bollinger: »Ich habe diesen Burschen noch nie gesehen. Wie sieht er denn aus?«

»Ich werde ihn dir später beschreiben. Im Augenblick... ich würde es jetzt für wichtiger halten, wenn du mir

sagst, was du in dieser Sache zu unternehmen gedenkst.« Da brauchte Bollinger nicht lange nachzudenken. Ohne zu zögern, antwortete er: »Ich leg ihn um.«

»Aha«, sagte Billy nur.

»Irgendwelche Einwände?«

»Absolut keine.«

»Fein.« Bollinger nahm einen großen Schluck aus seinem Glas. »Ich würde ihn nämlich auch dann umlegen, wenn du Einwände hättest.«

Der Oberkellner erschien mit der Speisekarte und fragte sie nach ihren Wünschen.

»Lassen Sie uns bitte noch ein paar Minuten Zeit«, erklär-

te ihm Billy. Nachdem der Oberkellner sich zurückgezogen hatte, fragte Billy: »Wenn du diesen Hellseher beseitigst, wirst du ihn dann nach Schlächter-Art zurichten?«

»Warum nicht?«

»Na ja, die anderen Opfer waren Frauen.«

»Das wird die Ermittlungsbeamten noch mehr verwirren und an sich selbst zweifeln lassen«, antwortete Bollinger.

»Und wann willst du es tun?«

»Heute nacht.«

»Ich glaube«, wandte Billy ein, »er wohnt nicht allein.«

»Lebt er bei seiner Mutter?« fragte Bollinger grimmig.

»Nein, soviel ich weiß, teilt er sich die Wohnung mit seiner Lebensgefährtin.«

»Ist sie jung?«

»Könnte ich mir durchaus vorstellen.«

»Attraktiv?«

»Er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der weibliche Attraktivität zu schätzen weiß.«

»Na, um so besser«, sagte Bollinger.

»Ich dachte mir schon, daß du es so sehen würdest.«

»Dann schlage ich also zwei Fliegen mit einer Klappe«, sagte Bollinger. »So habe ich mir meine Arbeit immer gewünscht.« Er grinste.

# 8

Detective Preduski möchte Sie sprechen, Mr. Harris.«

»Danke, stellen Sie bitte durch. Hallo?«

»Tut mir leid, wenn ich Sie stören muß, Graham. Könnten wir die Förmlichkeiten hinter uns bringen, ja? Ich darf Sie doch Graham nennen, oder?«

»Selbstverständlich.«

»Dann nennen Sie mich bitte Ira.«

»Ist mir eine Ehre und ein Vergnügen.«

»Sie sind wirklich sehr freundlich. Ich hoffe, ich störe Sie nicht gerade bei etwas Wichtigem.«

»Überhaupt nicht.«

»Ich weiß, daß Sie ein vielbeschäftigter Mann sind. Wäre es Ihnen lieber, wenn ich später noch mal anrufe? Oder möchten Sie mich zurückrufen, sobald Sie Zeit dafür haben?«

»Sie haben mich nicht bei etwas gestört. Was haben Sie also auf dem Herzen?«

»Erinnern Sie sich an die Verse auf den Wänden und der Tür in der Wohnung von Miß Mowry?«

»Sehr gut sogar.«

»Nun, ich habe die letzten Stunden damit verbracht, nach den Werken zu suchen, aus denen sie stammen. Und...«

»Sie sitzen um vierzehn Uhr immer noch in Ihrem Büro?«

»Nein, nein, ich bin zu Hause.«

»Brauchen Sie eigentlich keinen Schlaf?«

»Leider doch. Ich wünschte, ich könnte etwas mehr davon bekommen. In den letzten zwanzig Jahren bin ich kei-

ne Nacht dazu gekommen, länger als vier oder fünf Stunden zu schlafen. Wahrscheinlich habe ich mir damit längst meine Gesundheit gründlich ruiniert. Ach was, wahrscheinlich, es ist hundertprozentig so. Aber ich muß ja mit meinem verdrehten Gehirn leben. Mein Kopf ist ein richtiger Schuttbladeplatz, eine Ansammlung von Tausenden von unnützen kleinen Fakten und Details. Und ich kann mich einfach nicht daran hindern, mich mit ihnen zu beschäftigen. Ich grüble tagelang über die blödsinnigsten Dinge nach. Wie zum Beispiel die mit Blut geschriebenen Zeilen in der Mowry-Wohnung. Zum Schließen bin ich da natürlich nicht gekommen, weil mir diese Verse unablässig die Gedanken durcheinandergebracht haben.«

»Und jetzt sind Sie auf etwas gestoßen?«

»Na ja, ich sagte Ihnen ja schon letzte Nacht, daß mir die Zeilen vage bekannt vorkamen. *Rintah brüllt und schürt seine Feuer / In der driickenden Luft;/ Hungrige Wolken gieren über dem Abgrund.* Im selben Moment, in dem ich diesen Vers sah, sagte ich mir: >Ira, das muß von William Blake sein. < Wissen Sie, als ich das eine Jahr lang das College besuchte, war mein Hauptfach Literaturwissenschaft. Ich mußte sogar einmal eine Hausarbeit über Blake anfertigen. Fünfundzwanzig Jahre ist das jetzt her. Verstehen Sie jetzt, was ich mit dem Schuttbladeplatz gemeint habe? An solche Dinge erinnere ich mich pausenlos. Wie dem auch sei, heute morgen habe ich mir eine Gesamtausgabe von Blakes Werken gekauft. Und dann habe ich diese drei Zeilen in *Der Streit* gefunden. Das ist ein Teil von *Die Vermählung von Himmel und Hölle*. Kennen Sie eigentlich Blake?«

»Ich fürchte, ich bin kein Kenner seiner Werke.«

»Er war ein Mystiker und Visionär.«

»Ein Hellseher?«

»Nein, aber er besaß gewisse prophetische Züge. Er glaubte, die Menschen besaßen die Macht, den Göttern gleich zu werden. Lange Zeit seiner poetischen Laufbahn war er der Verkünder von Chaos und Vernichtung; dabei war er im Grunde genommen ein unverbesserlicher Optimist. Können Sie sich auch noch an die Zeile erinnern, die der Schlächter an die Schlafzimmertür geschmiert hat?«

»Ja: *Ein Seil über dem Abgrund.*«

»Haben Sie eine Vorstellung, woraus das stammt?«

»Nicht die mindeste.«

»Gestern nacht hatte ich auch noch keinen Schimmer . . . Sie wissen ja, mein Kopf ist mit allem möglichen vollgestopft, da bleibt kein Platz mehr für die wirklich wichtigen Dinge. Und über eine halbwegs fundierte Bildung verfüge ich ohnehin nicht. Man kann mir sicher noch nicht einmal eine Halbbildung bescheinigen. Da es bei mir selbst also zwecklos war, habe ich einen Freund von mir angerufen, einen Englisch-Professor an der Universität von Columbia. Er erkannte die Zeile auch nicht wieder, aber er hat sie ein paar seiner Kollegen vorgelegt. Und einer von denen ist draufgekommen. Er besorgte sich eine Konkordanz aller bedeutenden Philosophen und fand so schließlich das komplette Zitat. >Der Mensch ist ein Seil, geknüpft zwischen Tier und Übermensch — ein Seil über dem Abgrund. <«

»Von wem ist denn das?«

»Von Hitlers Lieblingsphilosophen.«

»Etwa Nietzsche?«

»Ja. Sind Sie mit seinem Werk vertraut?«

»Flüchtig.«

»Er glaubte ebenfalls, daß Menschen Götter sein könnten; oder zumindest, daß bestimmten Menschen das möglich sei, insofern die Gesellschaft, in der sie leben, es ihnen gestattet, zu wachsen, sich zu entfalten und ihre

Macht auszuüben. Nietzsche glaubte auch, daß die Menschheit sich zum Göttlichen hin entwickelt. Und sehen Sie, da haben wir schon ein Verbindungsglied zwischen Blake und Nietzsche. Deshalb wird der Schlächter auch beide zitiert haben. Allerdings gibt es da ein Problem.«

»Und welches?«

»Nun, Blake war durch und durch Optimist. Nietzsche hingegen sah überall schwarz, war ein düsterer Pessimist. Blake glaubte, der Menschheit stehe eine wunderbare Zukunft bevor. Nietzsche dagegen glaubte, daß die Menschheit zwar eine wunderbare Zukunft verdient habe, diese aber nie erlangt, weil sie sich selbst vernichtet, bevor die Übermenschen sich entwickelt haben. Weiter: Blake schätzte die Frauen. Nietzsche hatte für alles Weibliche nur Verachtung übrig. Er war sogar der Überzeugung, daß Frauen eines der Haupthindernisse auf dem Weg des Menschen zum Gottähnlichen seien. Verstehen Sie nun, worauf ich hinauswill?«

»Sie wollen sagen, der Schlächter sei ein Schizophrener, wenn er sowohl der Philosophie von Blake als auch der von Nietzsche anhängt, nicht wahr?«

»Jawohl, und das, obwohl Sie erklären, der Schlächter sei kein Wahnsinniger.«

»Einen Augenblick bitte, Sie können doch nicht...«

»Sie haben es letzte Nacht gesagt...«

»Ich habe nur gesagt, wenn er dem Wahnsinn anheimgefallen sein sollte, dann müsse es sich dabei um eine neue, eine bislang unbekannte Form von Geistesgestörtheit handeln. Ich habe gesagt, er sei nicht in einer der klassischen Formen wahnsinnig.«

»Zu den klassischen Formen gehört die Schizophrenie?«

»Ich denke schon, Ira.«

»Ich halte das trotzdem für eine brauchbare Theorie...«

nun, vielleicht liege ich da wieder einmal völlig falsch... Gott sei mein Zeuge ... Es könnte doch sein, daß der Schlächter sich für einen Übermenschen im Sinne von Nietzsche hält. . . Ein Psychiater würde so etwas sicher Größenwahn nennen. Und Größenwahn ist charakteristisch für Schizophrenie und Paranoia. Glauben Sie immer noch, der Schlächter würde jeden psychiatrischen Test bestehen?«

»Ja.«

»Wissen Sie das, oder spüren Sie das mit Ihren übersinnlichen Gaben?«

»Letzteres.«

»Haben Sie mit dieser Gabe jemals etwas wahrgenommen, das sich später als falsch herausgestellt hat?«

»Nein, nicht direkt falsch. Höchstens solche Dinge wie die Vorstellung, der Name von Edna Mowry sei Edna Stripper.«

»Natürlich, ich kenne Ihren Ruf. Ich weiß, daß man Sie zu den Besten zählt. Ich wollte Ihnen auch nichts unterstellen, Graham. Das verstehen Sie doch sicher, oder? Aber dennoch . . . Ach, ich weiß nicht mehr weiter.«

»So ergeht es mir auch.«

»Graham . . . wenn Sie sich ein Buch mit Gedichten von Blake vornehmen würden, wenn Sie sich eine Stunde lang darin vertiefen würden. . . könnte Sie das auf die gleiche Wellenlänge mit dem Schlächter bringen? Würden Sie daraus eine neue Erkenntnis gewinnen . . . wenn schon nicht eine komplette Vision, so dann doch wenigstens einen Hinweis?«

»Vielleicht könnte das etwas bringen.«

»Würden Sie mir dann einen großen Gefallen tun?«

»Nur heraus damit.«

»Wenn ich gleich einen Boten mit einem Gedichtband von Blake zu Ihnen schicke, würden Sie sich dann eine Stun-

de oder so damit beschäftigen, um herauszufinden, ob etwas dabei herumkommt oder nicht?«

»Sie können es gleich losschicken, aber ich fürchte, ich komme vor morgen nicht zum Lesen.«

»Nicht einmal eine halbe Stunde?«

»Nicht einmal das. Ich muß eines meiner Magazine fertigstellen und bis morgen früh zum Drucker gebracht haben. Ich bin mit dieser Ausgabe bereits drei Tage im Rückstand, das heißtt, ich muß die ganze Nacht durcharbeiten. Aber morgen nachmittag oder am frühen Abend will ich mir gern Blake vornehmen.«

»Vielen Dank. Ich weiß das zu schätzen. Wirklich. Ich zähle auf Sie, denn Sie sind meine letzte Hoffnung. Dieser Schlächter ist mir einfach eine Nummer zu groß. Er ist viel schlauer als ich. Ich drehe mich nur im Kreise und gelange nirgendwohin. Absolut nirgendwohin. Wenn wir nicht bald auf eine solide Spur stoßen, weiß ich nicht mehr ein noch aus.«

## 9

Paul Stevenson trug ein maßgeschneidertes blaues Hemd, eine schwarz und blau gestreifte Seidenkrawatte, einen exklusiven schwarzen Anzug, schwarze Socken und braune Schuhe mit weißen Zierstichen. Als er gegen vierzehn Uhr das Zimmer von Anthony Prine betrat, war er so erregt, daß er gar nicht bemerkte, wie der Showmaster beim Anblick der Schuhe heftig zusammenzuckte. Da es Stevenson nicht möglich war, Prine anzubrüllen oder lautstark mit ihm zu streiten, zog er einen Schmollmund. »Tony, warum hast du Geheimnisse vor mir?« Prine lag auf der Couch und hatte sich ein Polsterkissen unter den Kopf geschoben. Er las gerade in der *New York Times* und brummte: »Was für Geheimnisse?« »Ich habe eben herausgefunden, daß die Gesellschaft auf deine Anweisung hin einen Privatdetektiv angeheuert hat, der Graham Harris nachschnüffeln soll.« »Nicht nachschnüffeln. Ich habe der Agentur nur den Auftrag erteilt, für mich herauszufinden, wo sich Harris zu bestimmten Stunden an bestimmten Tagen aufgehalten hat.«

»Du hast die Anweisung gegeben, der Detektiv dürfe sich Harris oder seiner Freundin nicht direkt nähern. So etwas nenne ich nachschnüffeln. Und du verlangst binnen acht- und vierzig Stunden einen Bericht. Das heißt, der Junge muß sich sputen, und du bezahlst das dreifache Honorar. Wenn du schon unbedingt wissen willst, wo er sich herumgetrieben hat, warum fragst du ihn dann nicht einfach danach?«

»Weil ich denke, daß er mich anlügen würde.«

»Warum sollte er lügen? Und was sind das für Stunden und Tage?«

Prine legte ungehalten die Zeitung beiseite, er hob sich und streckte sich ausgiebig. »Ich möchte in Erfahrung bringen, wo Harris sich aufgehalten hat, als die zehn Frauen ermordet wurden.«

Vor Verblüffung vergaß Stevenson, den Mund zu schließen. Er schluckte und fragte dann: »Aus welchem Grund?«

»Wenn er zu allen zehn Tatzeiten allein war — ob er nun vorgibt, allein gearbeitet zu haben, sich allein einen Film angesehen zu haben, allein einen Spaziergang gemacht zu haben oder was weiß ich —, dann hat er für diese Stunden kein Alibi, und das heißt, er könnte der Schlächter sein.«

»Harris? Der Mörder ... der Schlächter?«

»Könnte doch sein.«

»Du engagierst auf eine vage Vermutung hin einen Privatdetektiv?«

»Ich habe dir schon gesagt, daß ich bei diesem >Hellseher< vom ersten Augenblick an mißtrauisch war. Und wenn sich mein Verdacht bestätigen sollte, dann hätten wir vielleicht einen Knüller an Land gezogen!«

»Aber Harris ist kein Mörder. *Er fängt* und überführt Mörder!«

Prine begab sich an die Bar. »Wenn ein Arzt eine Woche lang fünfzig Patienten gegen Grippe behandelt und in der nächsten Woche noch mal fünfzig, wäre es dann verwunderlich, wenn er sich spätestens in der dritten Woche auch infiziert hätte?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich dir da folgen kann.«

Prine füllte sein Glas mit Bourbon. »Jahrelang schon befaßt sich Harris mit Mord, befaßt sich mit den tiefsten Fasern seines Bewußtseins mit gewaltsamem Tod. Er setzt

sich dabei jedesmal einem Trauma aus, wie es kaum ein anderer erlebt. Er hat sich buchstäblich in die Gedanken von Frauen-, Kinder- und Massenmördern versetzt... Er hat vermutlich mehr Blut und Gewalt gesehen als die dienstältesten Polizisten in New York. Wäre es da nicht denkbar, daß ein Mann, darüber hinaus ein labiler Mann, unter dem Ansturm von soviel Gewalt zerbricht? Wäre es so abwegig, wenn er selber zu einem der Psychopathen geworden ist, denen er jahrelang auf der Spur war?«

»Labil?« Stevenson runzelte die Stirn. »Graham Harris ist genausowenig labil wie du oder ich.«

»Wie gut kennst du ihn denn?«

»Ich habe ihn in der Show gesehen.«

»Ein bißchen mehr solltest du dich schon über ihn informieren.« Prines Blick fiel auf den Spiegel, in dem er sich selbst erkannte. Er strich sich mit einer Hand über das mattweiße Haar.

»Was müßte ich denn noch über ihn wissen?«

»Ich komme dir jetzt vielleicht wie ein Küchenpsychologe vor. Natürlich bin ich nur ein Amateur, aber das heißt nicht, daß ich unbedingt falsch liegen muß. Punkt eins, Graham Harris kam in eher ärmlichen Verhältnissen zur Welt.«

»Einen Moment mal. Sein Vater war Evan Harris, ein bekannter Verleger!«

»Das war sein Stiefvater. Sein richtiger Vater starb, als Graham gerade ein Jahr alt war. Die Mutter arbeitete als Kellnerin, und du weißt ja, wie wenig das Gaststättenpersonal in diesem Land verdient. Die Frau hatte jedenfalls große Mühe, für das Nötigste zu sorgen und auch noch die hohen Arzt- und Medikamentenrechnungen für ihren kranken Mann zu bezahlen. Einige Jahre lang haben Mutter und Sohn von der Hand in den Mund gelebt, und zwar am Rand des Ruins. Solche Verhältnisse hinterlassen unauslöschliche Spuren bei einem Menschen.«

»Und wie hat sie Evan Harris kennengelernt?« frage Stevenson.

»Das weiß ich nicht. Jedenfalls haben sie geheiratet, und danach hat Graham den Namen seines Stiefvaters angenommen. Seine weitere Kindheit verbrachte er dann in einem vornehmen Haus. Nachdem er die Universität abgeschlossen hatte, verfügte er über genügend Zeit und Geld, um sich der Bergsteigerei zu verschreiben und es dort zu einiger Reputation zu bringen. Der Stiefvater ermutigte ihn dazu. In einschlägigen Kreisen galt Graham Harris als Star. Hast du eine Vorstellung davon, wie viele Frauen einen berühmten Bergsteiger als Helden ansehen und entsprechend anhimmeln?«

Stevenson zuckte die Achseln.

»Damit wir uns recht verstehen«, fuhr Prine fort, »diese Damen sind nicht unbedingt wild darauf, an einer Bergexpedition teilzunehmen. Sie zeigen sich lieber mit dem Helden in der Öffentlichkeit, suchen seine Nähe und legen sich auch zu ihm ins Bett. Einer solchen Faszination erliegen mehr Frauen, als man gemeinhin annimmt. Ich weiß auch nicht, was Helden für sie so anziehend macht. Jedenfalls ist Graham Harris gut zehn Jahre lang von Frauen umschwärmmt gewesen. Dann stürzte er ab. Als man ihm die Knochen wieder zusammengeflickt hatte, fürchtete er sich vor dem Bergsteigen.« Prine hörte seine eigene Stimme und berauschte sich an der Theorie, die er in diesem Moment entwickelte. »Er hat seitdem geradezu Panik vor allem, was hoch ist. Verstehst du nun, Paul? Graham kam als ein Niemand auf die Welt, hat die ersten sechs Jahre als Niemand verbracht und wurde über Nacht jemand, als seine Mutter Evan Harris heiratete. Nun ist es seit einiger Zeit auch mit der Bergsteigerei wieder zu Ende. Wäre es da ein Wunder, wenn er in ständiger Angst davor leben würde, wieder ein Niemand zu werden?«

Stevenson trat an die Bar und goß sich einen Bourbon ein.  
»Ist doch wohl kaum wahrscheinlich, daß er wieder ein Niemand wird. Immerhin hat er das Vermögen seines Stiefvaters geerbt.«

»Geld ist nicht dasselbe wie Ruhm. Er war einmal eine gefeierte Persönlichkeit. Selbst im kleinen Kreis der Weltelite unter den Bergsteigern genoß er großes Ansehen. Das geht vielen Menschen so, daß man, hat man Bewunderung einmal genossen, nicht mehr davon lassen kann. Vermutlich ist Graham nun süchtig danach, wieder ein gefeierter Star zu werden. Das kann wirklich auch den Besten widerfahren. Ich habe schon einige Stars erlebt, die in Vergessenheit geraten waren.«

»Ich auch.«

»Wenn ich also mit meiner Theorie richtig liege ... na ja, vielleicht ist Harris zu dem Schluß gekommen, daß berüchtigt unter dem Strich genauso gut ist wie berühmt. Als König der Bergsteiger ist er in die Schlagzeilen gekommen. Als Schlächter kommt er auch in die Schlagzeilen. Er hat wieder seinen Ruhm, auch wenn er unter einem *nom de guerre* auftreten muß.«

»Aber er saß doch letzte Nacht, als Edna Mowry ermordet wurde, bei dir im Studio!«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

»Wie bitte? Er hat doch ihren Tod vorausgesagt!«

»Tatsächlich? Und wenn er uns auf diese Weise nur mitgeteilt hat, wen er zum nächsten Opfer auserkoren hatte?«

Stevenson starnte ihn an, als hätte sein Freund den Verstand verloren.

Der Talkmaster lachte und sagte: »Natürlich hat Graham zusammen mit mir im Studio gesessen. Aber er könnte den Mord ja auch danach begangen haben. Ich habe ein paar Verbindungen spielen lassen und eine Kopie vom Bericht des Gerichtsmediziners erhalten. Darin steht, daß

Edna Mowry irgendwann zwischen dreiundzwanzig Uhr dreißig am Donnerstag und ein Uhr dreißig am Freitag ermordet worden ist. Graham hatte also eine gute Stunde Zeit, um zu Edna zu gelangen.«

Stevenson leerte sein Glas in einem Zug. »Großer Gott, Tony, wenn du recht hättest, wenn du eine solche Story bringen könntest, wird ABC dir sofort eine Live-Show geben! Live und nach deinen eigenen Vorstellungen!«

»Könnte sein.«

Stevenson goß sich ein neues Glas ein und fuhr deutlich ruhiger fort: »Allerdings hast du noch keine Beweise dafür. Mehr als eine Theorie ist es ja leider nicht, und dazu noch eine ziemlich weit hergeholt. Man kann einen Mann nicht schon deswegen verdammen oder verdächtigen, bloß weil er arm zur Welt gekommen ist. Herr im Himmel, deine eigene Kindheit war schlimmer als die von Graham, und aus dir ist kein Massenmörder geworden!«

»Im Augenblick habe ich noch keine Beweise, das ist richtig«, antwortete Prine. Aber wenn man einen Beweis nicht findet, kann man ihn vielleicht konstruieren, fügte er in Gedanken hinzu.

# 10

Sarah Piper verbrachte die erste Hälfte des Freitag- nachmittags damit, ihre Koffer für eine fünftägige Reise nach Las Vegas zu packen. Ernie Nolan, ein Herrenausstatter von der exklusiveren Sorte, der schon seit drei Jahren auf ihrer speziellen Kundenliste stand, fuhr zweimal im Jahr nach Las Vegas und ließ sich dabei gern von Sarah begleiten. Er zahlte ihr fünfzehnhundert Dollar für das Liebesspiel und gab ihr darüber hinaus fünfhundert Dollar für die Casinos.

Sie hatte sich, heute eingerechnet, eine Woche vom *Rhine-stone Palace* freigenommen und war jetzt froh darüber, daß sie am Vorabend ihrer Reise, die morgen in der Frühe beginnen würde, nicht mehr arbeiten mußte. Nachdem sie von Ednas Wohnung zurückgekehrt war, hatte sie nicht länger als zwei Stunden schlafen können. Und diese zwei Stunden waren, was nicht verwundern konnte, voller Alpträume gewesen. Sie wollte heute abend früh ins Bett, um morgen für Ernie ausgeruht und in Form zu sein.

Während sie packte, fragte sie sich, ob mit ihr eigentlich noch alles in Ordnung war. Hatte sie noch ein Herz? Verfügte sie noch über normale Emotionen? Sie hatte letzte Nacht viel geweint, und Ednas Tod war ihr auch sonst sehr nahegegangen. Doch jetzt, am Nachmittag, fühlte sie sich gut und war fröhlich. Sie war sogar richtiggehend aufgereggt, endlich mal wieder für eine Weile aus New York hinauszukommen. Sie horchte in sich hinein, entdeckte aber nirgends eine Spur von Schuldgefühlen. Sie hatte viel von der Welt gesehen, von manchem auch zu

viel — zuviel Gewalttätigkeit, Verzweiflung, Selbstsucht und Schmutz. Sie vermochte sich daher jetzt keinen Vorwurf zu machen, weil ihr Kummer so rasch verflogen war. Das war eben die Art, in der die Menschen in diesen Zeiten überleben konnten, vielleicht nur so überleben konnten. Die Vergeßlichkeit, das Verdrängenkönnen, das war die Nabe des Lebensrads, die geistige Einrichtung, die den Verstand gesund erhielt. Das mochte nicht die edelste menschliche Charaktereigenschaft sein, aber es blieb unbestreitbar die Wahrheit.

Gegen fünfzehn Uhr, als sie gerade den dritten Koffer zuklappte, rief ein Mann an. Er wollte für diesen Abend einen Termin. Sie kannte ihn nicht und sagte ihm das auch, aber er erklärte, sie sei ihm von einem ihrer Stammkunden empfohlen worden. Obwohl er einen nicht unsympathischen Eindruck machte — vor allem gefiel ihr sein weicher Südstaaten-Akzent —, mußte sie ihm absagen, »Wenn Sie schon einen anderen Termin haben«, beharrte der Mann, »kann ich Ihnen genug bieten, daß Sie ihn schlicht vergessen.«

»Es gibt heute abend keinen anderen. Das Problem ist nur, daß ich morgen in aller Frühe nach Las Vegas muß. Und für diese Reise brauche ich meinen Schlaf.«

»Wie hoch ist Ihr üblicher Preis?«

»Zweihundert, aber . . .«

»Okay, ich gebe Ihnen dreihundert.«

Sarah zögerte.

»Vierhundert?«

»Ich kann Ihnen gern ein paar andere Mädchen empfehlen . . .«

»Ich möchte aber nur Sie kennenlernen. Wie ich hörte, sollen Sie die aufregendste Frau in ganz Manhattan sein.«

Sarah lachte. »Das würde sicher eine große Enttäuschung für Sie werden.«

»Ich bin dennoch fest entschlossen. Und wenn ich mich einmal zu etwas entschlossen habe, kann mich nichts auf Gottes Erde mehr davon abbringen. Fünfhundert.«

»Das ist zuviel. Wenn Sie . . .«

»Junge Frau, das ist ein Klacks für mich. Ich habe Millionen im Ölgeschäft gemacht. Fünfhundert, und ich will Sie nicht die ganze Nacht. Ich bin um achtzehn Uhr bei Ihnen. Wir vergnügen uns ein Weilchen, dann lade ich Sie in ein Restaurant ein, und um zweiundzwanzig Uhr sind Sie wieder zu Hause. Da bleibt Ihnen doch wohl noch genügend Zeit, sich für Las Vegas auszuruhen.«

»Sie geben wirklich nicht schnell auf, was?«

»Das ist mein Markenzeichen. Ich bin mit der Gabe der Hartnäckigkeit gesegnet. Bei mir zu Hause nennt man das die Störrigkeit eines Esels.«

Sarah lächelte, als sie antwortete: »Okay, Sie haben gewonnen. Fünfhundert, und Sie versprechen mir, daß ich ab zweiundzwanzig Uhr allein bin.«

»Großes Indianerehrenwort.«

»Sie haben mir noch nicht Ihren Namen genannt.«

»Plover«, antwortete er. »Billy James Plover.«

»Und wie soll ich Sie nennen, Billy James?«

»Billy genügt.«

»Wer hat mich Ihnen empfohlen?«

»Ich möchte seinen Namen nur ungern am Telefon preisgeben.«

»Auch gut. Dann um achtzehn Uhr?«

»Ja, vergessen Sie es bitte nicht.«

»Ich freue mich schon darauf«, lächelte sie.

»Kaum so sehr wie ich«, antwortete Billy.

Obwohl Connie Davis lange geschlafen und ihr Anti-  
quitätengeschäft erst nachmittags geöffnet hatte, und  
obwohl erst ein Kunde gekommen war, war es bereits ein  
erfolgreicher Tag gewesen. Connie hatte sechs ausgezeich-  
net erhaltene spanische Stühle aus dem siebzehnten Jahr-  
hundert verkaufen können. Jedes Stück war aus dunklem  
Eichenholz, hatte nach außen gebogene Beine, die in Tier-  
pfoten ausliefen, und besaß Lehnen mit Dämonenköpfen  
an den Enden, wunderbar geschnitzte Schädel von Oran-  
gengröße. Die Frau, die diese Stühle erstanden hatte, be-  
saß eine Wohnung mit vierzehn Zimmern, von der man ei-  
nen ausgezeichneten Ausblick auf die Fifth Avenue und  
den Central Park hatte. Die Stühle gefielen ihr, und sie woll-  
te sie für das Zimmer erwerben, in dem sie gelegentlich  
ihre Seancen abhielt.

Als Connie später wieder allein in ihrem Geschäft war, be-  
gab sie sich in das Büro, das in einem Alkoven im hinteren  
Teil des Verkaufsraums lag. Sie öffnete ein neues Paket Kaf-  
fee und füllte die Kaffeemaschine.

Während das heiße Wasser durch den Filter lief, hörte Con-  
nie ein lautes Beben der Frontfenster. Sie warf einen Blick  
zur Eingangstür, um nachzusehen, wer gekommen war.  
Aber da war niemand. Die Fenster vibrierten von einer  
plötzlich aufgekommenen winterlichen Wetterbö. Ein fri-  
scher Wind fegte durch die Straßen.  
Connie ließ sich an ihrem aufgeräumten Sheraton-Schreib-  
tisch aus dem späten achtzehnten Jahrhundert nieder und  
wählte die Nummer von Grahams Büro. Sie ließ sich von  
seiner Sekretärin durchstellen, und als er sich meldete,  
sagte sie: »Hallo, Nick.«

»Hallo, Nora.«

»Wenn du mit deiner Arbeit einigermaßen vorangekommen bist, möchte ich dich heute abend gern zum Essen einladen. Ich habe eben den ganzen Satz der spanischen Stühle verkauft und will unbedingt feiern.«

»Tut mir leid, aber ich komme hier nicht weg. Wahrscheinlich muß ich die ganze Nacht durcharbeiten, um die Ausgabe fertigzubekommen.«

»Können deine Mitarbeiter nicht einmal ein paar Überstunden einlegen?«

»Sie haben ihre Arbeit erledigt. Jetzt bin ich an der Reihe, und du weißt ja, wie ich bin. Ich muß alles zweimal und dreimal durchgehen, bevor ich wenigstens ein bißchen zufrieden bin.«

»Gut, dann komme ich in dein Büro und helfe dir.«

»Hier gibt es kaum etwas, bei dem du mir helfen kannst.«

»Dann setze ich mich still in eine Ecke und lese.«

»Ach, Connie, du würdest dich zu Tode langweilen. Geh lieber nach Hause und entspann dich. Ich versuche, gegen ein oder zwei Uhr in der Nacht bei dir zu sein.«

»Nichts da, mein Lieber. Ich verspreche dir, daß ich dir nicht im Weg sein werde, und es macht mir sicher Freude, auf einem Stuhl zu sitzen, etwas zu lesen und dich zu beobachten. Nora braucht heute nacht ihren Nick nämlich sehr. Und ich bringe uns beiden was zu essen mit.«

»Also gut, warum mache ich mir eigentlich selbst etwas vor? Ich sollte doch allmählich wissen, daß ich mich gegen deinen Kopf nicht durchsetzen kann.«

»Eine große Pizza und eine Flasche Wein. Was hältst du davon?«

»Hört sich nicht schlecht an.«

»Wann darf ich kommen?« fragte sie.

»Ich bin eben fast über der Schreibmaschine eingenickt.

Wenn ich heute nacht noch fertig werden will, sollte ich mich ein oder zwei Stunden aufs Ohr legen, am besten, sobald die Belegschaft Feierabend macht. Hm, komm doch so gegen halb acht.«

»Worauf du dich verlassen kannst.«

»Um halb neun dürfen wir uns auf Besuch freuen.«  
»Wer denn?«

»Ein Detective von der Polizei. Er möchte über ein paar neue Fakten sprechen, die sich im Schlächter-Fall ergeben haben.«

»Preduski!« seufzte Connie.

»Nein, einer von seinen Mitarbeitern. Er heißt Bollinger und hat vor ein paar Minuten hier angerufen. Eigentlich wollte er zu uns nach Hause kommen, aber ich habe ihm erklärt, daß wir beide hier bis spät in der Nacht noch arbeiten müßten.«

»Na ja, zumindest können wir vorher noch essen. Ein Gespräch über den Schlächter vor dem Essen würde mir den ganzen Appetit verderben.«

»Dann bis halb acht.«

»Erhol dich gut, Nicky.«

Als das Wasser durchgelaufen war, goß Connie sich heißen Kaffee in eine Tasse, gab Dosenmilch hinzu und ging in den vorderen Teil des Ladens. Sie hockte sich in einen Sessel neben das große, unterteilte Schaufenster. Von dort aus konnte sie zwischen den Fensterspiegelungen ihrer Antiquitäten einen Blick auf die winddurchtoste Zehnte Straße werfen.

Nur wenige Passanten eilten vorgebeugt vorüber. Sie trugen schwere Mäntel, hatten die Hände in den Taschen vergraben und Hut oder Kapuze tief ins Gesicht gezogen.

Vereinzelte Schneeflocken folgten den Luftströmungen

entlang den Gebäudefassaden und wirbelten ziellos über die Bürgersteige.

Connie genoß den heißen Kaffee und fühlte sich behaglich wie eine Katze im Warmen. Fast hätte sie begonnen zu schnurren.

Sie dachte an Graham, und noch mehr Wärme breitete sich in ihr aus. Keine Kälte konnte ihr etwas anhaben, wenn Graham in ihren Gedanken war. Kein Wind. Kein Schnee. Und auch kein Schlächter. Sie fühlte sich bei Graham sicher und geborgen; auch dann, wenn sie nur in Gedanken mit ihm zusammen war. Sie wußte, daß Graham, trotz aller Ängste, die sich nach seinem Absturz in ihm aufgebaut hatten, sein Leben für sie hergeben würde, falls das jemals von ihm verlangt werden sollte. Und eigentlich hätte sie auch ihr Leben für ihn hingegeben, entschied sie in einem romantischen Anflug, wurde dann aber wieder nüchtern. Unwahrscheinlich, daß einer von ihnen beiden jemals vor eine solche Wahl gestellt würde. Dennoch war sie felsenfest davon überzeugt, daß Graham in den kommenden Wochen und Monaten seinen Mut und seine Selbstachtung wiederfinden würde; wiederfinden würde, ohne dafür durch eine schwere Krise gehen zu müssen.

Plötzlich fuhr der Wind mit Macht gegen das Schaufenster. Heulte, stöhnte und klebte Schneeflocken wie Gebilde aus Schaum und Speichel ans Glas.

## 12

Der Raum war lang und schmal. Er hatte einen braunen Kachelboden, beigefarbene Wände, eine hohe Decke und wurde von Leuchtröhren erhellt. Zwei Metall-schreibtische befanden sich direkt hinter der Tür. Auf ihnen standen Schreibmaschinen, Briefablagen, Vasen mit Kunstblumen, und es fand sich auch die kleine Unordnung, die für das Ende eines Arbeitstages typisch war. Zwei gepflegt gekleidete Frauen im gesetzteren Alter saßen hinter den Schreibtischen. Sie waren trotz der eher kalten Atmosphäre in diesem Bürohochhaus von erstaunlicher Freundlichkeit. Fünf Cafeteriatische standen in einer Reihe in einem Neunzig-Grad-Winkel zu den Schreibtischen. Dahinter waren ordentlich zehn Metallstühle aufgestellt. Man hätte diese Einrichtung auf den ersten Blick für ein Schulklassenzimmer halten können. Frank Bollinger stellte sich als Ben Frank vor und erklärte, er arbeite für ein großes New Yorker Architektenbüro. Er benötige die kompletten Baupläne des Bowerton-Hauses. Dann nahm er den Mantel ab und setzte sich hinter den ersten Tisch.

Die beiden Frauen erwiesen sich als so kompetent, wie er sie gleich beim Eintreten eingeschätzt hatte. Es dauerte nicht lange, da brachten sie auch schon aus einem angrenzenden Lagerraum die gewünschten Unterlagen: die Original-Baupläne, Zusatzpläne von Umbauten und anderen Veränderungen, Kostenaufstellungen, Dutzende von unterschiedlichen Bauanträgen, Endkostenabrechnungen, Umbaukalkulationen, Fotografien, Schriftwechsel... alle Unterlagen, die — gemäß den Datenschutzvor-

Schriften — im Zusammenhang mit dem Bowerton-Gebäude standen und im Laufe der Jahre über die städtischen und staatlichen Schreibtische gegangen waren. Ein beachtlicher Papierstoß lag nun vor Frank Bollinger; jedes einzelne Blatt kategorisiert, gekennzeichnet und in der richtigen Reihenfolge eingeordnet.

Das Bowerton-Hochhaus wies zweiundvierzig Stockwerke auf, lag in einem Geschäftskomplex in der Lexington Avenue, war im Jahre 1929 fertiggestellt worden und hatte seitdem keine substantiellen baulichen Veränderungen erfahren. Es gehörte zu den Art-Deco-Vorzeigegebäuden in Manhattan, war stilistisch eigentlich noch typischer als das zu Recht gerühmte Chanin-Hochhaus aus derselben Periode, das sich nur wenige Straßen weiter erhob. Vor gut einem Jahr hatte eine Gruppe von besorgten Bürgern eine Initiative gestartet, deren Ziel es war, das Bowerton-Haus unter Denkmalschutz zu stellen, um die einmalige Fassade davon zu verschonen, im Zuge irgendeiner >Modernisierung< oder >Stadtsanierung< verunstaltet oder gar abgerissen zu werden. Viel mehr interessierte Bollinger jedoch das Büro von Graham Harris im vierzigsten Stock des Gebäudes. Eine Stunde und zehn Minuten lang studierte Bollinger die Pläne und sonstigen Unterlagen. Er prägte sich alles ein: die Haupteingänge, Lieferanteneingänge, Notausgänge, Standorte und technische Ausstattung der sechzehn Fahrstühle. Die Lage der beiden Treppenhäuser. Das eher bescheidene elektronische Überwachungssystem (praktisch nur eine Wachstation mit Monitoren und Fernsehkameras, die man im Jahre 1969 installiert hatte). Und er studierte das alles mehrere Male, bis er sicher war, kein noch so kleines Detail übersehen zu haben. Kurz nach sechzehn Uhr dreißig erhob er sich von seiner Lektüre, gähnte und streckte sich. Er lächelte und pfiff leise vor sich hin, als er seinen Mantel anzog.

Zwei Straßen weiter betrat er eine Telefonzelle und rief Billy an. »Ich habe alles abgecheckt.«

»Das Bowerton?«

»Genau.«

»Was hältst du davon?«

»Dürfte zu schaffen sein.«

»Guter Gott. Bist du dir auch ganz sicher, Frank?«

»So sicher, wie man nur sein kann, bevor es losgeht.«

»Vielleicht sollte ich dir irgendwie helfen. Vielleicht könnte ich... .«

»Nein«, antwortete Bollinger entschieden. »Falls irgend etwas schiefgehen sollte, kann ich immer noch meine Polizeimarke anstecken und sagen, ich müsse hier einige Ermittlungen anstellen. Danach findet sich sicher eine Möglichkeit zum unauffälligen Verschwinden. Wenn wir hingegen beide dort angetroffen würden, wie wollten wir dann deine Anwesenheit erklären?«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Wir bleiben beim ursprünglichen Plan.«

»Einverstanden.«

»Du bist um zweiundzwanzig Uhr am Hintereingang.«

»Und was, wenn du ins Haus gelangst und dann feststellen mußt, daß es so nicht funktioniert?« fragte Billy. »Ich möchte nicht ewig am Treffpunkt warten ...«

»Falls ich das Projekt wirklich abbrechen sollte«, antwortete Bollinger, »rufe ich dich rechtzeitig an. Wenn du also keinen Anruf von mir erhältst, stehst du um zweiundzwanzig Uhr am Hintereingang!«

»Natürlich. Und was dann? Ich warte dort nicht länger als eine halbe Stunde. Länger kann ich da wirklich nicht bleiben.«

»Das reicht völlig aus.«

Billy atmete hörbar erleichtert aus. »Und wir beide stellen diese Stadt auf den Kopf!«

»Morgen nacht macht die ganze Stadt kein Auge zu.«

»Hast du dir schon überlegt, was du diesmal an die Wand schreiben willst?«

Bollinger wartete, bis ein rumpelnder Omnibus an der Zelle vorübergefahren war. Er hatte sich etwas Besonderes einfallen lassen und wollte jetzt, daß Billy diese Wahl gebührend schätzen konnte. »Klar doch. Ich habe mir was Hübsches von Nietzsche ausgesucht: >Ich will die Menschen den Sinn ihrer Existenz lehren, welcher ist der Übermensch, der Blitz aus der dunklen Wolke Mensch. <«

»Oh, das ist ja großartig«, rief Billy. »Mir wäre selbst wahrscheinlich nichts Besseres eingefallen!«

»Danke.«

»Und nichts von Blake?«

»Nur ein Fragment aus der Siebenten Nacht in den *Vier Zoas*: >Herzen, dem Lichte bloßgelegt.. <«

Billy lachte grimmig.

»Ich wußte, es würde dir gefallen.«

»Ich schließe daraus, daß du dir für diese Herrschaften vorgenommen hast, ihre Herzen bloßzulegen?«

»Natürlich«, sagte Bollinger. »Ihre Herzen und alles andre, von der Kehle bis zum Unterleib.«

## 13

Pünktlich um achtzehn Uhr ging die Türglocke. Sarah Piper öffnete. Ihr berufsmäßiges Lächeln verschwand, als sie den Mann sah, der im Korridor stand. »Was machen *Sie* denn hier?« fragte sie überrascht. »Darf ich hereinkommen?«

»Also...«

»Sie sehen heute abend bezaubernd aus. Geradezu phantastisch.«

Sarah trug einen dunkelorangefarbenen Hosenanzug aus einem dünnen, halbtransparenten Material. Ein tiefer Ausschnitt verriet fast zuviel von ihren cremeweißen Brüsten. Verlegen schob sie rasch eine Hand über das Dekollete und zog mit den Fingern den Stoff zusammen. »Es tut mir leid, aber ich kann Sie nicht hereinbitten. Ich erwarte gleich Besuch.«

»Ganz recht, Sie erwarten mich«, erklärte er. »Billy James Plover.«

»Wie bitte? So heißen Sie doch nicht.«

»Leider doch. Unter diesem Namen wurde ich geboren. Später habe ich ihn dann geändert.«

»Warum haben Sie mir am Telefon nicht Ihren richtigen Namen genannt?«

»Ich habe einen Ruf, auf den ich achten muß.« Immer noch etwas verwirrt trat Sarah zur Seite, um ihren Gast in die Wohnung zu lassen. Sie schloß hinter ihm die Tür und schob die Kette vor. Sie war sich bewußt, daß sie sich sehr unhöflich verhielt, aber sie konnte einfach nicht anders, als diesen Mann anzustarren. Außerdem fiel ihr nichts ein, was sie hätte sagen können.

»Sie wirken etwas schockiert, Sarah.«

»Ja«, schluckte sie, »wahrscheinlich bin ich das auch. Es ist nur so, daß Sie auf mich nicht den Eindruck eines Mannes machen, der Frauen. . . der zu einer wie mir kommt.«

Er hatte, seit sie die Tür geöffnet hatte, sein Lächeln nicht abgesetzt. Nun wurde aus dem Lächeln ein breites Grinsen. »Was sollte mit jemandem wie Ihnen nicht stimmen? Was sollte falsch daran sein, wenn jemand wie ich zu Ihnen geht? Außerdem sehen Sie wahrlich umwerfend aus.«

Das ist doch verrückt, dachte sie.

»Ihre Stimme ....« sagte sie leise.

»Der Südstaaten-Akzent?«

»Ja.«

»Die ist ebenso wie mein Geburtsname Teil meiner Vergangenheit. Wäre es Ihnen lieber, wenn ich auf den Akzent verzichten würde?«

»Ja, bitte. Sie reden wie dieser, wie dieser. . . nein, es hört sich einfach nicht richtig an. Geradezu unheimlich.« Sie preßte die Arme um den Leib, als ihr plötzlich ein Frösteln über den Rücken kroch.

»Unheimlich? Schade, ich dachte, es würde Sie amüsieren. Nun, wenn ich wieder Billy bin. . . wie soll ich es erklären... es gehört einfach dazu, macht mir großen Spaß . . . dann komme ich mir wie eine ganz neue Persönlichkeit vor.« Das Grinsen blieb, aber seine Augen sahen sie hart an. »Irgend etwas stimmt nicht«, sagte er. »Irgendwie ist der Anfang zwischen uns total danebengangen. Vielleicht steckt sogar etwas noch Schlimmeres dahinter. Ich habe recht, nicht wahr, etwas noch Schlimmeres . . . Wenn Sie nicht mit mir ins Bett wollen, dann sagen Sie es am besten jetzt gleich. Vermutlich ist etwas an mir, das Sie abstoßt. Ich habe bei Frauen nicht nur Er-

folge vorzuweisen. Um ehrlich zu sein, in der Mehrzahl der Fälle habe ich Pech gehabt. Gott sei mein Zeuge. Also sagen Sie es lieber gleich, und dann verschwinde ich auf der Stelle. Ich hätte vermutlich sogar Verständnis dafür und wäre Ihnen keineswegs böse.«

Sarah fand zu ihrem professionellen Lächeln zurück und schüttelte den Kopf. Das lange blonde Haar tanzte unnachahmlich auf und ab. »Verzeihen Sie bitte. Es besteht kein Grund für Sie, mich so schnell wieder zu verlassen. Ich war nur so überrascht, Sie hier zu sehen. Mehr war wirklich nicht dahinter.«

»Ganz ehrlich?«

»Ganz ehrlich.«

Er warf von der Diele aus einen Blick in ihr Wohnzimmer und berührte mit einem Finger das antike Gefäß neben der Tür, das als Schirmständer diente. »Sie haben es wirklich nett hier.«

»Vielen Dank.« Sie öffnete die Tür zur Dielengarderobe und nahm einen freien Kleiderhaken von der Stange. »Geben Sie mir Ihren Mantel.«

Er befreite sich von dem schweren Stück und reichte es ihr.

Nachdem sie den Mantel aufgehängt hatte, sagte sie: »Ihre Handschuhe auch. Ich schiebe sie in die Manteltaschen.«

»Die Handschuhe möchte ich lieber anbehalten.«

Als sie sich wieder zu ihm umdrehte, stand er zwischen ihr und der Wohnungstür. Er hielt ein Klappmesser mit einer gefährlich aussehenden Klinge in der Rechten.

»Stecken Sie das wieder weg!, sagte sie streng.

»Wie bitte?«

»Stecken Sie das wieder weg!«

Er lachte.

»Mir ist es ernst damit!«

»Sie sind die coolste Braut, die mir je über den Weg gelau-  
fen ist.«

»Stecken Sie das Messer wieder in die Tasche. Stecken Sie  
es weg, und dann machen Sie, daß Sie von hier ver-  
schwinden.«

Er zeigte mit der Klingenspitze auf sie und sagte: »Sobald  
sie begriffen haben, daß ich ihnen die Kehle aufschlitzen  
werde, brabbeln sie meistens die dümmsten Sachen. Ich  
glaube nicht, daß eine von ihnen wirklich gedacht hat, sie  
könnte mich mit solchen Sprüchen loswerden. Und jetzt  
stehen Sie vor mir. So cool. So abgebrüht.« Sie wich zur  
Seite und rannte aus der Diele ins Wohnzim-  
mer. Ihr Herz hämmerte wie wild, und sie zitterte am gan-  
zen Leib. Aber sie war fest entschlossen, sich von der  
Angst nicht lahmen zu lassen. Ein Revolver lag in der  
Schublade ihres Nachttischchens. Wenn sie ins Schlaf-  
zimmer gelangen und vor dem Mann die Tür schließen  
und sperren konnte, gewann sie vielleicht die nötigen  
Sekunden, um die Waffe in die Hand bekommen zu kön-  
nen.

Mit zwei oder drei Schritten hatte er sie eingeholt und  
packte sie an der Schulter.

Sie versuchte sich loszureißen.

Er war stärker, als er auf den ersten Blick wirkte. Seine Fin-  
ger stachen wie Klauen in ihr Fleisch. Er drehte sie herum  
und stieß sie.

Sie verlor das Gleichgewicht, prallte gegen den Couch-  
tisch und stolperte darüber. Ihr Oberschenkel stieß  
schmerhaft mit einem der Holzbeine zusammen. Der  
Schmerz drohte im ersten Augenblick das ganze Bein zu  
lahmen.

Er stand über ihr. Die Rechte hielt noch das Messer, und  
er grinste.

»Schweinehund«, zischte sie.

»Es gibt zwei Möglichkeiten für Sie zu sterben, teuerste Sarah. Entweder versuchen Sie, mir zu entkommen und mir Widerstand zu leisten. Damit würden Sie mich zwingen, Sie auf der Stelle zu töten. Es würde mit Sicherheit langsam, schmerhaft und quälend. Oder: Sie kooperieren. Sie gehen mit mir ins Schlafzimmer und bereiten mir den Spaß, für den Sie gewöhnlich bezahlt werden. Dafür würde ich Ihnen versprechen, Ihnen einen raschen und schmerzfreien Tod zukommen zu lassen.« Jetzt nur keine Panik, hämmerte sie sich in Gedanken ein. Du bist Sarah Piper, und du hast dich aus dem Nichts nach oben gearbeitet. Du hast etwas aus deinem Leben gemacht, und du bist schon ein Dutzendmal zu Boden gegangen; sowohl im wortwörtlichen wie auch im übertragenen Sinne, und jedesmal bist du aus eigener Kraft wieder auf die Füße gekommen. Auch diesmal wirst du wieder auf die Füße kommen. Du wirst diese Geschichte hier überleben. Du wirst, verdammt noch mal! Du wirst, du wirst, du wirst!

»Okay«, sagte sie und stand auf.

»Braves Mädchen.« Er behielt das Messer in der Rechten und knöpfte das Oberteil ihres Hosenanzugs auf. Seine Finger glitten unter den dünnen Stoff. »Hm, nicht schlecht«, grinste er anerkennend.

Sie schloß die Augen, als er seinen Körper näher an sie heranschob.

»Ich sorge dafür, daß du auch etwas Spaß daran haben wirst.«

Das plump-vertrauliche *>Du<* versetzte sie in Alarmzustand. Sie zog das Knie an und stieß es ihm in den Schritt.

Obwohl sie das Ziel nicht direkt traf, wankte er einen Schritt zurück.

Ihre Finger bekamen die Tischlampe zu fassen. Sie warf

sie nach ihm. Ohne abzuwarten, ob das Geschoß ihn getroffen hatte, sprang sie auf, stürzte ins Schlafzimmer und warf die Tür hinter sich ins Schloß. Bevor sie abschließen konnte, warf er sich mit aller Kraft auf der anderen Seite dagegen und drückte sie eine Handbreit weit auf.

Sie drückte dagegen, so fest sie konnte, doch er war stärker als sie. Sie wußte, daß sie ihn kaum länger als ein oder zwei Minuten aufhalten konnte. Sie beschloß, in dem Moment, in dem er sich wieder gegen die Tür werfen würde, keinen Widerstand zu leisten, sondern zum Nachttisch zu rennen, wenn er überrascht zu Fall kommen würde.

Er polterte in den Raum und verlor für einen Sekundenbruchteil die Balance.

Sie riß die Schublade auf und griff nach der Pistole. Eine Faust schlug sie ihr aus der Hand. Die Waffe krachte klappernd gegen die Wand, fiel zu Boden und war außerhalb von Sarahs Reichweite.

Warum schreist du nicht? fragte sie sich überrascht. Warum hast du nicht das Haus zusammengebrüllt, solange du ihn noch an der Schlafzimmertür aufhalten konntest? Es ist zwar unwahrscheinlich, daß dich jemand in den schalldicht abgedämmten Wohnungen gehört hätte, aber zumindest hättest du es versuchen können, als du noch eine Chance hattest!

Sie wußte, warum sie nicht um Hilfe gerufen hatte. Sie war Sarah Piper, und Sarah Piper hatte in ihrem Leben noch nie jemanden um Hilfe gebeten. Sie hatte stets ihre Probleme selbst gelöst, hatte ihre Schlachten allein geschlagen. Sie war zäh und hart, und sie war stolz darauf. Eine Sarah Piper schrie nicht.

Sie hatte Angst, und ihr war schlecht, aber sie wußte, daß sie ebenso sterben würde, wie sie gelebt hatte. Wenn sie

jetzt zusammenbrach, wenn sie jetzt, da es keine Rettung mehr gab, wimmern und jammern würde, wäre ihr ganzes Leben eine Lüge gewesen. Wenn ihr Leben etwas bedeutet hatte, irgend etwas bedeutet hatte, dann mußte sie auch so sterben, wie sie gelebt hatte: zäh, hart und stolz. Sie spuckte ihm ins Gesicht.

## 14

**M**orddezernat.«

»Ich möchte mit einem Detective sprechen.«

»Mit welchem?«

»Ganz gleich, mit irgendeinem. Ist mir egal.«

»Lieg ein Notfall vor?«

»Ja.«

»Von wo rufen Sie an?«

»Tut nichts zur Sache. Ich will einen Kriminalbeamten sprechen.«

»Ich bin verpflichtet, Ihren Namen, Ihre Adresse und Ihre Telefonnummer zu notieren...«

»Vergessen Sie den Scheiß. Entweder ich bekomme einen Detective an den Hörer, oder ich hänge augenblicklich ein!«

»Hier spricht Detective Martin.«

»Ich habe gerade eine Frau umgebracht.«

»Von wo rufen Sie an?«

»Aus ihrer Wohnung.«

»Wie lautet die Adresse?«

»Sie war ein flotter Käfer.«

»Wie hieß sie?«

»Sarah.«

»Kennen Sie ihren Nachnamen?«

»Piper.«

»Buchstabieren Sie bitte.«

»P-i-p-e-r. Piper.«

»Sarah Piper?«

»Richtig.«

»Und wie heißen Sie?«  
»Der Schlächter.«  
»Wie heißen Sie richtig?«  
»Das sage ich Ihnen nicht.«  
»Doch, das werden Sie mir sagen. Denn nur aus diesem Grund haben Sie hier angerufen.«  
»Nein, ich habe angerufen, um Ihnen mitzuteilen, daß ich in dieser Nacht noch ein paar Menschen mehr ermorden werde.«  
»Wen zum Beispiel?«  
»Darunter ist die Frau, die ich liebe.«  
»Und wie heißt sie?«  
»Ich wünschte, es bliebe mir erspart, sie zu ermorden.«  
»Dann lassen Sie es doch.«  
»Ich fürchte, sie verdächtigt mich.«  
»Warum können wir dann nicht eine andere Lösung. ...«  
»Nietzsche hatte recht.«  
»Wer?«  
»Nietzsche.«  
»Wer ist das denn nun schon wieder?«  
»Ein Philosoph.«  
»Aha.«  
»Er hatte recht mit dem, was er über Frauen sagte.«  
»Und was hatte er über Frauen zu sagen?«  
»Daß sie uns immerzu im Weg sind. Sie hindern uns daran, perfekt zu werden. All die Energien, die wir damit verschwenden, ihnen den Hof zu machen, all die Zeit und Mühe, die wir aufwenden, bis wir sie vögeln können. Die pure Verschwendug! All diese verschwendete Energie, die wir aufbringen, könnte einem besseren Zweck zugeführt werden, könnte zum Nachdenken und Forschen verwendet werden. Wenn wir unsere Kräfte nicht so sehr mit Frauen vergeuden würden, könnten wir uns zu dem entwickeln, wozu wir ausersehen sind.«

»Und wozu sind wir aussersehen?«

»Versuchen Sie, mich hinzuhalten, um den Apparat ausfindig zu machen, von dem ich spreche?«

»Nein, keineswegs.«

»Doch, natürlich versuchen Sie das.«

»Nein, wirklich nicht.«

»Ich verlasse diese Wohnung in spätestens einer Minute. Ich wollte Ihnen ohnehin nur mitteilen, daß Sie morgen erfahren werden, wer ich bin. Morgen wissen Sie, wer der Schlächter ist. Aber fangen können Sie mich trotzdem nicht. Denn ich bin der Blitz aus der dunklen Wolke Mensch.«

»Lassen Sie uns doch versuchen...«

»Auf Wiedersehen, Detective Martin.«

Freitag abend gegen neunzehn Uhr fiel feiner Pulverschnee auf Manhattan, der sich bald zu einem regelrechten Schneesturm auswuchs. Die Flocken sanken in endlosen Reihen aus dem schwarzen Himmel und schufen auf den dunklen Straßen eigenartige Muster, die sich ständig veränderten.

Frank Bollinger saß in seinem Wohnzimmer und betrachtete die Abermillionen kleiner Flocken, die an seinem Fenster vorüberzogen. Der Schneefall kam ihm äußerst gelegen. Das Wochenende stand bevor, und besonders nach einem solchen Wettersturm würde sich bis auf Harris und seine Freundin niemand länger als nötig im Bowerton-Gebäude aufhalten. Die Chancen, zu den beiden zu gelangen und seinen Plan Punkt für Punkt durchzuführen, hatten sich erheblich verbessert. Der Schnee war sein Verbündeter.

Um neunzehn Uhr zwanzig nahm er seinen Mantel vom Garderobenhaken, zog ihn an und knöpfte ihn zu. Die Pistole befand sich bereits in der rechten Manteltasche. Er hatte sich gegen seine Dienstwaffe entschieden, denn deren Patronenhülsen wären zu leicht zu identifizieren gewesen. Er hatte sich mit einer Walther PPK ausgestattet, einer kompakten 38er, die seit 1969 nicht mehr in die USA eingeführt werden durfte. (Mittlerweile war eine etwas klobigere Ausführung, die Walther PPK/S, für den amerikanischen Markt entwickelt worden; sie ließ sich nicht so unauffällig am Körper tragen wie das ursprüngliche Modell.) Bollinger hatte einen Schalldämpfer an den Lauf geschraubt; kein selbstgebastelter Tand, sondern ein

eigens für diese Ausführung von Walther angefertigtes Stück, das aufgrund seiner Präzision bei verschiedenen europäischen Polizei-Eliteeinheiten Verwendung fand. Selbst mit dem Schalldämpfer ließ sich die Waffe bequem und unauffällig in der Manteltasche unterbringen. Bollinger hatte die Pistole einem Toten abgenommen, einem Mann, der des Drogenhandels und der Zuhälterei verdächtigt worden war. Kaum hatte er damals die Waffe entdeckt, da wußte er auch schon, daß er sie unbedingt in seinen Besitz bringen mußte. Er hatte sie eingesteckt und den Fund nicht angegeben, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Das war nun ein Jahr her, aber erst heute fand er eine Gelegenheit, sie einzusetzen.

In der linken Manteltasche befand sich eine Schachtel mit fünfzig Patronen. Er glaubte zwar nicht, daß er mehr Munition benötigen würde, als im Magazin der Pistole enthalten war, aber Bollinger gehörte zu den Menschen, die sich auf keine Eventualitäten einlassen.

Er verließ seine Wohnung und nahm im Treppenhaus zwei Stufen gleichzeitig. Er konnte den Beginn der Jagd kaum erwarten.

Draußen trieb der Wind die härter gewordenen Schneeflocken wie Geschosse vor sich her. Sie stachen im Gesicht wie Glassplitter. Die Nachtböen heulten gespenstisch durch die Schluchten zwischen den Wolkenkratzern und zerrten wie von Sinnen an den Ästen der Bäume.

Grahams Büro war das größte von fünf Zimmern in der Harris-Publications-Suite im vierzigsten Stock des Bowerton-Gebäudes. Der Raum sah nicht so aus, als würden hier Geschäfte abgewickelt. Er war mit echtem, nicht furniertem, dunklen Holz getäfelt. Die schalldämmende Decke war beige gestrichen. Die von der Decke bis zum

Boden reichenden dunkelgrünen Übergardinen paßten zum Plüschteppich. Der Schreibtisch war früher ein Hügel von Steinway gewesen. Die Saiten und das sonstige Innenleben waren entfernt, der Deckel gesenkt worden. Hinter dem Schreibtisch reihten sich Regale an der Wand, die vollgestopft waren mit Werken über das Skifahren und das Bergsteigen. Vier Stehlampen mit auf alt getrimmten Keramikschirmen spendeten Licht. Gläserne Strümpfe, wie sie früher das Gaslicht umgaben, verbargen die Glühbirnen. Hinzu kamen zwei Leselampen aus Messing auf dem Schreibtisch. Ein kleinerer Konferenztisch mit vier Sesseln nahm den Platz vor den großen Fenstern ein. Ein reichverzierter britischer Kleiderständer aus dem siebzehnten Jahrhundert stand im Flur vor der Tür. Eine antike Bar mit Spiegelverglasung und Holzintarsien nahm den Platz neben der Tür zum Empfangszimmer ein. An den Wänden hingen Fotografien von Bergsteiger-Teams in Aktion. Mittendrin ein Ölgemälde mit einem schneedeckten Gipfel. Der Raum ähnelte eher dem privaten Arbeitszimmer eines emeritierten Professors, in dem er zu einer guten Pfeife die Bücher las, die er sich immer schon hatte vornehmen wollen, und zu dessen Füßen ein zusammengerollter Spaniel lag. Connie öffnete die foliengeschützte Schachtel auf dem Konferenztisch. Dampf stieg von der Pizza auf, und ein würziger Duft erfüllte das Zimmer. Der Wein war gut gekühlt. In der Pizzeria hatte Connie darum gebeten, die Flasche so lange im Kühlschrank zu belassen, bis die Pizza gebacken und verpackt war. Hungrig aßen und tranken sie ein paar Minuten lang, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Endlich fragte sie: »Na, hast du ein Nickerchen gemacht?«

»Was der Körper braucht, soll man ihm nicht verwehren.«

»Und wie lange?«  
»Zwei Stunden.«  
»Hast du gut geschlafen?«  
»Wie ein Toter.«  
»So siehst du aber nicht aus.«  
»Wie ein Toter?«  
»Du siehst nicht so aus, als hättest du dich ausgeruht.«  
»Vielleicht habe ich mir nur eingebildet, ich hätte geschla-  
fen.«  
»Du hast schwarze Ringe unter den Augen.«  
»Mein Rudolph-Valentino-Look.«  
»Du solltest Schluß machen und dich zu Hause ins Bett le-  
gen.«  
»Damit mir morgen früh der Drucker an die Gurgel  
fährt?«  
»Deine Magazine erscheinen *vierteljährlich*. Da machen  
ein paar Tage mehr oder weniger doch nicht soviel aus.«  
»Du vergißt wohl, daß du es hier mit einem Perfektioni-  
sten zu tun hast.«  
»Wie könnte ich das jemals vergessen?«  
»Und zwar einem Perfektionisten, der dich liebt.«  
Sie warf ihm eine Kußhand zu.

Frank Bollinger parkte seinen Wagen in einer Seitenstra-  
ße und lief die drei Häuserblocks zum Bowerton-Gebäu-  
de zu Fuß.

Eine kaum zentimeterdicke Schneedecke, die jedoch be-  
ständig wuchs, lag auf Bürgersteigen und Straße. Bis auf  
ein paar Taxis, die für diese Wetterverhältnisse zu schnell  
vorüberfuhren, war so gut wie kein Verkehr auf der Lex-  
ington Avenue.

Der Haupteingang zum Bowerton-Gebäude erhob sich  
sieben Meter vom Bürgersteig zurückversetzt. Vier glä-  
serne Drehtüren führten hinein, von denen drei zu dieser

späten Stunde verschlossen waren. Im Gebäude selbst erwartete den Besucher eine große Empfangshalle mit viel Marmor, Messing- und Kupferverzierungen. Warmes, dunkelgelbes Licht erhelle den Raum. Bollinger klopfte kurz von außen auf die Pistole und betrat das Gebäude.

Eine Fernsehkamera auf einer kleinen Stützstrebe war auf die einzige unverschlossene Drehtür gerichtet.

Bollinger stampfte mit den Füßen auf, um die Schuhe vom Schnee zu befreien und der Kamera ausreichend Zeit zu geben, ihn aufzunehmen. Der Mann im Wachraum würde kaum Verdacht schöpfen, wenn ein Neuankömmling der Kamera bereitwillig sein Gesicht zeigte. Ein uniformierter Wachmann hockte vor den vordersten Fahrstühlen hinter einem Pult.

Bollinger marschierte auf ihn zu und verließ den Aufnahmebereich der Kamera,

»'n Abend«, brummte der Wachmann.

Im Gehen zog Bollinger seine Brieftasche aus dem Mantel und zeigte seine Dienstmarke vor. »Polizei.« Seine Stimme hallte geisterhaft von der hohen Decke und den Marmorwänden wider.

»Stimmt was nicht?« fragte der Wachmann.

»Macht hier im Gebäude irgendwer heute Überstunden?«

»Vier Personen.«

»Alle zusammen in einem Büro?«

»Nein. Was ist denn los?«

Bollinger zeigte auf die aufgeschlagene Registratur auf dem Pult. »Ich brauche die vier Namen.«

»Mal sehen... Harris, Davis, Ott und MacDonald.«

»Wo finde ich Ott?«

»Sechzehnter Stock.«

»In was für einem Büro?«

»Cragmont-Importe.«

Der Wachmann hatte ein blasses, rundes Gesicht. Er trug einen Schnurrbart wie Oliver Hardy über dem weichen Mund. Als er den Polizeibeamten neugierig ansah, verschwand der Schnurrbart beinahe unter den Nasenlöchern.

»Und MacDonald?«

»Auch im sechzehnten.«

»Arbeitet er mit Ort zusammen?«

»Ja.«

»Und es sind wirklich nur diese vier?«

»Nur diese vier.«

»Vielleicht ist jemand in seinem Büro aufgehalten worden, ohne daß Sie davon in Kenntnis gesetzt wurden.«

»Ausgeschlossen. Ab siebzehn Uhr dreißig muß jeder, der ins Haus will, bei mir vorbei und sich in die Liste eintragen. Um achtzehn Uhr gehen wir durch die Etagen und stellen fest, wer Überstunden macht. Wir fragen die Betreffenden dann, wie lange es wohl noch dauern kann. Sobald sie dann das Haus verlassen, geben sie hier bei mir Bescheid. Die Hausverwaltung hat strenge Sicherheitsvorkehrungen für einen Brandfall erlassen. Diese Personalliste gehört dazu.« Er schlug leicht auf die Registratur. »Falls jemals ein Feuer ausbrechen sollte, wissen wir genau, wo im Gebäude sich noch Personen aufhalten.«

»Und was ist mit Handwerkern, Putzfrauen und dergleichen?«

»Was soll mit denen sein?«

»Arbeitet jemand von ihnen im Moment im Haus?«

»Nicht am Freitagabend.«

»Ohne Ausnahme?«

»Natürlich ohne Ausnahme.« Es war ihm deutlich anzusehen, daß ihm diese Befragung auf die Nerven ging und

er sich schon überlegte, ob er nicht einfach schweigen sollte. »Die kommen alle erst morgen.«

»Und der Wartungsdienst?«

»Schiller. Er hat die Nachschicht.«

»Wo ist Schiller?«

»Unten, im Keller.«

»Was macht er im Keller?«

»Ich glaube, er sieht nach einer der Wärmepumpen.«

»Arbeitet er allein?«

»Klar.«

»Wie viele Wachmänner halten sich hier auf?«

»Wollen Sie mir nicht endlich sagen, was das alles soll?«

»Gott im Himmel, Mann, wir haben einen Notfall!« fuhr Bollinger ihn an. »Also, wie viele Wachmänner gibt es hier noch außer Ihnen?«

»Nur zwei. Was denn für ein Notfall?«

»Eine Bombendrohung.«

Der Wachmann verzog den Mund. Der Schnurrbart sah ganz so aus, als würde er ihm jeden Moment aus dem Gesicht fallen. »Sie machen wohl einen Scherz, oder?«

»Ich wünschte, es wäre nur ein Scherz.«

Der Wachmann bequemte sich von seinem Hocker und trat hinter dem Pult hervor.

Zur gleichen Zeit zog Bollinger die Walther aus der Manteltasche.

Der Wachmann wurde kalkweiß. »Was ist denn das?«

»Eine Pistole. Lassen Sie Ihre hübsch stecken.«

»Hören Sie, eine Bombendrohung ... mir wurde davon keine Meldung gemacht. Und ich habe die Polizei nicht gerufen.«

Bollinger lachte.

»Ehrlich, glauben Sie mir!«

»Ich glaube Ihnen ja.«

»Was ist denn das ... die Pistole hat ja einen Schalldämpfer!«

»Fein beobachtet.«

»Aber Polizisten tragen keine ...«

Bollinger schoß ihm aus nächster Nähe zweimal in die Brust.

Der Aufprall der Kugeln schleuderte den Wachmann gegen die Marmorverkleidung an der Wand. Einen Augenblick lang blieb er dort kerzengerade stehen, so, als befände er sich bei einer Musterung und warte darauf, daß jemand seine Körpergröße messen würde. Dann brach er vornüber zusammen.

## ZWEITER TEIL

FREITAG

20.01 Uhr bis 20.30 Uhr

### 16

**B**ollinger wandte sich augenblicklich von dem Toten ab und warf einen Blick auf die Drehtüren. Niemand benutzte sie. Niemand ging draußen auf der Straße vorüber. Niemand hatte den Mord mit angesehen. Rasch, aber gelassen schob er die Waffe wieder in die Manteltasche und packte den Wachmann unter den Armen. Er zog ihn in eine Nische zwischen den beiden ersten Reihen von Fahrstühlen. Jeder, der nun das Gebäude betrat, würde eine menschenleere Empfangshalle sehen. Der Tote starrte ihn an. Der Schnurrbart wirkte jetzt so, als sei er auf die Oberlippe aufgemalt worden. Bollinger untersuchte die Taschen des Wachmanns. Er fand Vierteldollar- und 10-Cent-Stücke, eine zerknitterte Fünf-Dollar-Note und einen Schlüsselbund mit sieben Schlüsseln.

Bollinger kehrte in die Empfangshalle zurück. Er wollte sich geradewegs auf die unverschlossene Tür zubewegen, entschied sich dann jedoch dagegen, denn damit würde er wieder in den Aufnahmebereich der Kamera geraten. Wenn die Wachmänner an den Monitoren entdeckten, wie ein Unbefugter versuchte, die Tür abzusperren, mußten sie mißtrauisch werden. Sie würden hierherkommen und nachsehen. Damit hätte er seinen

sperren, mußten sie mißtrauisch werden. Sie würden hierherkommen und nachsehen. Damit hätte er seinen größten Vorteil, den der Überraschung, verloren. Er rief sich die Einzelheiten auf den Bauplänen ins Gedächtnis zurück, die er am Nachmittag studiert hatte. Dann lief er leise zur Rückseite der Empfangshalle und trat dort in einen kleinen Gang auf der linken Seite. Dieser führte zu vier Räumen. Der zweite auf der rechten Seite war der Wachraum. Die Tür stand offen. Er schlich darauf zu und fragte sich, ob das Quietschen seiner durchnäßten Schuhe den Wachmännern so laut wie ihm in den Ohren klang.

Im Wachraum unterhielten sich zwei Männer lakonisch über ihre Arbeit und maulten, ohne es damit jedoch besonders ernst zu meinen.

Bollinger zog die Pistole aus dem Mantel. Er spazierte einfach in den Raum hinein. Die beiden Männer saßen vor drei Bildschirmen an einem schmalen Tisch. Sie achteten nicht auf die Monitore, sondern spielten Karten.

Der ältere der beiden hatte die Fünfzig längst überschritten. Er wirkte massig, hatte graue Haare, und sein Gesicht erinnerte an das eines Boxers nach langjähriger Laufbahn. Über der linken Hemdtasche war der Name *>Neely<* aufgestickt. Er war nicht besonders reaktionsschnell. Er sah von den Karten auf, entdeckte Bollinger, kam gar nicht auf die Idee, nach seiner Waffe zu greifen, und fragte nur erstaunt: »Was ist denn hier los?« Der zweite war in den Dreißigern. Er hatte einen athletischen Körperbau, ein asketisches Gesicht und blasses Hände. Als er sich umdrehte, um festzustellen, was Neely vom Spiel abgelenkt hatte, las Bollinger *>Faulkner<* auf seinem Hemd.

Er erschoß Faulkner zuerst.

Der Wachmann griff sich mit beiden Händen an die zerfetzte Kehle, obwohl es bereits zu spät war, das herauspritzende Blut aufzuhalten. Er fiel in seinen Arbeitsessel zurück.

»Heh!« Der dicke Neely war endlich auf den Füßen. Sein Pistolenhalfter war zugeknöpft. Er zerteilte ungeschickt daran herum.

Bollinger feuerte zwei Kugeln auf ihn ab.

Neely dreht eine unbeholfene Pirouette, krachte vornüber auf den Tisch, rutschte langsam hinunter und fiel in einem Wirbel von Spielkarten auf den Boden.

Bollinger fühlte beiden Männern den Puls.

Sie waren schon tot.

Er verließ den Raum und schloß die Tür hinter sich. Wieder in der Empfangshalle, sperrte er die vierte Drehtür ab und ließ den Schlüsselbund in eine Manteltasche fallen.

Er trat hinter das Pult des ersten Wachmannes und setzte sich hin. Er nahm die Patronenschachtel aus dem Mantel und füllte das Magazin der Walther auf.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. 20.10 Uhr. Er war im Zeitplan.

Die Pizza war ein wahrer Genuss», sagte Graham.

»Der Wein war auch ausgezeichnet. Willst du noch ein Glas?«

»Danke, ich habe genug.«

»Nur noch ein ganz kleines?«

»Nein, ich habe noch zu arbeiten.«

»Blödmann.«

»Du wußtest, als du hierherkamst, daß ich noch zu arbeiten habe.«

»Ich wollte dich aber gern ein bißchen betrunken machen.«

»Mit einer einzigen Flasche Wein?«

»Um dich danach zu verführen.«

»Vielleicht morgen abend«, sagte er.

»Bis dahin bin ich blind vor Verlangen.«

»Nicht weiter schlimm. Die Liebe macht uns alle blind.« Sie stöhnte vernehmlich.

Graham stand auf, umrundete den Tisch und küßte sie sanft auf die Wange. »Hast du dir ein Buch mitgebracht?«

»Einen Krimi mit Nero Wolfe.«

»Fein, dann lies ihn.«

»Darf ich wenigstens ab und zu einen klitzekleinen Blick auf dich werfen?«

»Was gibt es denn da schon zu sehen?«

»Warum kaufen Männer sich den *Playboy*?« fragte sie zurück.

»Ich muß dich enttäuschen. Ich habe nicht vor, nackt zu arbeiten.«

»Ist auch völlig überflüssig.«

»Stelle ich mir nicht sehr aufregend vor.«

»Du bist selbst im angezogenen Zustand wahnsinnig sexy.«

»Also gut«, sagte er mit gespielt gequälttem Lächeln.

»Gucken darfst du, aber nicht auch noch reden.«

»Darf ich ein wenig unnützes Zeugs faseln?«

»Wenn du es nicht mehr zurückhalten kannst.«

Natürlich genoß er diesen kleinen Flachs, und sie war begeistert, daß er noch so auf sie reagierte. Sie spürte mit weiblichem Instinkt, daß sein Minderwertigkeitskomplex stetig schwächer wurde, daß er Schicht um Schicht davon ablegte.

Der Mann vom Nachtwartungsdienst war Ende Vierzig, stämmig und hellblond. Er trug eine graue Hose und ein grau-weiß-blau-kariertes Hemd. Er rauchte bei der Arbeit Pfeife.

Als Bollinger die Treppe von der Empfangshalle herunterkam und dabei die Walther in der Rechten hielt, fragte der Mann: »Was wollen Sie denn hier?« Er sprach mit einem leichten deutschen Akzent.

»Sie sind Herr Schiller, nicht wahr?« sprach Bollinger ihn auf deutsch an. Seine Großeltern waren Deutschamerikaner gewesen. Er hatte die Sprache in seiner Kindheit gelernt und sie nie mehr vergessen.

Überrascht von den deutschen Worten, besorgt über die Pistole und verwirrt von Bollingers Grinsen, antwortete Schiller in seiner Muttersprache: »Ja, mein Name ist Schiller.«

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen.«

Schiller nahm die Pfeife aus dem Mund und fuhr sich nervös mit der Zunge über die Lippen. »Was hat denn die Pistole zu bedeuten?«

»Die brauchen wir für einen kleinen Mord«, antwortete Bollinger und drückte zweimal ab.

Wieder in der Empfangshalle, kehrte Bollinger zum Wachraum zurück und öffnete die gegenüberliegende Tür. Er schaltete das Licht ein und sah eine Kammer, die mit Fernmeldeeinrichtungen und Stromsicherungskästen angefüllt war. Die Wände und die Decke waren unverputzt, zwei hellrote Feuerlöscher hingen griffbereit an einer Seite.

Er marschierte zur Rückwand, wo zwei Stahlschränke an der Mauer angebracht waren. Auf beiden Türen prangten Aufkleber der Telefongesellschaft. Obwohl die Zerstörung im Inneren der Schränke alle Telefone und sonstigen Verbindungssysteme im gesamten Gebäude unbrauchbar gemacht hätte, waren die Türen nicht verschlossen. In jedem Schrank fanden sich sechsundzwanzig kleine Schalter, elektronische Sicherungen. Sie waren allesamt auf »On« geschaltet. Bollinger schaltete sie einen nach dem anderen ab.

Er trat zu dem Kasten mit der Aufschrift »Feueralarm«, brach ihn auf und zog an den Drähten.

Er begab sich noch einmal in den Wachraum, trat vorsichtig über die Leichen und hob an einem der beiden Telefone unter den Bildschirmen den Hörer ab.

Kein Freizeichen.

Er drückte mehrmals auf die Gabel.

Immer noch tot.

Er hängte wieder ein und wandte sich dem anderen Apparat zu. Auch hier kein Freizeichen.

Bollinger pfiff leise, als er den ersten Fahrstuhl aufsuchte.

Zwei Schlüssellocher auf der Bedienungsplatte. Das obere öffnete die Frontplatte für Reparaturzwecke. Das untere schaltete den Fahrstuhl ab.

Bollinger versuchte die Schlüssel, die er dem ersten Wachmann abgenommen hatte. Der dritte paßte ins untere Loch.

Er drückte den Knopf für den fünften Stock. Kein Licht leuchtete auf. Die Türen schlossen sich nicht. Der Fahrstuhl rührte sich nicht vom Fleck.

Bollinger pfiff fröhlicher, als er methodisch daranging, vierzehn von den verbliebenen fünfzehn Aufzügen lahm-

zulegen. Den sechzehnten und letzten beließ er intakt, um damit zu Ott und MacDonald hinaufzufahren. Und später natürlich zum vierzigsten Stock, wo Harris und seine Freundin arbeiteten.

Obwohl Graham keinen Ton gesagt hatte, wußte Connie, daß etwas nicht in Ordnung war. Er atmete zu schwer. Sie sah von ihrem Buch auf und entdeckte, daß er nicht mehr arbeitete, sondern Löcher in die Luft starrte. Sein Mund stand auf, und sein Blick war glasig. »Was ist denn los?« fragte sie.

»Nichts.«

»Du bist ganz blaß geworden.«

»Hab nur ein wenig Kopfschmerzen.«

»Deine Hände zittern.«

Er gab keine Antwort.

Sie legte das Buch beiseite, erhob sich und ging zu Graham. Sie setzte sich auf den Rand seines Schreibtisches.

»Schatz?«

»Ich bin in Ordnung. Mir geht es wieder gut.«

»Nein, du bist nicht in Ordnung.«

»Doch, mir geht es ausgezeichnet.«

»Vor einer Minute hast du aber noch ganz und gar nicht so ausgesehen.«

»Eine Minute lang hatte ich ein leichtes Unwohlsein.«

Sie berührte seine Hand. Sie war eiskalt. »Eine Vision?«

»Hm«, brummte er nur.

»Was hast du gesehen?«

»Mich. Erschossen in meinem Blut.«

»Ich finde das überhaupt nicht komisch.«

»Ich mache keine Witze.«

»Du hast noch nie eine Vision gehabt, in der du selbst aufgetaucht bist. Außerdem hast du mir erklärt, daß Hellseheri nur funktioniert, wenn es um andere Menschen geht.«

»Diesmal war es eben anders.«

»Vielleicht hast du dich geirrt.«

»Kaum. Ich hatte das Gefühl, zwischen den Schultern einen harten Stoß wie von einem Vorschlaghammer zu erhalten. Ich bekam keine Luft mehr. Und ich habe mich selbst zusammenbrechen sehen.« Seine blauen Augen wurden groß. »Blut ist geflossen. Überall war Blut. Sehr viel Blut.«

Connie fühlte sich elend. Nicht nur körperlich, sondern auch im Herzen und in der Seele. Grahams Visionen hatten sich noch nie als falsch erwiesen. Und gerade eben hatte er seinen eigenen gewaltsamen Tod vorausgesagt. Er drückte ihre Hand so fest, als wollte er von ihr Stärke für sich herauspressen.

»Du meinst erschossen oder angeschossen?«

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete er leise. »Vielleicht werde ich erschossen, vielleicht aber auch nur verwundet. Eine Kugel trifft mich in den Rücken. Soviel steht fest.«

»Wer hat geschossen... wer wird auf dich schießen?«

»Ich nehme an, der Schlächter.«

»Hast du ihn denn gesehen?«

»Nein, aber ich habe ihn ziemlich deutlich gespürt.«

»Wo hat er auf dich geschossen?«

»An einem Ort, der mir vertraut ist.«

»Wo? Hier?«

»Könnte sein.«

»Oder zu Hause?«

»Könnte auch sein.«

Eine heftige Bö fegte um das Hochhaus herum. Die Fensterscheiben vibrierten hinter den Vorhängen.

»Wann ist es soweit?«

»Bald.«

»Heute nacht?«

»Ich bin mir nicht sicher.«  
»Morgen?«  
»Möglich.«  
»Am Sonntag?«  
»Nein, so lange dauert es nicht.«  
»Was sollen wir nur tun?«

Der Fahrstuhl hielt im sechzehnten Stock.

Bollinger zog den Schlüssel und schaltete den Fahrstuhl aus. Dann trat er auf den Korridor hinaus. Der Aufzug würde mit offenen Türen auf ihn warten, bis er ihn wieder benötigte.

Der sechzehnte Stock war zum größten Teil in Dunkelheit gehüllt. Eine Neonröhre an der Decke bestrahlte den Umkreis des Fahrstuhls, aber ansonsten kam Licht nur von zwei trüben roten Notausgangsbirnen an den beiden Enden des Korridors.

Bollinger hatte sich auf die Dunkelheit vorbereitet. Er nahm eine dünne Taschenlampe aus dem Mantel und schaltete sie ein.

Zehn Firmen unterhielten auf dieser Etage ihre Büros, sechs davon zur Rechten und vier zur Linken des Aufzugs. Bollinger wandte sich nach rechts. Die dritte Tür trug die Aufschrift: *Cragmont-Importe*.

Er schaltete die Taschenlampe aus und steckte sie wieder ein.

Er zog die Walther PPK aus der Tasche. Mannomann, sagte er sich, es geht doch alles recht glatt voran. So einfach. Sobald er *Cragmont-Importe* ausgeschaltet hatte, konnte er sich endlich seinen eigentlichen Zielen zuwenden. Zuerst Harris. Dann die Frau. Wenn sie attraktiv war, ließe sich das ja mit etwas Vergnügen verbinden ... Er sah auf die Uhr. Er war seinem Zeitplan schon eine Stunde voraus. Diese Stunde konnte er Harris' Freundin widmen, falls sie es wert war. Je mehr er daran dachte, desto stärker wurde seine Lust auf die Frau. Er

war voller Energie, Appetit und Erregung. Eine Frau, ein gedeckter Tisch und eine Menge von feinem Whiskey. Vor allem aber die Frau. In sechzig Minuten konnte man eine Menge mit einer Frau anstellen; konnte man sie so gebrauchen, bis wirklich nichts mehr von ihr übrig war. Er drückte vorsichtig die Klinke der Tür zu *Cragmont-Importe*. Sie war nicht verschlossen.

Er betrat die Anmeldung. Niemand war hier, und der Raum lag im Halbdunkel. Ein schwacher Schein kam von der halb geöffneten Tür zum angrenzenden Büro.

Bollinger trat in den Lichtkegel und lauschte, was die beiden Männer sich zu erzählen hatten. Als er nach einer Weile noch immer nichts Interessantes gehört hatte, stieß er die Tür auf und marschierte hinein.

Ott und MacDonald saßen an einem Arbeitstisch, der mit Papieren und Aktenordnern übersät war. Sie hatten die Jacken und Krawatten abgelegt und die Hemdsärmel aufgekrempt. Der eine trug ein blaues Hemd, der andere ein weißes. Beide entdeckten die Pistole in Bollingers Hand sofort, aber sie brauchten ein paar Sekunden, bis sie den Blick davon wenden und auf den Fremden richten konnten, der da so unerwartet aufgetaucht war.

»Hier riecht es nicht, hier stinkt es geradezu nach Parfüm«, sagte Bollinger.

Sie starrten ihn nur an.

»Benutzt einer von euch ein billiges Rasierwasser?«

»Nein«, sagte Blauhemd. »Parfüms gehören zu den Waren, die wir importieren.«

»Ist einer von euch MacDonald?«

Die beiden sahen auf die Waffe, dann einander ins Gesicht und schließlich wieder auf die Waffe.

»MacDonald?« fragte Bollinger noch einmal.

Blauhemd antwortete: »Er ist MacDonald.«

Weißhemd antwortete: »Nein, er ist MacDonald.«

»Eine unverschämte Lüge«, schimpfte Blauhemd.

»Nein, *er* lügt«, entgegnete Weißhemd.

»Ich weiß nicht, was Sie von MacDonald wollen, und es geht mich auch sicher nichts an«, erklärte Blauhemd. »Also lassen Sie mich da raus. Stellen Sie mit ihm an, was Sie wollen, und dann verlassen Sie das Büro bitte wieder.«

»Gott der Gerechte!« entfuhr es Weißhemd. »Ich bin doch nicht MacDonald. Sie wollen *ihn*, dieses Arschloch da neben mir, aber nicht *mich!*«

Bollinger lachte. »Ist mir gleich. Ich bin nämlich auch hinter Ott her.«

»Hinter *mir*?« keuchte Blauhemd. »Wer um alles in der Welt wollte mich denn umbringen?«

Du solltest Preduski anrufen«, sagte Connie.  
»Wieso?«

»Um Polizeischutz zu erhalten.«

»Das bringt doch nichts.«

»Er glaubt an deine Visionen.«

»Weiß ich auch.«

»Er wird dir Polizeischutz geben.«

»Natürlich«, brummte Graham, »aber das ist nicht das Problem.«

»So, dann erklär mir mal bitte, was das Problem ist.«

»Connie, ich habe vor meinem geistigen Auge gesehen, wie mir jemand in den Rücken geschossen hat. Alles, was ich in einer Erscheinung sehe, tritt auch so ein. Also wird mich auch der Schuß treffen. Niemand kann etwas dagegen tun.«

»Unsinn, so etwas wie Vorherbestimmung gibt es doch gar nicht. Die Zukunft kann verändert werden.«

»Wirklich?«

»Das weißt du ganz genau.«

Ein gehetzter Blick trat in seine hellblauen Augen. »Da habe ich aber gehörige Zweifel.«

»Man kann sich in solchen Dingen nie ganz sicher sein.«

»Leider bin ich mir in dieser Frage hundertprozentig sicher.«

Seine Haltung, ja geradezu sein Bedürfnis, alles und vor allem seine Fehler einer Schicksalsmacht zuzuschreiben, machte Connie sehr besorgt und ärgerte sie mehr als alles andere an ihm. Es handelte sich dabei um eine besonders bösartige Abart der Feigheit. Graham schob alle Verantwortung für sein Leben weit von sich.

»Ruf Preduski an!« drängte sie.

Er senkte den Blick und starrte auf ihre Hand, schien aber gar nicht zu bemerken, wie fest er sie drückte.

»Wenn dieser Mann ins Haus kommt«, sagte sie, »um dich zu erschießen, bin ich höchstwahrscheinlich auch nicht weit. Glaubst du denn, er würde dich umbringen und dann seiner Wege ziehen und mich am Leben lassen?«

Graham zuckte bei diesen Worten zusammen und war schockiert von der Vorstellung, Connie unter dem Messer des Schlächters zu sehen. Und genau diese Reaktion hatte sie bei ihm beabsichtigt. »Großer Gott!« entfuhr es ihm

»Ruf jetzt endlich Preduski an!«

»Einverstanden.« Er ließ ihre Hand los. Er hob den Hörer und lauschte verblüfft. Dann drückte er auf die Gabel und nahm sich verschiedene Tasten vor.

»Stimmt was nicht?«

Er runzelte die Stirn und sagte: »Kein Freizeichen.« Er hängte ein, wartete ein paar Sekunden und nahm den Hörer dann wieder ab. »Immer noch nichts.«

»Dann probieren wir es doch mit dem Apparat von deiner Sekretärin«, erklärte Connie und rutschte vom Schreibtisch.

Sie liefen zusammen in den Vorraum.

Auch dieser Anschluß war tot.

»Eigenartig«, sagte Graham.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich erheblich, als sie fragte: »Ob er wohl heute nacht kommen wird?«

»Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich das nicht weiß.«

»Ob er schon im Haus ist?«

»Du meinst, er könnte die Telefonanlage ausgeschaltet haben?«

Sie nickte.

»Meinst du nicht, das ist ein bißchen weit hergeholt?« Er

sah sie streng an. »Bei dem Schneetreiben draußen ist es bestimmt zu einem Netzausfall gekommen.«

Connie trat an die Tür, öffnete sie leise und spähte auf den Korridor hinaus. Er folgte ihr hinkend. Der größte Teil des Flurs lag in Dunkelheit. Trübe rote Lampen beschienen die Eingänge zu den Treppenhäusern. Fünfzehn Meter voraus leuchtete ein matter blauer Lichtkegel vor dem Aufzug.

Bis auf die Atemzüge der beiden war es im vierzigsten Stock absolut still.

»Ich bin zwar kein Hellseher, Graham«, erklärte Connie leise, »aber das hier gefällt mir nicht. Ich spüre, daß hier etwas nicht stimmt.«

»In einem Gebäude wie diesem liegen die Telefonleitungen in den Wänden. Außerhalb des Gebäudes verlaufen sie unterirdisch. In dieser Stadt liegen fast alle Kabel und Leitungen unterirdisch. Wie sollte er an sie herankommen?«

»Weiß ich nicht. Aber es wäre doch möglich, daß er einen Weg kennt, an die Drähte zu gelangen.«

»Er würde ein solches Risiko kaum eingehen«, antwortete Graham.

»Er hat alle möglichen Risiken auf sich genommen, und das schon zehnmal.«

»Aber nicht ein solches. Wir sind nicht allein. Dieses Gebäude verfügt über Wachmänner.«

»Die sitzen vierzig Etagen tiefer.«

»Ein langer Weg«, sagte er nachdenklich. »Vielleicht sollten wir machen, daß wir von hier fortkommen.«

»Wahrscheinlich stellen wir uns töricht an.«

»Wahrscheinlich.«

»Vermutlich sind wir hier sicherer als sonstwo.«

»Vermutlich.«

»Ich hole rasch unsere Mäntel.«

»Vergiß die Mäntel.« Er ergriff ihre Hand. »Beeil dich. Los, zu den Fahrstühlen!«

Bollinger brauchte acht Kugeln, um MacDonald und Ott zu erledigen. Die beiden brachten sich immer wieder rechtzeitig hinter Einrichtungsstücken in Sicherheit. Als er sie endlich erwischt hatte, war der Schalldämpfer wertlos geworden. Kein solches Gerät, auch dasbeste nicht, verkraftete mehr als ein Dutzend hintereinander abgefeuerter Schüsse. Die Dämmaterialien wurden von den Kugeln zusammengepreßt, und jeder weitere Schuß war geräuschvoller. Die letzten drei Kugeln donnerten wie das Bellen eines Wachhundes. Aber das war nicht weiter wichtig. Diese Geräusche drangen nicht bis hinunter auf die Straße und erst recht nicht hinauf in den vierzigsten Stock. Im Vorzimmer von *Cragmont-Importe* schaltete er das Licht an, setzte sich auf ein Sofa, lud die Walther nach, schraubte den Schalldämpfer ab und steckte ihn in die Tasche. Er wollte es nicht riskieren, die Schußbahn der Kugel durch lose Stahlfasern im Lauf des Schalldämpfers zu beeinträchtigen; womöglich ruinierte er sich damit noch die ganze Pistole. Davon abgesehen war bis auf Harris und seine Freundin niemand mehr im Gebäude, der die Schüsse auf seine beiden wichtigsten Opfer hätte hören können. Der Lärm eines Schusses im vierzigsten Stock würde nicht durch Fenster und Wände bis hinunter auf die Lexington Avenue reichen.

Er sah auf seine Uhr: 8.25.

Er knipste das Licht aus, verließ das *Cragmont*-Büro und lief über den Korridor zum Aufzug.

Acht Fahrstühle befanden sich im vierzigsten Stock, aber keiner davon war in Betrieb.

Connie drückte verzweifelt den Rufknopf des letzten. Als

sich auch hier nichts tat, flüsterte sie: »Erst das Telefon, und jetzt das.«

Im matten, aber harten Licht wirkten Grahams Lachfalten schärfer und geradezu dämonisch. Er sah aus wie ein japanischer Kabuki-Schauspieler, dessen Maske extreme Angst ausdrückte. »Wir sitzen in der Falle.«

»Es könnte sich auch hierbei um einen nicht außergewöhnlichen Stromausfall handeln«, sagte sie. »Technisches Versagen oder so. Wahrscheinlich sind die Monteure schon bei der Arbeit.«

»Und die Telefone?«

»Ein zufälliges Zusammentreffen. Vielleicht hat das alles nichts zu bedeuten; jedenfalls dürfte kaum etwas Bedrohliches daran sein.«

In diesem Augenblick leuchteten die Ziffern der Anzeigetafel über ihnen auf, eins nach der anderen: 16...

17... 18... 19... 20...

»Da kommt jemand«, sagte Graham.

Gänsehaut kroch langsam über Connies Rückgrat.

... 25... 26... 27...

»Vielleicht die Wachmänner... oder die Monteure«, sagte sie.

Er schwieg.

Connie wollte auf dem Absatz kehrtmachen und davonrennen. Aber ihre Beine waren wie gelähmt. Sie konnte sich nicht vom Fleck bewegen. Die leuchtenden Ziffern hypnotisierten sie.

... 30... 31... 32...

Sie dachte an die Frauen, die in blutgetränkten Laken aufgefunden worden waren. Frauen mit aufgeschlitzten Kehlen, abgehackten Fingern und abgeschnittenen Ohren.

... 33...

»Das Treppenhaus!« rief Graham und riß sie aus ihren Gedanken.

»Treppen?«

»Die Nottreppe!«

... 34...

»Was ist damit?«

»Darüber fliehen wir nach unten.«

»Willst du dich ein paar Etagen tiefer verstecken?«

... 35...

»Nein, ich will bis ganz nach unten, bis in die Eingangshalle parterre!«

»Das ist viel zu weit!«

»Aber nur dort finden wir Hilfe.«

... 36...

»Vielleicht brauchen wir gar keine Hilfe.«

»Richte dich mal lieber darauf ein.«

... 37...

»Aber dein Bein!«

»Ich bin doch kein Krüppel!« gab er hart zurück.

... 38...

Er packte sie an den Schultern. Seine Finger drückten sich schmerhaft in ihr Fleisch, aber sie wußte, daß er gar nicht mitbekam, daß er ihr weh tat. »Nun mach schon, Connie!«

... 39...

Verärgert über ihr Zögern versetzte er ihr einen Stoß und riß sie so vom Fahrstuhl fort. Sie geriet ins Straucheln und fürchtete schon, auf dem Bauch zu landen. Aber seine starken Arme hielten sie aufrecht.

Als sie durch den dunklen Gang rannten, hörte Connie, wie sich hinter ihnen seufzend die Türen des Aufzugs öffneten.

Bollinger trat aus dem Fahrstuhl und entdeckte als erstes, daß zwei Menschen vor ihm davonrannten. Sie waren nicht mehr als huschende Schemen, vage Silhouetten im unheimlichen Glühen der roten Notausgangslampe am Ende des Korridors.

Harris und seine Freundin? fragte er sich. Sind sie gewarnt worden! Aber von wem? Wissen sie, wer ich bin oder was ich will? Nein, woher sollten sie das wissen? »Mr. Harris?« rief Bollinger.

Nur noch einige Meter trennten sie vom Treppenhaus, als sie stehenblieben. Sie befanden sich direkt vor der Tür zum Büro von *Harris Publications*. Sie drehten sich zu ihm um, aber er konnte ihre Gesichter nicht erkennen, auch wenn sie dem roten Licht schon bedeutend näher gekommen waren.

»Sind Sie das, Mr. Harris?«

»Wer will das wissen?«

»Polizei!« rief Bollinger. Er machte einen Schritt auf sie zu, und dann noch einen. Im Gehen zog er die Brieftasche aus seinem Mantel und hielt ihnen seine Polizeimarke entgegen. Da er das Licht des Fahrstuhls im Rücken hatte, konnten sie mehr sehen als er.

»Kommen Sie nicht näher«, warnte Harris.

Bollinger blieb stehen. »Was ist denn los?«

»Ich möchte nicht, daß Sie auch nur einen Schritt näher kommen.«

»Und warum?«

»Weil wir nicht wissen, wer Sie sind.«

»Ich bin von der Polizei. Detective Frank Bollinger. Wir haben eine Verabredung um halb neun, wenn Sie sich freundlich erinnern möchten.« Er trat einen Schritt vor, dann einen weiteren.

»Wie sind Sie hier heraufgekommen?« Harris' Stimme klang schrill. »Die Aufzüge waren bis eben außer Betrieb.«

»Da haben Sie wohl nicht so genau hingesehen. Ich bin jedenfalls mit dem Fahrstuhl gekommen.« Er streckte nun die Hand mit der Polizeimarke weit vor und hoffte, das Licht in seinem Rücken würde das Gold darauf zum

Glänzen bringen. Bald hatte er ein Fünftel der Distanz zu ihnen hinter sich gebracht.

»Die Telefone sind tot«, sagte Harris.

»Tatsächlich?« Ein Fuß vor, dann der andere.

Er schob die Rechte in die Manteltasche und umfaßte den Kolben seiner Pistole.

Connie konnte den Blick nicht von der schattigen Gestalt wenden, die ihnen unablässig näher kam. Sie wandte sich an Graham und sagte leise: »Erinnerst du dich noch daran, was du in der Prine-Show gesagt hast?«

»Was meinst du denn?« Seine Stimme klang brüchig. Laß dich jetzt bloß nicht von deiner Furcht übermannen, flehte sie in Gedanken. Brich hier nicht zusammen und laß mich mit diesem Mann allein.

Zu Graham sagte sie: »In deiner Vision hast du gesehen, daß die Polizei den Schlächter kennt.«

»Ja und?«

»Könnte es nicht sein, daß der Schlächter ein Polizeibeamter ist?«

»Großer Gott, das ist es!«

Er sprach so leise, daß Connie ihn kaum verstehen konnte.

Bollinger rückte unerbittlich näher. Ein Riese von einem Mann, ein Kerl wie ein wandelnder Kleiderschrank. Seine Züge wurden noch vom Schatten verborgen. Er hatte jetzt die halbe Strecke zu ihnen zurückgelegt.

»Bleiben Sie dort stehen!« rief Graham. Aber in seiner Stimme war keine Entschiedenheit, keine Autorität. Bollinger blieb trotzdem stehen. »Mr. Harris, Ihr Verhalten ist ein wenig eigenartig. Ich bin immerhin Polizist. Wissen Sie, man könnte fast den Eindruck gewinnen, Sie hätten etwas vor mir zu verbergen.« Er machte den nächsten Schritt, einen zweiten und einen dritten.

»Das Treppenhaus?« fragte Connie.

»Nein«, raunte Graham, »dafür reicht unser Vorsprung nicht mehr. Mit meinem kaputten Bein hätte er uns in wenigen Minuten eingeholt.«

»Mr. Harris?« sagte Bollinger laut. »Worüber unterhalten Sie sich da? Bitte flüstern Sie nicht.«

»Wohin dann?« drängte Connie.

»Ins Büro.«

Er gab ihr einen leichten Stoß in die Rippen, und sie eilten geduckt in Grahams Büro. Sie warfen rasch die Tür hinter sich ins Schloß und sperrten ab.

Ein oder zwei Sekunden später rammte Bollinger die Tür mit der Schulter. Sie erbebte in ihrem Rahmen. Er rüttelte heftig am Knauf.

»Vermutlich hat er eine Schußwaffe«, sagte Connie. »Damit kommt er früher oder später herein.«

»Ich weiß«, sagte Graham und nickte.

## DRITTER TEIL

FREITAG

20.30 Uhr bis 22.30 Uhr

22

Ira Preduski parkte am Ende der Fahrzeugkolonne von drei Streifenwagen und zwei zivilen Sedans, die die eine Seite der doppelspurigen Bahn blockierten. Obwohl sich niemand in den Wagen aufhielt, liefen bei allen fünf die Motoren. Die Signallichter und die Scheinwerfer waren eingeschaltet. Preduski verließ seinen Wagen und schloß ihn ab.

Die zwei Zentimeter dicke Schneedecke verlieh der Straße ein ungewohnt sauberes und reinliches Aussehen. Als der Detective auf das Wohngebäude zuging, schlurfte er über den Bürgersteig, und seine Schuhe schleuderten kleine Schneewolken hoch, die vor ihm her trieben. Der Wind blies den fallenden Schnee gegen seinen Rücken, und einige kalte Flocken fanden ihren Weg in seinen Kragen. Das erinnerte Preduski an den Februar seines vierten Lebensjahres, in dem seine Familie nach Albany, New York, gezogen war. Damals hatte er seinen ersten Schneesturm erlebt.

Ein uniformierter Beamter von knapp dreißig Jahren stand am Fuß der kleinen Treppe, die ins Wohngebäude führte.

»Kein angenehmer Job heute abend, was?« sagte Predu-ski.

»Mir macht das nichts aus. Ich liebe Schnee.«

»Wie interessant. Ich nämlich auch.«

»Davon abgesehen stehe ich lieber hier draußen in der Käl-te«, sagte der Polizist, »als mir oben das Blutbad ansehen zu müssen.«

Die ganze Wohnung stank nach Blut, Exkrementen und Fingerabdruckpuder.

Die tote Frau lag neben dem Bett auf dem Boden. Ihre Finger waren wie Krallen verkrümmt. Ihre Augen standen weit offen.

Zwei Beamte von der Spurensicherung beschäftigten sich mit der Leiche. Sie sahen sich alles genau an, bevor sie mit Kreide die Position der Leiche auf den Teppichboden malten, um sie danach fortschaffen zu können. Ralph Martin war der leitende Ermittlungsbeamte. Er war korpulent, vollkommen kahl, hatte buschige Augenbrauen und trug eine Brille mit einem dunklen Gestell. Er vermied es tunlichst, einen Blick auf die Leiche zu werfen.

»Der Anruf des Schlächters kam um achtzehn Uhr fünfzig«, erklärte Martin. »Wir haben sofort danach bei Ihnen zu Hause angerufen, sind aber bis etwa zwanzig Uhr nicht zu Ihnen durchgekommen.«

»Ich hatte den Hörer ausgehängt und bin erst um Viertel vor acht aus dem Bett gekommen. Schließlich habe ich heute Nachschicht.« Er seufzte und wandte der Toten den Rücken zu. »Was hatte er denn zu sagen? Was wollte der Schlächter?«

Martin zog zwei zusammengefaltete Blätter aus der Manteltasche und faltete sie auseinander. »Ich habe ein Gedächtnisprotokoll gemacht und das einer Sekretärin zum Abtippen gegeben.«

Preduski las die zwei getippten Seiten rasch, aber konzentriert. »Und er hat keinen Hinweis gegeben, wen er heute nacht sonst noch ermorden will?«

»Dort steht alles, was er gesagt hat.«

»Ein solcher Anruf bei der Polizei paßt eigentlich nicht zu seiner üblichen Vorgehensweise.«

»Und es paßt auch nicht zu ihm, an zwei Nächten hintereinander zuzuschlagen«, fügte Martin hinzu.

»Es entspricht auch nicht seiner Art, zwei Frauen zu töten, die einander kannten und auch zusammen gearbeitet haben.«

Martin hob die Augenbrauen. »Ob Sarah Piper etwas gewußt hat?«

»Sie meinen, gewußt hat, wer wahrscheinlich ihre Freundin auf dem Gewissen hat?«

»Ja. Man könnte wirklich annehmen, er hat die Piper nur ermordet, um sie am Auspacken zu hindern.«

»Nein. Vermutlich hat er die beiden im *Rhinestone Palace* gesehen und er konnte sich dann nicht entscheiden, welche ihm besser gefiel. Die Piper hat nicht gewußt, wer Edna Mowry umgebracht hat; darauf gehe ich jede Wette ein. Natürlich ist meine Menschenkenntnis nicht besonders gut entwickelt, und daher mag meine Wette nicht viel wert sein, Gott sei mein Zeuge. Manchmal bin ich so schwerfällig wie ein Holzklotz. Aber irgendwie habe ich das Gefühl, diesmal mit meiner Vermutung richtig zu liegen. Wenn die Piper nämlich etwas gewußt hätte, hätte sie es mir gesagt. Sie gehört nicht zu der Sorte Frauen, die solche Dinge, aus was für Gründen auch immer, für sich behalten wollen. Sarah Piper war im Gegenteil ein sehr offener und gescheiter Mensch. Auf ihre Weise war sie sogar wirklich ehrlich. Und sie war verdammt nett.« Martin warf einen kurzen Blick auf die Tote. Ihre Züge waren erstaunlich glatt; und inmitten all dieses Blutes über-

raschenderweise rein. »Sie war eine wirkliche Schönheit.«

»Ich meinte mit nett nicht, daß sie gut ausgesehen hat«, verbesserte Preduski. »Ich meinte vielmehr, sie hatte ein nettes Wesen.«

Martin nickte.

»Sie hatte einen leichten Georgia-Akzent, der mich an meine Kindheit erinnerte.«

»Kindheit?« fragte Martin verblüfft. »Sie sind aus den Südstaaten?«

»Warum nicht?«

»Ira Preduski kommt aus Georgia?«

»Ja meinen Sie denn, Juden und Slawen gebe es nur in New York? Nein, mein Lieber, die sind auch bis nach Georgia gekommen.«

»Aber Sie sprechen ohne den Akzent von dort unten.«

»Meine Eltern sind nicht in Georgia geboren, also konnten sie mir auch den Akzent nicht mitgeben. Und schon als ich vier war, sind wir in den Norden gezogen. Da blieb mir wenig Gelegenheit, mir den Georgia-Akzent anzueignen.«

Einen Moment lang starrten sie beide auf Sarah Piper am Boden; und auch auf die beiden Männer von der Spurensicherung, die wie altägyptische Totenwächter neben ihr standen.

Preduski wandte sich ab, zog ein Taschentuch aus dem Mantel und schneuzte sich.

»Der Gerichtsmediziner ist in der Küche«, sagte Martin. Sein Gesicht war weiß und schweißverschmiert. »Er sagte, er wolle Sie sofort sprechen, sobald Sie zur Tür hereinkämen.«

»Nur noch ein paar Minuten«, antwortete Preduski. »Ich möchte mich hier im Schlafzimmer ein wenig umsehen und auch mit diesen beiden Herren sprechen.«

»Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich solange im Wohnzimmer warte?«

»Nein, gehen Sie nur.«

Martin schüttelte sich. »Was für ein schauderhafter Job!«

»Ein stinkender, schauderhafter Job«, ergänzte Predu-ski.

Der Schuß hallte im Korridor wider.

Das Schloß sprang auf, und unter der Wucht der Kugel zersplitterte das Holz.

Bollinger verzog beim Geruch von Pulverdampf und geflemmtem Metall die Nase, bevor er die zerstörte Tür aufstieß.

Das Empfangszimmer lag im Dunkeln. Als er den Lichtschalter fand und anknipste, entdeckte er, daß der Raum leer war.

*Harris Publications* belegte die kleinste von drei Bürofluchten im vierzigsten Stock. Außer der Tür, durch die Bollinger hereingekommen war, führten zwei weitere Türen aus dem Empfangszimmer, die eine links und die andere rechts von der Mitte. Inklusive des Vorzimmers also fünf Räume. Damit blieben Harris und der Frau nicht sehr viele Versteckmöglichkeiten.

Bollinger wandte sich zuerst der linken Tür zu. Sie führte auf einen Flur, an dem drei Büros lagen. Eines für den Chefredakteur und seine Sekretärin. Eines für den Anzeigenleiter. Eines für die beiden Graphiker.

Weder Harris noch die Frau befanden sich in einem dieser Räume.

Bollinger war kalt und gelassen, doch gleichzeitig befand er sich in einem enormen Erregungszustand. Kein Sport konnte einem soviel Dramatik und Befriedigung geben wie die Jagd auf Menschen. Er genoß die Jagd noch ein gutes Stück mehr als das eigentliche Töten. Doch er geriet in den Tagen unmittelbar nach der Jagd und dem Töten in die allergrößte Hochstimmung. Sobald die Jagd beendet

und das Blut vergossen war, mußte er im Geist durchchecken, ob er nicht etwas vergessen oder einen Fehler gemacht hatte; ob er nicht irgendein kleines Indiz zurückgelassen hatte, mit dem ihm die Polizei auf die Spur kommen könnte. Diese Anspannung versetzte seine Sinne in einen Zustand andauernder Schärfe und hielt seine Körpersäfte im Fluß. Wenn dann genügend Zeit verstrichen war und er sicher sein konnte, auch diesmal wieder keinen Fehler gemacht zu haben, stellten sich Wohlbehagen und Stolz bei ihm ein. Er fühlte sich ungeheuer wichtig, fühlte sich allen anderen unendlich überlegen, fühlte sich göttergleich. Es war für ihn wie ein magisches Elixier, das in einen lange leer gewesenen Becher fließt. Die rechte Tür verband das Empfangszimmer mit dem Privatbüro von Graham Harris. Sie war verschlossen. Bollinger trat drei Schritte zurück und feuerte zwei Kugeln auf das Schloß. Das weiche Metall verbog sich und riß. Holzsplitter flogen durch die Luft.

Doch die Tür ließ sich noch nicht öffnen. Sie mußten von der anderen Seite ein schweres Möbelstück dagegengeschoben haben.

Er lehnte sich gegen die Tür und drückte mit aller Kraft, doch er bekam sie nicht auf. Allerdings bewirkte er, daß das von der Tür verborgene Möbelstück leicht vor- und zurückschwankte. Er vermutete, daß es sich dabei um ein hohes Teil handelte, mindestens so hoch wie die Tür, aber nicht sehr dick. Vielleicht ein Bücherregal. Ein Stück, bei dem der Schwerpunkt ziemlich hoch lag. Bollinger fing an, rhythmisch gegen die Tür zu stoßen. Ein schwerer Stoß, Luft holen, ein schwerer Stoß, verschnaufen, ein schwerer Stoß, Luft holen . . .

Die Barrikade wippte bei jedem Stoß mehr — und endlich fiel sie mit einem lauten Krachen, in das sich das Splittern von Glas mischte, nach hinten weg auf den Boden.

Das erste, was er wahrnahm, war der scharfe Geruch von Whisky.

Er quetschte sich durch die Lücke, denn die Tür wurde noch von etwas anderem an ihrem Platz gehalten. Er stieg über die antike Bar, die seine Opfer als Barrikade benutzt hatten, und trat in eine Scotch-Pfütze.

Die Lichter waren an, aber niemand hielt sich hier auf. An der gegenüberliegenden Wand befand sich eine weitere Tür. Er lief zu ihr und öffnete sie. Vor ihm breitete sich ein dunkler Gang aus.

Während er viel Zeit damit verschwendet hatte, die einzelnen Büros abzusuchen, hatten die beiden sich hier aus dem Staub gemacht und ein paar Minuten Vorsprung gewonnen.

Clever.

Aber nicht clever genug für ihn.

Schließlich waren sie nichts weiter als dummes Wild, während er der Meisterjäger war.

Er lachte leise.

Bollinger marschierte mit großen Schritten auf das Notfalltreppenhaus zu und öffnete geräuschlos die Tür. Er trat auf den Treppenabsatz, lauschte und schloß die Tür leise hinter sich. Eine matte weiße Birne war über der Tür angebracht.

Er hörte Schritte von unten, die an den kalten Zementwänden widerhallten und von dort verstärkt zurückgeworfen wurden.

Bollinger trat an das Stahlgeländer und spähte in die abwechselnden Schichten von Helligkeit und dunklem Schatten hinunter. Jeder Treppenabsatz war mit einer oder mehreren Glühbirnen bestückt, während die Stufen im Dunkeln lagen. Zehn oder zwölf Treppen weiter unten, also fünf oder sechs Etagen tiefer, erschien eine Frauenhand auf dem Geländer. Sie bewegte sich nicht so

rasch daran entlang, wie sie es eigentlich hätte tun sollen. (Wenn er an der Stelle der beiden gewesen wäre, hätte er mindestens zwei Stufen gleichzeitig genommen, wenn nicht mehr.) Da der Zwischenraum von einer Treppe zur anderen recht schmal war — zwar so lang wie eine Treppe, aber nur einen knappen Meter breit —, konnte Bollinger nicht einmal auf die Stufen unter ihm blicken. Er sah nur auf die Serpentine des Geländers, das sich bis in endlose Tiefen hinabwand. Von der Beute war nicht mehr als diese kleine weiße Hand zu erkennen. Ein paar Sekunden später erschien auch die Hand von Harris aus dem Schatten und tauchte ein in das Licht eines Treppenabsatzes. Seine Finger schlössen sich um das Geländer und folgten der Frauenhand durch das matte Licht in die neuerliche Dunkelheit.

Bollinger überlegte kurz, ob er den beiden über die Treppen folgen sollte. Er würde sie bald erreicht haben und könnte ihnen noch früher in den Rücken schießen. Doch er verwarf diese Idee fast so rasch, wie sie ihm gekommen war. Sie würden ihn hören und womöglich das Treppenhaus verlassen, um sich irgendwo zu verstecken oder einen Weg aus dem Gebäude zu finden. Durch den Wechsel von Licht und Schatten und aufgrund ihres Vorsprungs von mehreren Stockwerken würde Bollinger nicht genau ausmachen können, in welcher Etage sie das Treppenhaus verlassen würden. Außerdem konnte er nicht hinter ihnen her eilen und dabei gleichzeitig die beiden Hände auf dem Geländer im Auge behalten. Er durfte vor allem ihre Spur nicht verlieren. Obwohl er ganz sicher nichts gegen eine kompliziertere und damit interessantere Jagd einzuwenden hatte, wollte er auch nicht die ganze Nacht damit zubringen. Ganz abgesehen davon, daß Billy um zehn mit dem Wagen kommen und nicht länger als eine halbe Stunde auf ihn warten würde.

Viel wichtiger aber war für Bollinger, daß er sich für die Frau Zeit nehmen wollte; mindestens eine knappe Stunde, wenn sie halbwegs passabel aussah.

Ihre kleine Hand kam auf einem lichtbeschienenen Stück Geländer in Sicht.

Kurz darauf auch die Hand von Harris.

Sie bewegten sich noch immer nicht so schnell, wie man das von ihnen hätte erwarten dürfen.

Bollinger versuchte, die Treppen zu zählen, die ihn nun von den beiden trennten. Er schätzte, daß es zwölf oder vierzehn sein mußten.

Damit waren sie bereits sechs oder sieben Stockwerke unter ihm.

Auf welcher Höhe war das etwa?

Der dreiunddreißigste Stock?

Bollinger wandte sich vom Geländer ab, öffnete leise die Stahltür und verließ das Treppenhaus. Er rannte über den Korridor zu dem Fahrstuhl, mit dem er hinaufgekommen war. Er setzte ihn mit seinem Schlüssel wieder in Betrieb, dachte kurz nach und drückte dann auf den Knopf für den sechsundzwanzigsten Stock.

Connie kamen die Treppen endlos vor. Während sie durch ein ständiges Wechselspiel von trübem Dunkel und mattem Licht eilte, kam es ihr so vor, als würde sie sich auf dem direkten Weg in die Hölle befinden; und hinter ihnen der Schlächter, der sie wie ein grinsender Höllen Hund dorthin trieb.

Die Luft im Treppenhaus war abgestanden, aber kühl. Dennoch schwitzte Connie am *ganze* Körper. Ihr war bewußt, daß sie viel zu langsam vorankamen, aber sie wurden bei ihrer Flucht von Grahams steifem Bein behindert. Einmal drohte sie die Wut zu übermannen, so zornig war sie auf ihn, daß er ihre Fluchtschwindigkeit dermaßen drosselte. Die Woge des Ärgers verging jedoch im selben Augenblick wieder. Sie war überrascht von der Heftigkeit ihrer Wut und errötete, weil gleich darauf ein schlechtes Gewissen sie befiehl. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß sie in irgendeiner Streßsituation, mochte sie auch noch so groß sein, solche negativen, ja geradezu Haßgefühle gegen Graham aufbringen könnte. Doch bei dieser Flucht, in dem sie nur noch vom Überlebensinstinkt angefüllt war (der mittlerweile einen heftigen Kampf mit ihrer Erschöpfung auszutragen hatte), neigte auch sie zu Reaktionen und Haltungen, die sie bei anderen sofort und unerbittlich kritisiert hätte. Extremsituationen riefen halt bei jedem extreme Verhaltensweisen hervor. Diese Erkenntnis ihrer eigenen Schwäche, die ja im Grunde normal war, brachte ihr mehr Verständnis für Grahams Ängste und mangelndes Selbstvertrauen. Sie war ganz verblüfft darüber, wie sehr und

gründlich sie ihn nun verstehen konnte. Schließlich hatte er nicht vorgehabt, am Mount Everest abzustürzen. Er hatte nicht die Gefahr gesucht, um sich selbst schwere Verletzungen zuzuziehen. Wenn sie ihn jetzt dabei beobachtete, wie er sich die Schmerzen nicht anmerken ließ, die ihm schon der Lauf über zwei Treppen hatte bereiten müssen, mußte sie zugeben, daß er sich besonders gut und tapfer hielt.

Graham keuchte hinter ihr. »Lauf schon voraus!« drängte er, wie er das in den letzten Minuten schon mehrfach getan hatte. »Du kommst viel schneller als ich voran.«

»Ich bleibe bei dir«, gab sie atemlos zurück.

Die Echos, die ihre leisen Stimmen hervorriefen, waren verzerrt und unheimlich.

Connie erreichte den Absatz des einunddreißigsten Stocks, wartete, bis er zu ihr aufgeschlossen hatte, und hetzte dann weiter. »Ich lasse dich nicht allein. Zwei, wir zwei... haben eine größere Chance gegen ihn... jedenfalls eine größere, als wenn wir uns ihm allein stellen würden ...«

»Er hat eine Pistole. Damit stehen unsere Chancen gleich Null.«

Connie sagte nichts dazu. Sie nahm weiterhin eine Stufe nach der anderen.

»Lauf schon voraus«, keuchte er wieder und mußte Luft holen. »Du verständigst die Wachmänner... bringst sie hierher . . . , bevor er mich erwischen kann . . . «

»Ich fürchte, die Wachmänner sind tot.«

»Was?«

Sie hatte das eigentlich nicht sagen wollen, hatte sich davor gefürchtet, diese Vermutung auszusprechen, so, als würde sie sich dadurch erst recht bewahrheiten. »Wie sonst... wie sonst hätte er an ihnen vorbeikommen können ...«

»Vielleicht hat er sich ordnungsgemäß angemeldet.«

»Und seinen Namen hinterlassen, damit die Polizei endlich eine Spur hat?«

Zehn oder fünfzehn Stufen weiter stieß er plötzlich ein »Großer Gott!« hervor.

»Was ist denn?«

»Du hast recht.«

»Wir können... keine Hilfe erwarten«, sagte sie. »Unsere einzige Chance ... besteht darin... das Gebäude zu verlassen ...«

Irgendwie hatte sich eine neue Energiereserve für sein linkes Bein geöffnet. Als Connie den Absatz der dreißigsten Etage erreichte, brauchte sie nicht auf Graham zu warten.

Eine Minute später donnerte ihnen von unten ein Knall wie von einem Kanonenschuß entgegen und brachte sie im trüben Licht vor der Tür zum neunundzwanzigsten Stock zum Stehen.

»Was war denn das?«

»Eine Stahltür«, antwortete Graham. »Jemand hat sie wuchtig zugeworfen. Jemand dort unten.«

»Er?«

»Pst!«

Sie standen vollkommen still da und bemühten sich, trotz ihres schweren Atems etwas zu hören. Connie kam es so vor, als ob der Lichtkegel um sie herum zusammenschrumpfte, sich bis zu einem winzigen Lichtpunkt zurückzog. Sie fürchtete sich davor, blind und hilflos zu sein, ein zu einfaches Ziel in dieser Dunkelheit zu sein. In ihrer Vorstellung wuchs der Schlächter zu einem mythischen Wesen; zu jemandem, der in der Dunkelheit sehen konnte.

Als sie endlich wieder ruhiger atmen konnten, herrschte im Treppenhaus völlige Stille.

Eine bedrohliche Stille.

Zu ruhig, zu leise, zu still.

Endlich rief Graham: »Wer ist da?«

Connie fuhr vom Klang seiner Stimme heftig zusammen.

Von unten rief jemand: »Die Polizei, Mr. Harris.«

»Bollinger!« zischte Connie.

Sie stand am Außenrand der Treppe. Vorsichtig blickte sie in den Zwischenraum, schob den Kopf immer weiter vor. Vier Stockwerke tiefer ruhte eine schwere Männerhand auf dem Geländer; nur ein paar Stufen vom nächsten beleuchteten Treppenabsatz entfernt. Sie konnte sogar den Ärmel seines Mantels ausmachen.

»Mr. Harris?« rief Bollinger. Seine verzerrt heraufschallenden Worte waren mit kalter, erbarmungsloser Stimme gesprochen.

»Was wollen Sie?« antwortete Graham.

»Ist sie hübsch?«

»Was?«

»Ob sie hübsch ist?«

»Wer?«

»Die Frau an Ihrer Seite.«

Damit kam Bollinger herauf. Nicht überhastet, sondern gleichmäßig. Eine Stufe nach der anderen. Dieser langsame, stetige Aufstieg machte Connie mehr angst, als wenn er gerannt wäre. Indem er sich keine größere Eile auferlegen mußte, teilte er ihnen doch nichts anderes mit, als daß sie in der Falle saßen, daß ihm die ganze, gerade erst begonnene Nacht zur Verfügung stand, mit ihnen zu tun, was seinem kranken Hirn beliebte; daß er den Zeitpunkt festsetzen konnte, wann er von ihnen genug hatte.

Wenn wir doch nur eine Schußwaffe hätten, dachte sie verzweifelt.

Graham nahm ihre Hand in die seine, und zusammen stiegen sie, so rasch es ihnen möglich war, wieder nach oben. Für beide war dieser Aufstieg eine Tortur. Connie schmerzten der Rücken und die Beine. Graham biß bei jedem Schritt die Zähne noch fester aufeinander. Als sie zwei Etagen — vier Treppen — hinter sich gebracht hatten, mußten sie eine Pause einlegen. Graham hockte sich auf eine Stufe und massierte sein steifes Bein. Sie lehnte sich ans Geländer und spähte nach unten. Bollinger war noch vier Treppen von ihnen entfernt. Offensichtlich war auch er gerannt, als er hörte, wie sie die Flucht nach oben angetreten hatten. Nun, da sie eine Pause einlegten, blieb er ebenfalls stehen. Er beugte sich auch über das Geländer. Sein Oberkörper war in Licht gebadet. Die Rechte hielt die Pistole, deren Lauf nach oben zeigte.

Bollinger lächelte ihr zu und rief: »Ich muß schon sagen, du bist wirklich nicht schlecht!«

Connie schrie und fuhr vom Geländer zurück. Bollinger feuerte einen Schuß ab.

Die Kugel sauste durch den Zwischenraum, prallte vom Geländer ab und fuhr als Querschläger in die Wand über ihren Köpfen, bevor sie von dort aus in die Stufen der nächsten Treppe fuhr.

Sie warf sich Graham an die Brust, und er hielt sie mit beiden Armen fest.

»Ich hätte dich mit Leichtigkeit treffen können«, rief Bollinger. »Ich hätte dich wirklich abknallen können wie eine Sau. Aber für dich und mich habe ich mir etwas viel Schöneres ausgedacht.«

Dann setzte er seinen Aufstieg fort. Methodisch und gemächlich wie eben. Seine Schuhe scharrten gespenstisch über den Beton. *Schrrr . . . Schrr . . . Schrr...*

Er pfiff leise.

»Er jagt uns nicht nur«, sagte Graham am Rande einer Panik, »dieser Teufel in Menschengestalt spielt mit uns!«  
»Was sollen wir nur tun?«

*Schrr... Schrr...*

»Wir können ihm nicht davonrennen.«

»Aber irgend etwas müssen wir doch tun!«

*Schrr... Schrr...*

Graham zog die Stahltür auf. Der dunkle einunddreißigste Stock breitete sich vor ihnen aus. »Komm.«

Connie war alles andere als davon überzeugt, daß es eine gute Idee war, das Treppenhaus zu verlassen. Aber da ihr nichts Besseres einfiel, folgte sie Graham.

*Schrr... Schrr...*

Graham schloß die Tür und bückte sich. Eine umklappbare Türarretierung befand sich an der rechten unteren Kante. Er drückte sie hinunter, bis der Gummiabsatz auf dem Boden war. Dann legte er die Hebel um, so daß die Arretierung fest saß. Seine Hände zitterten, und einen Moment sah es so aus, als sei er nicht einmal mehr zu einer so simplen Tätigkeit fähig.

»Was machst du da?« fragte sie.

Er richtete sich wieder auf. »Gott sei Dank kann man die Sperre verriegeln. Siehst du die Türschwelle? Sie liegt zwei Zentimeter höher als der Boden auf beiden Seiten. Wenn Bollinger versucht, die Tür zu öffnen, wird die Arretierung die Türkante festhalten. Das wird ihn aufhalten. Das ist fast so gut, als wenn es hier einen Riegel gäbe.«  
»Aber er hat eine Pistole.«

»Macht doch nichts. Mit seinen Kugeln kann er gegen eine massive Stahltür wenig ausrichten.« Obwohl die Angst immer noch in ihr war, war Connie gleichzeitig erleichtert, daß Graham endlich die Initiative ergriffen hatte, daß er seine eigene Angst überwunden hatte; mochte dieser Moment auch nur sehr kurz sein.

Die schwere Tür ratterte, als Bollinger auf der anderen Seite heftig die Klinke drückte. Aber die Arretierung hielt. Die Tür widerstand Bollingers Bemühungen.

»Er muß nun ein Stockwerk nach oben oder nach unten«, erklärte Graham, »und vom Treppenhaus am anderen Ende des Gebäudes versuchen, zu uns zu gelangen. Vielleicht nimmt er auch den Fahrstuhl. Wie dem auch sei, wir haben ein paar Minuten gewonnen.«

Bollinger fluchte. Er konnte seine ganze Kraft gegen diese Tür einsetzen, sie ließ sich nicht öffnen.

»Was bringen uns schon ein paar Minuten?« fragte Connie.

»Das weiß ich im Augenblick auch nicht.«

»Graham, ob wir jemals aus dieser Geschichte herauskommen?«

»Wahrscheinlich nicht.«

Dr. Andrew Enderby, der Gerichtsmediziner in diesem Fall, war ein außergewöhnlich höflicher und verbindlicher Mann, der sich für seine gut fünfzig Jahre bemerkenswert gehalten hatte. Das dichte dunkle Haar war nur an den Schläfen weiß. Er hatte klare braune Augen, eine lange, aristokratische Nase und sehr ansprechende Züge. Sein angegrauter Schnurrbart war gepflegt und sauber getrimmt. Er trug einen maßgeschneiderten Anzug und bewies auch in den Accessoires Geschmack. Neben seiner gepflegten Erscheinung wirkte Preduski noch schlampiger.

»Hallo, Andy«, begrüßte ihn der Detective.

»Nummer elf«, sagte Enderby. »Ungewöhnlich. So ungewöhnlich wie die Fälle fünf, sieben und neun.« Wenn Enderby erregt war, was bei ihm eher selten vorkam, konnte er es kaum abwarten, sich zu äußern. Allerdings sprach er dann ebenso abgehackt wie ungeduldig. Komplette Sätze waren dann die Ausnahme. Er zeigte auf den Küchentisch und fuhr fort: »Sehen Sie? Keine Blutflecken. Keine Speisereste. Keine Brotkrumen. Alles so verdammt ordentlich. Wieder ein Schwindel.«

Ein Beamter von der Spurensicherung war damit beschäftigt, am Abfluß die Wasserleitung freizulegen.

»Warum tut er das?« brummte Preduski. »Warum täuscht er ein Festmahl vor, wenn er überhaupt keinen Hunger hat?«

»Ich glaube, ich weiß es. Ich bin mir sogar ziemlich sicher.«

»So? Dann mal raus mit der Sprache«, drängte Preduski.

»Nun, wußten Sie, daß ich mich eine Weile mit Psychologie befaßt habe?«

»Sie sind Gerichtsmediziner. Also Pathologe.«

»Aber auch Psychiater.«

»Das habe ich allerdings nicht gewußt.«

»Habe Medizin studiert. Habe mein Jahr als Assistenzarzt absolviert. Habe mich auf HNO spezialisiert. Hals-Nase-Ohren für die medizinischen Laien. Gefiel mir aber ganz und gar nicht. Unappetitliche Art, sein Geld zu verdienen. Meine Familie hatte Geld. Also mußte ich nicht HNO machen. Bin zurück auf die Uni. Wurde Psychiater.«

»Das muß eine sehr interessante Tätigkeit sein.«

»Geradezu faszinierend. Aber sie ist mir gehörig auf den Nerv gegangen. Vor allem die ewig gleichen Geschichten von meinen Patienten.«

»Oh!«

»Tagein, tagaus immer von Neurotikern umgeben. Hatte bald das Gefühl, daß mindestens die Hälfte von ihnen eingesperrt gehört. Habe mich rasch aus dem Staub gemacht. War besser für mich und für meine Patienten.«

»Das war sicher das Vernünftigste.«

»Hab mich 'ne Zeitlang mit diesem und jenem beschäftigt. Die meiste Zeit herumgebummelt. Vor zwanzig Jahren bin ich dann Pathologe bei der Polizei geworden.«

»Tja, die Toten sind nicht neurotisch.«

»Nicht das kleinste bißchen.«

»Und sie leiden nicht an Infektionen der Atemwege.«

»Die können sie nicht mehr auf mich übertragen«, bestätigte Enderby. »Natürlich kann man in diesem Job keine Reichtümer erwerben. Aber ich habe ein größeres Privatvermögen, so daß mich das nicht weiter stört. Und die Arbeit ist genau richtig für mich. Geradezu wie geschaffen für mich. Mein psychologischer Background vermittelt

mir einen weiteren Horizont. Gewährt mir neue Einsichten. So stelle ich Zusammenhänge her, wo andere Pathologen nicht mehr weiterwissen. Wie es heute abend geschehen ist.«

»Sie haben eine Erklärung dafür gefunden, warum der Schlächter manchmal ein richtiges Festgelage abhält und andere Male diese Freßorgie nur vortäuscht?« »Ja«, sagte Enderby nur. Er schnaufte kurz und erklärte dann lapidar: »Weü hinter dem Schlächter zwei Personen stecken.«

Preduski kratzte sich am Kopf. »Sie meinen Schizophrenie?«

»Nein, nein... Ich denke, es ist nicht nur ein Mann, der herumläuft und Frauen umbringt. Nein, es sind zwei Männer.« Er lächelte triumphierend.

Der Detective starnte ihn verständnislos an. Enderby schlug mit der Linken in die Rechte. »Ich liege richtig damit! Ich weiß es ganz genau. Der Schlächter Nummer eins hat die ersten vier Frauen getötet. Morden löst bei ihm einen gewaltigen Appetit aus. Der Schlächter Nummer zwei hat die fünfte Frau auf dem Gewissen. Er hat sie so übel zugerichtet, wie das auch sein Kollege getan hätte. Doch vermutlich ist Nummer zwei etwas zartbesaiteter als Nummer eins. Ihm vergeht beim Gemetzeln der Appetit. Also täuscht er das Gelage nur vor, um alles so aussehen zu lassen, als sei Nummer eins wieder am Werk gewesen.«

»Was für ein Aufwand!«

»Ist doch ganz logisch. Wir sollen denken, der Schlächter habe wieder zugeschlagen. Und dafür muß er alles so herrichten, daß wir nur von einem Täter ausgehen.« Preduski wurde plötzlich bewußt, wie sauber Enderbys Krawatte gebunden war. Er griff sich unwillkürlich an das Gewirr, das ihm selbst vom Hals hing. »Verzeihen Sie. Se-

hen Sie mir bitte nach, daß ich *so* schwer von Begriff bin. Ist ganz allein mein Fehler. Aber verstehen Sie, wir haben der Presse nie mitgeteilt, daß der Täter sich nach dem Mord auch noch über die Küche hermacht. Wir haben diese Information bewußt zurückgehalten, um falsche Spuren und Beschuldigungen von vornherein aussortieren zu können. Wenn also dieser Schlächter Nummer zwei den wirklichen Schlächter imitieren wollte, woher wußte er dann von den Freßorgien?«

»Ich fürchte, Sie haben mich nicht ganz verstanden.«

»Ich fürchte, da liegen Sie richtig.«

»Schlächter Nummer eins und Schlächter Nummer zwei kennen sich. Sie stecken unter einer Decke und planen diese nächtlichen Mordzüge gemeinsam, lösen sich vermutlich ab.«

Verblüfft fragte der Detective: »Die beiden sind Freunde? Kumpels, die sich abends zum Frauenmorden treffen, so, wie andere Männer zum Bowling gehen?«

»So würde ich es nicht ausdrücken.«

»Aber sie ermorden abwechselnd Frauen und versuchen es dann so aussehen zu lassen, als wäre dies das Werk von einem einzigen Mann?«

»Ja.«

»Und warum?«

»Das weiß ich noch nicht. Vielleicht wollen sie einen komplexen Charakter erschaffen, indem sie uns ein Bild vom Schlächter vermitteln, das in Wirklichkeit keinem der beiden entspricht; vielleicht wollen sie uns auf diese Weise an der Nase herumführen und sich selbst damit vor einer Entdeckung schützen.«

Preduski begann, vor dem überladenen Küchentisch auf und ab zu laufen. »Zwei Psychopathen haben sich an der Theke kennengelernt...«

»Es muß nicht unbedingt eine Bar gewesen sein.«

»Sie erkennen sich als verwandte Seelen, werden dicke Freunde und schließen einen Pakt, nach dem alle Frauen in Manhattan ausgerottet werden sollen.«

»Vielleicht nicht alle Frauen«, sagte der Pathologe, »aber sicher eine für ihre Zwecke ausreichende Quote.«

»Tut mir leid. Ich bin sicher nicht sehr helle. Und was meine Bildung angeht, so ist sie mir nie zuteil geworden. Ich bin leider kein Akademiker wie Sie. Ehrlich gesagt, ich verstehe das nicht ganz, was Sie da sagen. Wie ist es möglich, daß zwei gefährliche Irre so gut und so effektiv zusammenarbeiten können?«

»Warum denn nicht? Erinnern Sie sich noch an den Mord an Sharon Tate, damals in Kalifornien. In der >Familie< von Charles Manson waren etliche Psychopathen, der Chef eingeschlossen. Sie haben gut und effektiv zusammen gearbeitet, haben zusammen eine ganze Reihe von Morden begangen.«

»Aber sie wurden *doch* gefaßt«, wandte Preduski ein.

»Erst nach einer ziemlichen Weile.«

Im einunddreißigsten Stock des Bowerton-Gebäudes waren die Büros von sechs Firmen untergebracht. Graham und Connie drückten wahllos auf Türklinken, doch alle waren verschlossen. Sie gaben es auf. Dann entdeckte Connie neben den Fahrstühlen eine unbeschriftete Tür. Sie ließ sich öffnen. Graham trat hinter Connie ein und knipste das Licht an.

Die Kammer war etwa drei Meter tief und zwei Meter breit. In der linken Wand war eine Metalltür, die man kürzlich knallrot angestrichen hatte. Neben der Tür waren Mops, Besen und Bürsten aufgereiht. An der rechten Wand stand ein Metallregal mit Desinfizierungs- und Reinigungsmitteln, Lappen und Tüchern.

»Eine gute alte Besenkammer«, sagte Graham. Connie trat an die rote Tür und öffnete sie. Sie spähte hindurch, ließ die Klinke aber nicht los. Was sie zu sehen bekam, überraschte sie. »He, Graham, sieh dir das einmal an!«

Er gab keine Antwort.

Sie trat in die Besenkammer, drehte sich um und sagte: »Graham, sieh nur, was ...«

Er stand direkt vor ihr und hielt eine große Schere vor sein Gesicht. Er hielt das Stück wie einen Dolch. Die Klingen glänzten wie Edelsteine, und die scharfen Spitzen blitzten.

»Graham?« sagte Connie vorsichtig.

Er senkte die Schere. »Ich habe sie in dem Regal dort hinten entdeckt. Wir können sie als Waffe benutzen.«

»Eine Schere gegen eine Pistole?«

»Wir können ihn in einen Hinterhalt locken.«

»Was denn für ein Hinterhalt?«

»Wir locken ihn an eine Stelle, an der ich auf der Lauer liege. Ich überrasche ihn, bevor er in der Lage ist, die Pistole einzusetzen.«

»Und wo zum Beispiel?«

Seine Hand zitterte. Licht tanzte auf den Klingen. »Das weiß ich auch nicht«, sagte er kläglich.

»Es würde ja doch nicht klappen«, stimmte sie ruhig zu.

»Aber ich habe einen Weg aus dem Gebäude gefunden.«

»Tatsächlich?« Er sah sie gespannt an.

»Sieh selbst. Die Schere brauchst du nicht mehr. Leg sie wieder zurück.«

»Ich sehe es mir natürlich an«, erklärte er. »Doch die Schere behalte ich bei mir. Man kann nie wissen.« Connie war nicht ganz wohl in ihrer Haut. Sie fürchtete, daß Graham, sobald er den von ihr entdeckten Fluchtweg sah, es vorziehen würde, mit der Schere bewaffnet dem Schlächter gegenüberzutreten.

Er folgte ihr durch die rote Tür und gelangte auf eine Plattform mit einem Geländer. Sie war knapp fünfzig Zentimeter breit und einen Meter zwanzig lang und wurde von einer Glühbirne beleuchtet. Tiefer unten befanden sich in anscheinend regelmäßigen Abstand weitere Lampen. Doch worum es sich bei diesem Schacht handelte, war auf den ersten Blick nicht zu erkennen.

Die Plattform war an der Wand eines der beiden Fahrstuhlschächte angebracht, die vom Keller bis zum Dach hinaufführten. Vier Aufzüge konnten ihn durchfahren, doch im Moment ruhten alle vier Kabinen im Erdgeschoß. Dicke Kabel schwankten leicht vor Connie und Graham. Auf ihrer und auf der gegenüberliegenden Seite des gewaltigen Schachts waren vom Keller bis zum Dach an allen Ausgängen zu den ungeraden Stockwerken gleiche

Plattformen angebracht. Eine hing Graham und Connie direkt gegenüber an der Wand, und deren Anblick ließ sie im vollen Ausmaß begreifen, auf was für einem abenteuerlich luftigen Platz sie sich befanden. An zwei Seiten des Schachts führten in die Wand eingelassene Eisen-sprossen in die Tiefe. Eine Art von Leitem, die zusätzlich die einzelnen Etagen miteinander verbanden. Auf diesem Wege konnten Reparaturen ausgeführt werden oder Fahrgäste in Sicherheit gebracht werden, wenn ein Aufzug steckengeblieben, im Gebäude ein Feuer ausgebrochen oder die Stromzufuhr ausgefallen war. Eine kleine, weiße Birne brannte über jeder Stahltür; ansonsten war es stockfinster in dem Schacht. Wenn Connie nach oben blickte, und besonders wenn sie nach unten spähte, kam es ihr so vor, als stünden die Birnen in der Distanz näher zusammen. Das besagte nicht mehr und nicht weniger, als daß es bis zum Boden sehr, sehr weit war.

»Das ist dein Fluchtweg?« Grahams Stimme zitterte, wie Connie es befürchtet hatte.

Sie zögerte, mußte erst allen Mut zusammennehmen, bevor sie antwortete: »Wir können doch versuchen, nach unten zu klettern.«

»Nein.«

»Die Treppenhäuser können wir nicht benutzen. Die hält er unter Bewachung.«

»Aber das hier auf keinen Fall.«

»Das kannst du doch wohl kaum mit dem Bergsteigen vergleichen!«

Sein Blick fuhr rasch von rechts nach links und dann wieder zurück. »Nein.«

»Da ist doch eine Art Leiter angebracht.«

»Und du hast wirklich vor, einunddreißig Stockwerke nach unten zu klettern?« fragte er in einem Tonfall, der sie in Aufruhr versetzte.

»Graham, nur wenn wir sofort mit dem Abstieg beginnen, haben wir vielleicht eine Chance. Selbst wenn Bollinger irgendwann herausfinden sollte, daß dieser Notausgang nicht abgeschlossen ist und dann auch noch auf diese rote Tür stößt, ist damit doch nicht gesagt, daß er uns für fähig hält, einen solchen Fluchtweg zu wählen. Und wenn er uns dann wirklich entdecken sollte, können wir immer noch rechtzeitig die Leiter verlassen und in das Stockwerk verschwinden, auf dessen Höhe wir uns gerade befinden. Überleg doch nur einmal, wieviel Zeit wir dadurch gewinnen!«

»Ich kann nicht.« Graham preßte beide Hände an das Geländer, umklammerte es mit solcher Kraft, daß Connie schon erwartete, das Metall würde sich jeden Augenblick verbiegen.

»Was können wir denn sonst tun?« fragte sie niedergeschlagen.

Graham starre nur in den Zementschlund.

Als Bollinger zu der Erkenntnis kam, daß Harris und die Frau die Feuertür von innen abriegelt hatten, rannte er die zwei Treppen zum dreißigsten Stock hinunter. Er wollte durch den dortigen Korridor zum anderen Ende des Gebäudes eilen, um dort über das zweite Treppenhaus in die einunddreißigste Etage zurückzukehren; vermutlich hatten sie die dortige Feuertür nicht verriegelt. Als er auf dem Treppenabsatz zum dreißigsten Stock angelangt war, entdeckte er auf der grauen Tür die Aufschrift *Hollowfield Land Management*. Die ganze Etage war von einer einzigen Firma gemietet worden. Damit verfügte sie kaum über einen Korridor für den Publikumsverkehr, und die Notausgänge ließen sich nur von innen öffnen. Das gleiche widerfuhr Bollinger beim neunundzwanzigsten und beim achtundzwanzigsten Stock. In beiden residierte die

*Sweet Sixteen Cosmetics.* Wie erwartet, ließen sich beide Feuertüren nicht öffnen.

Bollinger machte sich erste Sorgen, seine Beute verlieren zu können. Er gelangte vor die Tür zum sechsundzwanzigsten Stockwerk. Hier hatte er vorhin das Treppenhaus betreten, und auf dieser Etage wartete auch der Fahrstuhl auf ihn.

Als er die Tür geöffnet hatte und auf den Korridor gelangt war, warf er einen raschen Blick auf seine Armbanduhr. Neun Uhr fünfzehn. Die Zeit verrann zu schnell, unnatürlich schnell, so, als sei das Universum aus dem Gleichgewicht geraten.

Er rannte zum Aufzug und suchte im Laufen in seiner Tasche nach dem Schlüsselbund, den er dem toten Wachmann abgenommen hatte. Er verhakte sich, wollte nicht freikommen. Bollinger zerrte und riß. Als er den Bund endlich gelöst hatte, glitt er ihm aus den Fingern und fiel mit einem leichten Klingeln auf den Teppichboden. Fluchend gng Bollinger in die Hocke und suchte in der Dunkelheit den Boden ab. Verdrossen fiel ihm nach einer halben Minute ein, daß er ja eine kleine Taschenlampe mit sich führte. Doch selbst mit dieser Hilfe benötigte er über eine Minute, bis er die Schlüssel endlich wiedergefunden hatte.

Als er sich wieder aufrichtete, fragte er sich, ob Harris und seine Schöne hier vielleicht auf ihn warteten; ob sie ihm womöglich hier eine Falle gestellt hatten. Er schob die Taschenlampe wieder in die Tasche und griff statt dessen nach seiner Walther. Dann blieb er so still wie möglich stehen und lauschte in die Dunkelheit. Wenn sie sich hier irgendwo verborgen hielten, müßten sie sich eigentlich gegen den Lichtschein über der Fahrstuhlnische abheben. Er wartete ein paar Sekunden. Dann fiel ihm ein, daß die beiden ja gar nicht wissen konnten, auf welcher Etage er

den Fahrstuhl verlassen hatte. Außerdem hätten sie gar nicht rechtzeitig hier anlangen können, um ihm eine Falle zu stellen.

Das traf allerdings nicht auf den einunddreißigsten Stock zu. Dort hatte ihnen genügend Zeit zur Verfügung gestanden, für ihn einen Hinterhalt aufzubauen. Wenn er mit dem Aufzug hinaufführe, lagen sie dort vielleicht auf der Lauer und würden in dem Moment über ihn herfallen, in dem er am verwundbarsten war — wenn er den Fahrstuhl verließ.

Aber immerhin war *er* derjenige, der die Pistole besaß. Was würde also dort geschehen? Sie hatten sich vielleicht mit Werkzeugen versorgt oder sich daraus Waffen zusammengebastelt. Doch was konnten sie damit schon gegen eine Pistole in der Hand eines sicheren Schützen ausrichten?

Er betrat den Aufzug, schob den Schlüssel ins Kontrollbord und setzte ihn damit wieder in Betrieb.

Er sah noch einmal auf seine Armbanduhr. Neun Uhr neunzehn.

Er durfte sich keine Verzögerung mehr erlauben. Wenn er Harris in den nächsten Minuten erledigen konnte, blieb ihm für die Frau noch eine knappe halbe Stunde.

Er pfiff wieder leise vor sich hin und drückte auf den Knopf mit der Aufschrift 31.

Der Mann von der Spurensicherung montierte den Zerkleinerer ab, steckte ihn in eine große Plastiktüte und trug das Ganze aus der Wohnung hinaus. Preduski und Enderby waren allein in der Küche. In der Diele schlug die Standuhr die Viertelstunde an. Zwei sanfte Glockentöne; die Uhr ging fünf Minuten nach. Als Begleitmusik pfiff der Wind durch die Eschenwipfel vor dem Küchenfenster.

»Wenn es Ihnen schwerfällt, die Vorstellung einer Kooperation zwischen zwei Psychopathen zu akzeptieren«, sagte Enderby, »dann versuchen Sie es doch einmal mit der Theorie, daß es sich bei den beiden nicht um Psychopathen von der Art handelt, wie wir sie kennen.«

»Jetzt hören Sie sich an wie Graham Harris.«

»Das ist mir bewußt.«

»Harris sagt, der Schlächter sei geistig nicht gesund. Aber man würde ihm das nicht ansehen, wenn er einem auf der Straße begegnen würde. Entweder zeigen sich die Symptome dieser Form von Manie nicht, sind latent, oder er weiß sie sehr gut zu verbergen. Harris ist auch der Überzeugung, daß der Schlächter jeden psychiatrischen Test ohne Schwierigkeiten bestehen könnte.«

»Ich neige der Ansicht dieses Hellsehers immer mehr zu.«

»Bis auf den Umstand, daß Sie von zwei Schlächtern ausgehen.«

Enderby nickte nur.

Der Detective seufzte. Er trat an ein Fenster und zeichnete die Umrisse eines Dolches auf die beschlagene Scheibe.

»Falls Sie recht haben, kann ich meine Theorie natürlich auf den Müll werfen. Meine Theorie geht von einem gewöhnlichen paranoiden Schizophrenen aus. Ein einzelner Killer könnte unter einem psychotischen Zwang handeln. Aber nicht zwei Männer unterliegen demselben Zwang.«

»Die beiden Schlächter stehen nicht unter irgendwelchen psychotischen Zwangsvorstellungen«, antwortete Enderby. »Beide wissen ganz genau, was sie tun. Und keiner von ihnen leidet nach der Tat unter einer Art von Gedächtnisschwund.«

Preduski wandte sich vom Fenster ab, auf dem das Messer bereits zerlief. »Ob es sich hier um eine bislang unbekannte, eine neue Art von Psychose handelt oder nicht«, erklärte der Detective, »das Verbrechen ist altbekannt. Sexualmorde werden...«

»Wir haben es hier nicht mit Sexualmorden zu tun«, wandte der Gerichtsmediziner ein.

Preduski legte den Kopf schief. »Wie war das?«

»Wir haben es hier keinesfalls mit Sexualmorden zu tun.«

»Nun, die beiden Schlächter morden ausschließlich Frauen...«

»Das ist sicher richtig, nur...«

»Und vorher vergewaltigen sie die Opfer...«

»Ja«, bestätigte Enderby. »Aber hier haben wir es mit Morden zu tun, die eine sexuelle Komponente aufweisen. Damit sind sie aber keine ausgesprochenen Sexualmorde.«

»Verzeihung, aber jetzt komme ich nicht mehr mit. Tut mir leid, es liegt an mir, nicht an Ihnen.«

»Sex ist bei diesen Schlächtern nicht das auslösende Motiv. Sex ist nicht der primäre Grund für diese Männer, wenn sie über Frauen herfallen. So, wie sie dabei vorge-

hen, ergibt sich die Möglichkeit für eine Vergewaltigung. Da diese Möglichkeit besteht, nutzen sie sie. Die Frauen bringen sie sowieso um; da ist es ihnen gleich, ob sie sie sofort abschlachten oder etwas später. Was ist denn schon dabei, so sagen sie sich vermutlich, wenn wir uns vorher noch ein wenig mit den Frauen vergnügen? Aber der Sex spielt für sie nur eine sekundäre Rolle. Sie morden die Frauen nicht aus einer sexuellen Zwangsvorstellung.« Preduski schüttelte den Kopf und sagte: »Ich verstehe nicht, wie Sie darauf kommen. Sie haben die Männer doch noch nie gesehen, oder? Auf welche Indizien stützen Sie sich, wenn Sie erklären, die Motive der beiden Schlächter seien nicht hauptsächlich und vor allem sexueller Natur?«

»Die Umstände sprechen für sich«, erklärte Enderby.

»Zum Beispiel hätten wir da die Art und Weise, wie sie ihre Opfer verstümmeln.«

»Was erfahren Sie denn daraus?«

»Haben Sie sich die Verletzungen und Schnitte sorgfältig angesehen?«

»Mir blieb ja wohl nichts anderes übrig.«

»Gut. Haben Sie Verletzungen, zum Beispiel aufgrund von gewaltsamem Eindringen in der Analgegend, entdeckt?«

»Nein!«

»Verletzungen in der Schamgegend?«

»Nein!«

»Verstümmelungen an den Brüsten?«

»In einigen Fällen hat der Schlächter den Unterleib oder den Brustkorb aufgeschnitten.«

»Aber keine direkten und ausschließlichen Verstümmelungen an den Brüsten?«

»Nun, wenn er den Brustkorb öffnet...«

»Ich meine, hat er jemals einer Frau die Brustwarzen ab-

geschnitten oder vielleicht sogar die ganze Brust, wie das seinerzeit Jack the Ripper zu tun pflegte?«

Heftiger Abscheu spiegelte sich auf Preduskis Gesicht wieder. »Nein.«

»Hat er den Mund eines Opfers verstümmelt?«

»Den Mund?«

»Nun, hat er zum Beispiel die Lippen abgeschnitten?«

»Nein, nie . . .«

»Oder die Zunge herausgeschnitten?«

»Großer Gott, nein. Hören Sie, Andy, müssen wir dieses Spielchen noch lange betreiben? Ist ja widerlich. Und ich begreife auch nicht, worauf Sie hinauswollen!«

»Wenn es sich bei den beiden Schlächtern um Sexualmörder mit einem Hang zur Verstümmelung der Opfer handeln würde«, erklärte der Pathologe, »dann hätten sie eine der von mir eben aufgeführten Körperpartien verstümmelt.«

»Anus, Brüste, Genitalien oder Mund?«

»Ja, genau die. Zumindest eine davon. Vermutlich mehrere, wenn nicht alle. Aber nichts davon liegt hier vor. Somit ist die hiesige Verstümmelung nachträglich erfolgt, ist aus einem logischen Vorsatz erfolgt. Nicht jedoch aufgrund eines sexuellen Zwangs. Eine Art besonderer Verpackung.«

Der Detective schloß die Augen und preßte die Fingerspitzen gegen die Stirn, so, als wollte er die ekelhaften Bilder aus seinen Gedanken verdrängen. »Verpackung? Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz.«

»Eine Verpackung, mit der sie uns beeindrucken wollen.«

»Wen, die Polizei?«

»Ja. Und die Zeitungen.«

Preduski trat an das Fenster, auf das er das Messer gemalt hatte. Er wischte die Kondensschicht ab und starrte auf

den Schnee, der im Lichtkegel der Straßenlaterne zu Boden fiel. »Warum sollten sie uns beeindrucken wollen?« »Das weiß ich nicht. Welcher Grund, welche Notwendigkeit hinter dem Wunsch steht, uns zu beeindrucken . . . das hat jedenfalls viel mit dem wahren Mordmotiv der beiden zu tun.«

»Wenn wir das verstehen würden, könnten wir vermutlich ein Muster, eine Ordnung hinter diesen Morden erkennen. Wir wären vielleicht sogar in der Lage, ihnen einen Schritt vorauszudenken und den nächsten Mord zu verhindern.«

Enderby war plötzlich erregt. »Einen Moment mal. Ein anderer Fall. Zwei Mörder. Arbeiten zusammen. Chicago. Neunzehnhundertvierundzwanzig. Zwei junge Männer waren die Mörder. Beide Söhne von Millionären. Waren noch keine Zwanzig.«

»Leopold und Loeb?«

»Sie sind mit dem Fall vertraut?«

»Ein wenig.«

»Die beiden haben einen Jungen, Bobby Franks, umgebracht. Vierzehn Jahre alt. Auch der Sohn eines reichen Vaters. Sie hatten nichts gegen ihn. Jedenfalls keines der klassischen Motive. Und Bobby hatte ihnen auch nichts getan. Die Zeitungen schrieben, sie hätten es wegen des Nervenkitzels getan. Aus Abenteuerlust. War ein sehr blutiger Mord. Doch sie brachten Bobby aus anderen Gründen um. Er mußte für ein philosophisches Ideal sterben.«

Preduski wandte sich langsam vom Fenster ab. »Tut mir leid, ich muß wohl irgend etwas nicht ganz mitbekommen haben. Jedenfalls verstehe ich kein Wort von dem, was Sie sagen. Was habe ich mir zum Beispiel unter einem philosophischen Ideal vorzustellen?«

»Leopold und Loeb hielten sich für etwas Besonderes. Für

Übermenschen. Für die ersten Wesen einer neuen Rasse. Leopold verehrte Nietzsche sehr.«

Der Detective runzelte die Stirn. »Einer der Verse an der Wand stammt wahrscheinlich aus einem Werk von Nietzsche. Der andere ist von Blake. Bei Edna Mowry haben wir ebenfalls ein Nietzsche-Zitat entdeckt. Es war mit Blut an die Schlafzimmerwand geschrieben.«

»Leopold und Loeb. Ein unglaubliches Paar. Glaubten, der perfekte Mord sei Ausweis genug für ihr Übermenschentum. Einen Mord zu begehen und sich danach nicht fassen zu lassen. Das war ihrer Meinung nach der Beweis für ihre überlegene Intelligenz. Für ihre allumfassende Überlegenheit.«

»Waren die beiden nicht Homosexuelle?«

»Ja, aber deswegen ist Bobby Franks nicht Opfer eines Sexualmordes geworden. Sie haben ihn nicht verstümmelt. Oder sich vorher an ihm vergangen. Das hatten sie vermutlich auch in keinem Augenblick vor. Lust oder sexuelle Befriedigung war ganz gewiß nicht ihr Motiv. Ganz und gar nicht. Es war, wie Loeb es ausdrückte, eine >intellektuelle Übung<.«

Trotz seiner Erregung entging es Enderby nicht, daß die Ärmel seines Hemdes von den Jackenärmeln überdeckt wurden. Irritiert zog er sie heraus, bis sich die angemessenen anderthalb Zentimeter auf jeder Seite zeigten. Obwohl er seine Untersuchungen im blutbespritzten Schlafzimmer und in der verheerten Küche angestellt hatte, fand sich nicht der kleinste Heck auf seiner Kleidung. Preduski stand mit dem Rücken zum Fenster, beugte sich über den Spülstein und war sich in diesem Augenblick wieder einmal sehr deutlich seiner abgetragenen Schuhe und zerknitterten Hose bewußt. »Ich habe immer noch einige Schwierigkeiten, Ihnen zu folgen«, sagte er. »Ich fürchte, Sie müssen bei mir sehr viel Geduld aufbringen.

Aber Sie wissen ja, wie ich bin. Manchmal ist mein Kopf einfach leer. Oder voller Stroh. Also wenn diese beiden jungen Männer, Leopold und Loeb, Mord für eine intellektuelle Übung hielten, dann müssen sie doch wohl verrückt gewesen sein. Waren sie verrückt? Hat man etwas dergleichen bei ihnen festgestellt?«

»In gewisser Weise. Sie lebten im Wahn ihrer eigenen Macht. Sowohl der tatsächlichen wie auch der eingebildeten Macht.«

»Haben sie denn den Eindruck von Geisteskranken gemacht?«

»Nicht im mindesten.«

»Aber wie ist das möglich?«

»Vergessen Sie nicht, daß Leopold schon mit siebzehn seinen College-Abschluß gemacht hat. Er hatte einen Intelligenzquotienten von annähernd zweihundert. Ein richtiges Genie. Mit Loeb war es nicht viel anders. Die beiden waren clever genug, ihre Nietzsche-Phantasien für sich zu behalten; ihre eingebildete Überlegenheit die Umwelt nicht spüren zu lassen.«

»Und wenn ein Psychiater sie untersucht hätte?«

»Vor sechzig Jahren war die Psychiatrie noch nicht sehr entwickelt.«

»Aber wenn man damals schon so ausgeklügelte Tests gehabt hätte wie heute, wäre man Leopold und Loeb dann damit auf die Schliche gekommen?«

»Nein. Die beiden hätten jeden Test mit fliegenden Fahnen bestanden.«

»Hat es seit 1924 noch weitere wie Leopold und Loeb gegeben?« fragte Preduski.

»Nicht, daß ich wüßte. Zumindest nicht solche eingebildeten Übermenschen. Die Manson-Familie mordete aus einer verschwommenen Mixtur von politischen und religiösen Gründen. Die Familie hielt Charles Manson für

den neuen Christus. Sie glaubten, die Ausrottung der Reichen würde den Armen von Nutzen sein. Meiner Ansicht nach waren das lupenreine Wahnsinnige. Und die anderen Massenmörder? Charles Starkweather. Richard Speck. Albert DeSalvo. Allesamt Psychopathen. Alleamt angetrieben von Psychosen, die in ihnen gewachsen waren, die sie meist schon seit der Schulzeit beeinflußt hatten. Nur bei Leopold und Loeb ließen sich keine Kindheitstraumata feststellen, die bei ihnen ein psychotisches Verhalten ausgelöst hätten. Nein, in denen war kein fauler Kern, der später giftige Früchte hervorgebracht hätte.«

»Wenn sich hinter dem Schlächter tatsächlich zwei Männer verbergen«, sagte der Detective gedankenverloren, »dann hätten wir es also mit einer Neuauflage von Leopold und Loeb zu tun. Sie morden, um damit ihre Überlegenheit zu demonstrieren.«

Der Gerichtsmediziner fing an, methodisch auf und ab zu gehen. »Vielleicht. Doch vielleicht steckt hier noch mehr dahinter. Etwas weitaus Komplexeres als bloßes Übermenschentum.«

»Wie meinen Sie das?«

»Ich kann es nicht erklären. Ich habe nur so ein Gefühl, daß es sich hier nicht um eine bloße Neuauflage von Leopold und Loeb handelt.« Er trat an den Tisch und betrachtete die Überreste des vorgetäuschten Mahls. »Haben Sie Harris schon verständigt?«

»Nein«, sagte Preduski leicht verdutzt. »Das sollten Sie aber. Er hat sich nach Kräften bemüht, ein Bild von dem Mörder zu empfangen. Bislang ist ihm das Glück versagt geblieben. Vielleicht hat er deswegen solche Schwierigkeiten, weil er sich auf einen einzelnen konzentriert. Weil er nur die Züge von einem Gesicht empfangen will. Sie müssen ihm unbedingt mitteilen, daß wir es

mit *zwei* Tätern zu tun haben. Möglich, daß ihm diese Erkenntnis weiterhilft. Vielleicht kann er dann die Barriere durchstoßen, vielleicht kommt er dann endlich dem Schlächter auf die Spur.«

»Wir wissen doch noch gar nicht, ob es wirklich zwei sind. Bis jetzt ist das eine bloße Theorie.«

»Sagen Sie es ihm trotzdem«, beharrte Enderby. »Scheiden kann es ja nicht, oder?«

»Ich sollte es ihm vermutlich noch heute abend mitteilen«, erklärte der Detective. »Es wäre wirklich das Vernünftigste. Aber leider geht das nicht so einfach. Wegen dieses Falles ist er mit seiner Arbeit in großem Rückstand. Dafür trifft mich die größte Schuld. Ständig rufe ich ihn an, schwatze auf ihn ein und bedränge ihn. Er will heute die Nacht durchmachen, um seine Arbeit endlich fertigzubekommen. Da möchte ich ihn wirklich nicht noch mehr behelligen.«

In der Diele schlug die Standuhr die halbe Stunde an; wiederum fünf Minuten zu spät.

Preduski blickte auf seine Armbanduhr und brummte:

»Bald zehn. Ich sollte mich auf die Socken machen.«

»Sie wollen gehen? Hier gibt es doch noch einiges zu tun, oder?«

»Ich habe im Augenblick keinen Dienst.«

»Erst später wieder? Die Nachschicht? Zur Geisterstunde?«

»Ja.«

»Ich hätte nie gedacht, daß Sie sich vor Überstunden drücken würden.«

»Na ja, ich bin eben erst aus dem Bett gekommen. Ich war in der Küche und habe mir Spaghetti gekocht, als die Zentrale anrief und mich hierher beorderte. Da blieb mir keine Zeit mehr zum Essen. Und jetzt stehe ich kurz vor dem Hungertod.«

Enderby schüttelte den Kopf. »Ich kenne Sie nun schon so lange, aber ich glaube, ich habe Sie noch nicht ein einziges Mal angetroffen, wenn Sie eine komplette Mahlzeit im Bauch hatten. Ich habe Sie erlebt, da hatten Sie gerade ein Sandwich oder einen Hamburger in der Hand, weil Sie wegen des Hungers Ihre Arbeit nicht unterbrechen wollten. Und zu Hause kochen Sie sich Spaghetti, vermutlich sogar auch noch irgendwelche Schnellgerichte in Alufolie. Ira, Ira, ich sage es nur ungern, aber Ihnen fehlt eine Frau.«

»Eine Frau?«

»Andere Männer haben das schon vor Ihnen ausprobiert, mein Lieber.«

»Aber ich? Was soll ich denn mit einer Frau? Sie wollen sich wohl über mich lustig machen.«

»Würde Ihnen sicher guttun.«

»Andy, sehen Sie mich an.«

»Das tue ich schon seit einiger Zeit.«

»Dann sehen Sie genauer hin.«

»Ja, und?«

»Sie müssen blind sein.«

»Was sollte ich denn sehen?«

»Welche Frau, die noch ihre fünf Sinne beisammen hat, würde auf die wahnwitzige Idee verfallen, mich zu heiraten?«

»Ach, kommen Sie, Ira, verschonen Sie mich mit Ihrer Schauspielerei«, erklärte der Pathologe mit einem Lächeln. »Mir können Sie nichts vormachen. Ich weiß, daß unter all diesem Geschwätz, all diesem Niedermachen der eigenen Person, ein gesundes und starkes Selbstbewußtsein steckt.«

»Wenn Sie es sagen. Sie sind schließlich der Psychologe.«

»Da haben Sie völlig recht. Ich bin weder ein Verdächtiger

noch ein Zeuge. Mich brauchen Sie nicht mit solchem Geschwätz zu blenden.«

Der Detective grinste.

»Ich wette, es hat mehr als nur eine Frau gegeben, die sich in die von Ihnen so geschickt aufgesetzte Jungenhaftigkeit verguckt hat.«

»Na ja, die eine oder andere«, gab Preduski mit allen Anzeichen des Unbehagens zu. »Aber leider war nie die Richtige darunter.«

»Wer will denn schon die Richtige? Die meisten Männer sind ganz zufrieden, wenn sie etwas Liebes finden, mit dem sie ganz gut zurechtkommen. Was Sie wollen, gibt es doch nur in Hollywood-Filmen der kitschigsten Sorte. Und in den Träumen von kleinen Mädchen jeden Alters.«

»Nein, Andy, für mich muß es schon die Richtige sein.« Der Detective sah wieder auf seine Uhr. »Tut mir leid, aber ich muß jetzt wirklich gehen. Gegen Mitternacht bin ich wieder hier. Bis dahin hat Martin sicher noch nicht einmal alle Mieter des Hauses befragt. Ist ein ziemlich großes Haus.«

Dr. Enderby seufzte, als lasteten alle Probleme der Welt auf seinen Schultern. »Wir sind dann sicher auch noch hier und machen >Hausarbeit<. Die Möbel mit einem Pulver behandeln, um Fingerabdrücke zu finden. Die Teppiche staubsaugen, um Haare, Fäden oder sonstwas zu finden. Wahrscheinlich entdecken wir wieder einmal nichts, aber wir geben unser Bestes. Derselbe Zirkus wie immer.«

Grahams Fuß rutschte von der Sprosse ab. Obwohl er sich mit beiden Händen festhielt und im Griff hatte, stieg sofort Panik in ihm auf. Seine Füße traten wild nach der Leiter, behandelten sie wie einen Sklaven, dem man erst seinen Willen aufzwingen muß, bevor man seine Füße darauf setzen kann.

»Graham, was ist?« rief Connie. Sie befand sich ein paar Sprossen über ihm. »Graham? Antworte mir!« Ihre Stimme beruhigte ihn wieder. Er trat nicht mehr gegen die Leiter und hielt sich mit den Händen fest, bis sein Atem wieder normal ging ... bis die lebendig gewordenen Erinnerungen an den Mount Everest vergangen waren.

»Graham?«

Seine Füße suchten nach einem Halt und fanden ihn wenige Sekunden später. Dieser Augenblick kam ihm wie eine halbe Ewigkeit vor. »Alles in Ordnung. Ich war bloß abgerutscht. Aber jetzt ist alles wieder okay.«

»Sieh bloß nicht nach unten.«

»Das habe ich nicht getan und werde ich auch tunlichst unterlassen.«

Sein Fuß suchte die nächste Sprosse und fand sie. Er setzte den Abstieg fort.

Er fühlte sich wie bei einem Fieberanfall. Schweißnasses Haar klebte an seinem Nacken. Schweißperlen entstanden unentwegt auf seiner Stirn, hingen wie winzige Diamanten in seinen Brauen, brannten und stachen in den Augenwinkeln, rannen in langen Bahnen über die Wangen und brachten einen salzigen Geschmack auf die Lip-

pen. Doch trotz des Schweißausbruchs war ihm unbehaglich kalt. Er zitterte und bibberte beim Abstieg. Er war sich sehr wohl der Tiefe bewußt, die ihn ringsherum umgab. Er war sich der Tiefe wie eines Dolches bewußt, dessen Spitze zwischen seinen Schulterblättern stand und jeden Moment in ihn hineinstoßen konnte.

Bollinger befand sich im einunddreißigsten Stock. Er entdeckte die Besenkammer.

Sein Blick fiel sofort auf die rote Tür. Jemand hatte den Türstopper hinuntergetreten, und nun stand sie ein paar Zentimeter weit auf. Bollinger war augenblicklich klar, daß Harris und seine Freundin hier hindurchgegangen waren.

Doch warum hatten sie die Tür offenstehen lassen?

Dieser Umstand kam ihm wie ein Köder vor; wie etwas, das ihn in eine Falle locken sollte.

Er näherte sich vorsichtig, war angespannt und auf einen Hinterhalt gefaßt. Er hielt die Walther in der Rechten und streckte die Linke weit aus, um damit die Stahltür zu stoppen, falls seine Opfer beabsichtigen sollten, sie gegen ihn zu schleudern. Er hielt den Atem an, machte zwei leise Schritte und lauschte intensiv, um auch noch das leiseste Geräusch wahrnehmen zu können.

Nichts. Völlige Stille.

Er trat mit der Zehenspitze vorsichtig gegen den Türstopper und löste die Sperre. Dann zog er die Tür auf und gelangte auf die kleine Plattform. Er bekam gerade noch mit, wo er sich befand, als sich die Tür hinter ihm schloß und alle Lichter im Schacht erloschen. Im ersten Moment dachte Bollinger, Harris sei ihm nachgeschlichen und hätte ihn ausgesperrt. Doch als er gegen die Tür drückte, leistete sie keinen Widerstand. Und als er sie öffnete, brannten auch die Lichter wieder. Die Notbe-

leuchtung war nicht auf Dauer eingeschaltet. Die Birnen brannten nur, wenn eine der Schachttüren offen war. Jetzt wußte er, warum Harris die Tür nicht geschlossen hatte. Bollinger war beeindruckt, als er das System von Lichtern, Plattformen und Sprossen betrachtete. Bei Gebäuden aus den zwanziger Jahren waren derart umfangreiche Notwege durchaus nicht üblich. Und die Gebäude, die nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet worden waren, konnten sich nur selten ihrer Notwege und Sicherheitsvorkehrungen rühmen. Wenn man heutzutage in einem Aufzug steckenblieb, wurde einem zugemutet, auf den Monteur zu warten, ganz gleich, ob der die Reparatur in zehn Stunden oder in zehn Tagen ausführen würde. Und wenn sich keine Reparatur durchführen ließ, konnte man einen äußerst waghalsigen Abstieg durch den Schacht wagen oder in der Kabine verfaulen.

Je länger sich Bollinger in diesem Gebäude aufhielt, je mehr er von seinem Innenleben kennenlernte, desto mehr faszinierte es ihn. Gut, es war nicht mit den gigantischen Stadien, Museen und Prachtgebäuden zu vergleichen, die Hitler für seine »Herrenmenschen« planen und teilweise errichten ließ, bevor ihm der verlorene Weltkrieg einen Strich durch die Rechnung machte. Aber Hitlers Bauten waren fast alle Visionen geblieben, waren nie in Stein und Marmor entstanden, wohingegen dieses Gebäude errichtet worden war. Bollinger sagte sich, daß die Männer, die es entworfen, geplant und erbaut hatten, wahre Olympier gewesen sein mußten. Er wußte genau, daß ihm die Größe, die Erhabenheit und die Stilvollendung dieses Gebäudes nie zu Bewußtsein gekommen wären, wenn er es nur tagsüber kennengelernt hätte, wo allerorten Publikumsverkehr herrschte, Menschen hierhin und dorthin eilten und Geschäfte getätigten. Das Alltägliche fiel einem nicht mehr sonderlich ins Auge.

Man nahm es als selbstverständlich hin. Und New Yorker fanden an einem zweiundvierzig Etagen hohen Haus nichts Außergewöhnliches. Doch wenn man ein solches Bauwerk in der Nacht betrat, wenn es verlassen und still war, bekam man eine Vorstellung davon, wie gewaltig und komplex dieser Turm war. In der Einsamkeit und Stille hatte man erst die Gelegenheit, es in seinem ganzen Ausmaß, in seiner Großartigkeit und seiner Außergewöhnlichkeit zu würdigen. Bollinger kam sich vor wie eine Mikrobe, die durch die Adern und Venen eines Lebewesens wanderte; eines Lebewesens von wahrhaft titanischen Ausmaßen.

Bollinger fühlte sich den Geistern gleich, die ein solches Monument errichtet hatten. Er war einer der Ihren. Er war jemand, der bewegte, der die Erde zum Beben brachte. Er war ein Übermensch. Die gigantische Struktur des Gebäudes — und damit auch die Architekten, die einen so kühnen Wurf gewagt hatten — brachte in ihm eine Saite zum Klingen, ließ ihn erschauern vor seiner eigenen Gottähnlichkeit. Er war sich seiner eigenen Großartigkeit bewußt, und das verstärkte in ihm den Entschluß, Harris und diese Frau zu vernichten. Sie waren nicht mehr als Tiere, als Parasiten, Läuse, unwertes Leben. Weil Harris über diese krankhafte psychische Gabe verfügte, stellte er eine Bedrohung für Menschen wie Bollinger dar. Tiere wie Harris standen ihm dabei im Weg, seinen rechtmäßigen Platz in der Geschichte einzunehmen und eine neue Zeit einzuläuten. Noch vollzog sich der Aufstieg des neuen Menschen langsam, doch das Rad drehte sich stetig schneller.

Bollinger trat den Türstopper nach unten, um die Beleuchtung im Schacht sicherzustellen. Dann trat er an den Rand der Plattform und blickte nach unten.

Die beiden waren drei Stockwerke unter ihm. Harris klet-

terte als erster, und über ihm war das Weib, nur wenige Sprossen von ihm entfernt. Die beiden sahen nicht hoch. Sie mußten den kurzen Lichtausfall bemerkt haben und wußten sicher auch um dessen Bedeutung. Vermutlich strebten sie nun eilig der nächsten Plattform zu, um den Schacht zu verlassen.

Bollinger kniete sich hin und prüfte die Stabilität der Plattform und des Geländers. Sie waren fest. Eigentlich wollte er sie noch nicht hier töten. Ort und Tötungsart kamen ihm für eine Nacht wie diese unpassend vor. Was würde schon geschehen? Die beiden würden wie Säcke von der Leiter kippen und auf den Grund des Schachts plumpsen. Und das widersprach dem Plan, den er und Billy heute nachmittag entwickelt hatten. Bollinger war nicht hierhergekommen, um die beiden irgendwie umzubringen. Nein, er mußte sie auf eine ganz bestimmte Weise erledigen. Wenn er sie lediglich von der Leiter wegpussten würde, wäre die Polizei verwirrt, würde womöglich diese Morde nicht mit dem Schlächter in Zusammenhang bringen. Wenn er aber wie der Schlächter zuschlug, wäre die Polizei endgültig mit ihrem Latein am Ende, und die New Yorker würden sich einem Regime des Terrors gegenübersehen, wie sie es sich in ihren wildesten Alpträumen nie vorgestellt hätten. Er und Billy hatten einen wirklich schlauen Plan entwickelt, und von dem wollte er jetzt nicht abweichen, da noch eine gute Chance bestand, ihn wie vorgesehen zu Ende zu führen.

Es war Viertel vor zehn. In fünfzehn Minuten würde Billy mit dem Wagen kommen und bis halb elf warten. Bollinger fürchtete, kaum noch Zeit für das Weib zu haben. Doch fünfundvierzig Minuten sollten ausreichen, den Plan sorgfältig durchzuführen.

Was ihn auch von der Tat in diesem Schacht abhielt, war

der Umstand, daß er nicht wußte, wie Harris aussah, und es kam ihm etwas feige vor, einen Mann zu ermorden, dessen Gesicht er nicht einmal gesehen hatte. Das schien ihm auf derselben Stufe zu stehen, wie einen Mann von hinten zu erschießen. Solcher Mord — selbst wenn es sich bei dem Opfer um ein Tier, um einen Parasiten handelte — vertrug sich nicht mit Bollingers Bild vom Übermenschen. Er machte lieber Jagd auf sein Opfer, trieb es unerbittlich in die Enge und trat ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüber, so daß bis zum Schluß ein gewisser Nervenkitzel erhalten blieb.

Er mußte sie also aus dem Schacht treiben, ohne sie zu töten. Er mußte sie auf eine Ebene jagen, auf der er seinen Plan durchführen konnte. Er schob den Pistolenlauf nach unten, zielte weit am Kopf der Frau vorbei und drückte den Abzug durch.

Der Schuß krachte wie eine Explosion. Ohrenbetäubendes Dröhnen drang von allen Seiten auf Connie ein. Als die Echos leiser wurden, hörte sie, wie die Kugel von Wand zu Wand abprallte und weiter nach unten sauste. Sie empfand die Situation als so unwirklich, daß sie sich einige Sekunden lang fragte, ob es sich dabei nicht nur um eine Ausgeburt ihrer Phantasie handelte. Sie wähnte sich in einem Krankenhausbett, wo sie in einer Art Koma lag und einen fiebrigen Alptraum erlebte, der über die Grenze zum Wahnsinn hinausreichte. Während sie die Leiter hinunterstieg, ertappte sie sich mehrmals dabei, leise Selbstgespräche zu führen. Manchmal waren es nur Satzfetzen, die keinen Sinn ergaben, manchmal nicht mehr als eine Kette von Lauten, die mit Worten nichts mehr zu tun hatten. Ihr Magen drehte und rollte sich wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ihre Därme verkrampften sich. Sie glaubte dann, daß die Kugel sie getroffen, in ihr schrecklich gewütet hätte.

Bollinger feuerte ein zweites Mal.

Dieser Schuß erschien ihr nicht mehr so laut wie der erste. Ihre Ohren waren noch betäubt, klingelten noch vom ersten Knall.

Für eine Frau, die in ihrem Leben keinerlei physische Bedrohungen erfahren hatte, hielt sie sich jetzt überraschend gut.

Als sie nach unten sah, bemerkte sie, daß Graham eine Hand von der Leiter löste. Er griff nach dem Geländer, das eine Plattform umgab. Nun löste er auch einen Fuß von der Leiter, zögerte und hing in einem gefährlichen Winkel in der Luft. Er zog den Fuß wieder zur Leiter und fand endlich den Mut, ihn auf den Rand der Plattform zu stellen. Einen Moment lang verharrete er in dieser Position, bemühte sich, die große Angst in sich zu bekämpfen, schien sich nicht zwischen den beiden Punkten entscheiden zu können. Sie wollte ihm etwas Beruhigendes zurufen und ihn gleichzeitig drängen, den Schritt endlich zu wagen. Doch bevor ihr etwas Passendes eingefallen war, löste er sich ganz von der Leiter, schwankte am Rand der Plattform, daß es so aussah, als würde er abstürzen, fand dann sein Gleichgewicht wieder und kletterte über das Geländer.

Connie brachte die letzten zwölf Sprossen viel zu hastig hinter sich und erreichte die Plattform, als Bollinger den dritten Schuß abfeuerte. Sie eilte stolpernd durch die Stahltür, die Graham für sie aufhielt, und fand sich in der Besenkammer des siebenundzwanzigsten Stocks wieder.

Das erste, was ihr ins Auge fiel, waren Blutflecken auf Grahams Hose. Ein recht großer Fleck inmitten von einigen kleineren. So groß wie ein Silberdollar glänzte er auf dem grauen Stoff. »Was ist passiert?«

»Die hatte ich in der Hosentasche«, erklärte er und hielt

die Schere hoch. »Ein paar Etagen weiter oben, wo ich fast abgestürzt wäre, drangen die beiden Spitzen durch 'den Stoff und haben mich am Oberschenkel verletzt.«

»Ist es schlimm?«

»Nein.«

»Tut es weh?«

»Kaum.«

»Wirf das Ding lieber weg.«

»Jetzt noch nicht.«

Bollinger wartete, bis die beiden den Schacht verlassen hatten. Sie waren zwei Plattformen unter ihm ausgestiegen. Da es nur in jeder zweiten Etage einen Schachtzutritt gab, mußten sie sich damit im siebenundzwanzigsten Stock befinden.

Bollinger erhob sich und rannte zum Aufzug zurück.

»Nun mach schon«, drängte Graham, »wir müssen das Treppenhaus erreichen!«

»Nein, wir müssen den Schacht wieder hinaufklettern.«

Unglauben stand auf seinen Zügen, und Ärger funkelte aus den Augen. »Das ist doch völlig irrsinnig!«

»Im Schacht wird er nicht mehr nach uns suchen. Zumindest während der nächsten Minuten nicht. Wir könnten zwei Etagen schaffen und dann aussteigen, bevor Bollinger wieder im Schacht nachsieht.« Connie öffnete die rote Tür, durch die sie erst vor wenigen Sekunden gekommen waren.

»Ich weiß nicht, ob ich es noch einmal schaffen kann«, sagte Graham leise.

»Natürlich wirst du es schaffen.«

»Und du meinst, wir sollen den Schacht wie der hinaufsteigen?«

»Ganz genau.«

»Aber um das Gebäude verlassen zu können, müssen wir nach unten!«

Sie schüttelte den Kopf, und für einen kurzen Augenblick formte sich über ihrem dunklen Haar eine Art Glorischein. »Erinnerst du dich, was ich über die Wachmänner gesagt habe?«

»Nun, daß sie vermutlich tot sind.«

»Wenn Bollinger sie wirklich beseitigt hat, um mit uns freies Spiel zu haben, dann hat er bestimmt auch alle Ein- und Ausgänge versperrt. Wenn wir also unten in die Eingangshalle gelangen und Bollinger uns wahrscheinlich dicht auf den Fersen ist, stehen wir vor verschlossenen Türen. Bevor wir eine der Glasscheiben zertrümmert haben, hat Bollinger in aller Ruhe auf uns abgedrückt.«

»Und wenn die Wachmänner nicht tot sind? Vielleicht ist es ihm gelungen, sich an ihnen vorbeizuschleichen?«

»Können oder sollen wir uns auf eine so vage Möglichkeit verlassen?«

Er runzelte die Stirn. »Kaum.«

»Ich möchte erst in die Eingangshalle hinunter, wenn wir uns einen gehörigen Vorsprung vor Bollinger verschafft haben.«

»Schön, gehen wir also wieder nach oben. Und was sollte uns das bringen?«

»Wir können nicht über siebenundzwanzig Stockwerke Katz und Maus mit ihm spielen. Wenn er uns das nächste Mal im Schacht oder auf einem Stockwerk entdeckt, fackelt er bestimmt nicht lange. Aber wenn er eine Weile braucht, bis er auf die Idee kommt, wir könnten nach oben geflohen sein, können wir vielleicht so lange zwischen Schacht und Treppenhaus hin und her pendeln, bis wir dein Büro erreicht haben.«

»Warum sollen wir nach dort?«

»Weil er wohl am allerwenigsten damit rechnet, daß wir zum Ausgangspunkt zurückgekehrt sind.«

Grahams Augen waren nicht mehr wie vorhin groß vor Furcht. Sie hatten sich nachdenklich verengt. Es erwachte nun ein starker Überlebenswille in ihm. Die ersten Anzeichen des früheren Graham Harris wurden sichtbar und brachen durch den Panzer der tausend Ängste. »Aber über kurz oder lang muß er unseren Plan doch durchschauen«, erklärte er. »Ich glaube nicht, daß wir mehr als fünfzehn Minuten gewinnen können.« »Zeit, die uns dann zur Verfügung steht, uns etwas Beseres auszudenken«, antwortete Connie. »Nun mach schon, Graham, Bollinger kann jeden Augenblick auf diesem Stock erscheinen.«

Er folgte ihr in den Schacht; zwar weniger widerstrebend als beim ersten Mal, aber noch ohne rechten Enthusiasmus.

Auf der Plattform erklärte er: »Du gehst zuerst. Ich mache den Schlußmann, damit ich dich nicht mit in die Tiefe reiße, wenn ich abstürze.«

Beim Abstieg hatte er darauf bestanden, als erster zu gehen.

Sie umarmte ihn, küßte ihn und trat dann hinaus auf die Leiter.

Sobald Bollinger im siebenundzwanzigsten Stock den Fahrstuhl verließ, eilte er zum Treppenhaus am Norden des Gebäudes. Niemand hielt sich dort auf. Er rannte zum anderen Ende und öffnete die Tür zum Treppenhaus an der Südseite. Er hielt sich beinahe eine Minute auf dem Absatz auf und lauschte konzentriert. Nichts. Er hörte nicht die leiseste Bewegung. Im Korridor probierte er alle Bürotüren aus, bis ihm einfiel, daß die beiden in den Schacht zurückgekehrt sein

könnten. Er fand die hiesige Besenkammer rasch. Die rote Stahltür stand auf.

Genauso vorsichtig wie vorhin betrat er die Kammer. Als er die rote Tür öffnete, hörte er, wie im Schacht eine andere Tür geschlossen wurde.

Er beugte sich über das Geländer. Er starre in die schwindelerregende Tiefe hinab und versuchte herauszufinden, welche der vielen Türen dort eben geschlossen worden war.

Wieviel Vorsprung mochten sie mittlerweile gewonnen haben?

Verdamm!

Bollinger fluchte zum ersten Mal. Der Mantel wehte hinter ihm her, als er zur Südtreppe stürmte, um dort nach den beiden zu lauschen.

Als sie auf der Nordseite zwei Treppen hinter sich gebracht hatten, verzog Graham bei jedem Schritt schmerhaft das Gesicht. Von der Sohle bis zur Hüfte fuhren durch sein lahmes Bein Stiche. Sein Magen verkrampfte sich in der Erwartung der kommenden Schmerzen. Bald bekam er auch im Unterleib Stiche. Wenn er nach dem Absturz vom Mount Everest weiter trainiert hätte, wie die Ärzte es ihm geraten hatten, wäre er heute vermutlich in ausreichender Verfassung für eine solche Anstrengung gewesen. Doch in dieser Nacht hatte er sein krankes Bein einer dauerhafteren und härteren Belastung ausgesetzt, als es normalerweise in einem ganzen Jahr erfuhr. Und daher mußte er jetzt den schmerzhaften Preis für fünf Jahre Inaktivität bezahlen.

»Schlaf nicht ein da oben!« schimpfte Connie.

»Ich gebe mir alle Mühe.«

»Zieh dich am Geländer hoch, wenn es nicht anders geht.«

»Wie weit willst du denn noch?«

»Nur noch ein Stockwerk.«

»Das ist ja noch ewig.«

»Und dann erwartet uns wieder der Aufzugschacht.«

Er kam auf den Stahlsprossen besser voran als auf den Steinstufen. Auf der Leiter konnte er sein gesundes Bein stärker einsetzen und hatte zusätzlich die Hilfe der Hände und Arme. Zeitweise brauchte er da das lahme Bein überhaupt nicht zu belasten. Auf der Treppe hingegen behinderte ihn das kranke Bein erheblich. Er hätte auf dem gesunden hüpfen können, aber damit wäre er zu langsam vorangekommen und schneller ermüdet.

»Nur noch eine Treppe«, munterte Connie ihn auf. Graham versuchte, sich selbst zu überwinden, und startete eine Art Sturmlauf, mit dem er die zehn Stufen so rasch wie möglich hinter sich brachte, bevor der Schmerz aus dem lahmen Bein ins Gehirn dringen konnte. Danach wurde ihm schwarz vor Augen, und er hätte fast die Bessinnung verloren. Er kam nur noch sehr langsam voran, aber er schaffte es, sich weiterhin in Bewegung zu halten.

Bollinger stand auf dem Treppenabsatz und lauschte auf ein Geräusch im südlichen Treppenhaus.

Nichts. Absolut nichts.

Er beugte sich über das Geländer und blinzelte in die Schichten von Licht und Schatten zwischen den Treppen.

Nichts.

Er kehrte in den Korridor zurück und eilte zum Treppenhaus an der Nordseite.

Billy bog in die Seitenstraße ein. Sein Wagen hinterließ im frisch gefallenen Schnee die ersten Spuren. An der Rückseite des Bowerton-Gebäudes erstreckte sich eine Rampe für Lieferanten, die etwa zwölf mal sechs Meter maß. Vier Türen und Tore führten ins Haus. Eines davon war ein großes grünes Garagentor, vor dem Büromöbel und andere sperrige Gegenstände abgeladen werden konnten, die für die normalen Eingänge zu groß waren. Eine Natriumlampe brannte über dem Tor und warf hartes Licht auf die Steinwände, auf den Schnee und auf die Reihe von Mülltonnen, die darauf warteten, am Morgen geleert zu werden. Die Schatten hatten hier scharfe Konturen.

Von Bollinger war nichts zu sehen.

Billy fuhr rückwärts auf die Rampe und hielt den Wagen startbereit, um beim ersten Anzeichen von Schwierigkeiten die Flucht ergreifen zu können. Er schaltete nur die Scheinwerfer aus, nicht aber den Motor. Dann kurbelte er das Seitenfenster ein oder zwei Zentimeter nach unten; gerade genug, daß die Scheibe nicht beschlug. Als Bollinger sich immer noch nicht zeigte, warf Billy einen Blick auf seine Armbanduhr: zehn Uhr zwei. Pulverschnee wirbelte vor ihm über die Straße. Auf der von Mauern umgebenen Rampe befand er sich im Windschatten. Der Schnee blieb hier liegen.

In den meisten Nächten machten die Streifenwagen nach dem Zufallsprinzip Kontrollen in dunklen und abgelegenen Seitenstraßen, weil sich dort immer mal wieder Beifahrseinbrecher mit halb gefüllten Lieferwagen, Straßen-

räuber, die ihren Opfern gerade in die Taschen griffen, oder Vergewaltiger, die sich noch auf einer Frau wälzten, aufgreifen ließen. Aber in dieser Nacht würden wohl keine solchen Kontrollen unternommen. Nicht bei einem solchen Wetter. Außerdem würden die meisten Streifenbeamten an anderen Orten tätig sein. Die meisten von ihnen hielten sich an Kreuzungen auf, um bei Verkehrsunfällen zur Stelle zu sein. Der verbleibende Teil würde sich in irgendeine Straße oder in einen Park zurückgezogen haben, um dort bei einer Thermoskanne Kaffee — bei manchen durfte auch etwas Hochprozentiges vermutet werden — über Football und die Ehefrauen zu schimpfen. Sie würden dort die Nachtschicht hinter sich bringen; vielleicht einmal gestört von einer Durchsage der Zentrale, die sie schlimmstenfalls an einen anderen Einsatzort beorderte. Billy sah wieder auf seine Uhr. Zehn Uhr vier. Er würde noch genau sechsundzwanzig Minuten warten. Keine Minute weniger und erst recht keine mehr. Das hatte er Dwight versprochen, und daran wollte er sich auch halten.

Auch diesmal erreichte Bollinger den Aufzugschacht, nur um zu hören, wie in ihm eine Tür geschlossen wurde. Er beugte sich über das Geländer und starrte angestrengt nach unten. Seinem Blick bot sich nichts weiter als Geländer, Plattformen, Notbeleuchtungen und eine Menge Dunkelheit. Aber nichts von Harris oder der Frau. Bollinger war das Versteckspiel mit den beiden Opfern jetzt endgültig leid. Er schwitzte heftig vom ewigen Hin und Her zwischen Aufzug, Treppenhäusern und Schacht. Unter dem Mantel klebte das Hemd an der Haut. Er verließ die Plattform, begab sich zum Fahrstuhl, aktivierte ihn mit dem Schlüssel und drückte auf den Knopf mit der Aufschrift »Lobby«.

Im Parterre angekommen, zog er den schweren Mantel aus und legte ihn neben die Aufzugtüren. Schweiß rann ihm unangenehm über den Nacken und an den Seiten des Halses hinab bis auf die Brust. Die Handschuhe behielt Bollinger an. Erst wischte er sich mit der Rückseite eines Handschuhs die Stirn ab, und als das nicht ausreichte, setzte er den Hemdsärmel ein.

Er lehnte sich an die Marmorwand, an der sich die vier Reihen von Fahrstühlen befanden. Hier war er von der Straße aus nicht zu sehen, aber in dieser Position entdeckte er zwei Türen, die eine Aufschrift trugen. Die eine befand sich an der Nord-, die andere an der Südseite der Eingangshalle. Das mußten die Ausgänge der Treppenhäuser sein. Wenn Harris und seine Gefährtin aus einer dieser Türen traten, würde er ihnen das gottverdammte Hirn aus den Köpfen schießen. O ja, es würde ihm Vergnügen bereiten.

Als Graham über den Korridor des vierzigsten Stocks auf das Licht zuhumpelte, das aus dem offenen Empfangszimmer seines Büros drang, entdeckte er den Feuermelder. Ein Kasten von etwa zwanzig mal zwanzig Zentimetern, in dem ein roter Metallrahmen eine Glasscheibe umschloß. Warum war er nicht früher darauf gekommen? Connie, die vor ihm herlief, bemerkte, daß er stehengeblieben war. »Was ist denn los?«

»Sieh mal her.«

Sie lief zu ihm.

»Wenn wir den Knopf hier drücken«, erklärte Graham, »kommen die Wachmänner zu uns herauf.«

»Falls sie nicht tot sind.«

»Auf jeden Fall, auch wenn sie tot sind, wird damit die Feuerwehr alarmiert. Das macht Bollinger einen hübschen, fetten Strich durch die Rechnung.«

»Und wenn er seine Anstrengungen verdoppelt, sobald er den Feueralarm hört? Wir sind seine auserkorenen Opfer, und wir kennen seinen Namen. Er hätte dann also erst recht ein Interesse daran, uns aufzuspüren und zu töten. An den Feuerwehrmännern kommt er sicher ungesehen vorbei. Schließlich waren auch die Wachmänner kein Problem für ihn.«

»Könnte sein«, stimmte Graham zu und fühlte sich gar nicht wohl bei der Vorstellung, durch dunkle Gänge gejagt zu werden, in denen die Feueralarmglocken ohrenbetäubend schrillten.

Die beiden starten auf den Metallhebel hinter der Scheibe, der im roten Licht leicht glänzte.

In Graham keimte Hoffnung auf, und die löste die Anspannung seiner Muskeln und die Verkrampfung von Schultern, Gesicht und Nacken. Zum ersten Mal in dieser Nacht glaubte er daran, daß sie eine Möglichkeit zur Flucht hatten.

Dann fiel ihm seine Vision wieder ein. Die Kugel. Das Blut. Jemand würde ihm in den Rücken schießen.

»Die Alarmglocken sind wahrscheinlich so laut«, bemerkte Connie, »daß wir ihn gar nicht kommen hören.«

»Das gleiche gilt für Bollinger«, antwortete Graham. »Er kann uns dann nämlich auch nicht mehr hören.«

Connie drückte die Fingerspitzen gegen die kühle Glasscheibe, behielt sie dort einen Moment und zog sie dann wieder zurück. »Okay, aber ich sehe hier keinen Hammer oder sonstwas, um die Scheibe einzuschlagen.« Sie hielt die kleine Kette hoch, an der eigentlich der Hammer hängen sollte. »Was können wir denn sonst nehmen?«

Graham lächelte triumphierend, zog die Schere aus seiner Tasche und hielt sie wie einen Talisman vor sich. »Applaus, Applaus«, lächelte Connie. Allmählich machte sich auch in ihr Hoffnung breit, zumindest so viel,

daß sie sich einen solchen kleinen Scherz erlauben konnte.

»Danke, danke. Verlang jetzt bitte keine Zugabe!«

»Sei vorsichtig.«

»Tritt ein paar Schritte zurück.«

Dieser Aufforderung kam sie rasch nach. Graham hielt die Schere an den geschlossenen Klingen und schlug mit dem dicken Griff zu. Das dünne Glas zerstörte. Ein paar Stücke hielten sich jedoch hartnäckig im Rahmen. Um sich nicht zu verletzen, schlug er diese Zacken heraus, bevor er die Hand in den Kasten schob und den Hebel von Grün auf Rot umlegte. Nichts.

Keine Glocke.

Nur Stille wie zuvor.

»Großer Gott!«

»Bitte, nein!« fügte Connie hinzu.

Verzweifelt und angetrieben von dem neuen Gefühl der Hoffnung, legte er den Hebel wieder zurück auf Grün und schob ihn dann mit aller Kraft auf Rot. Wieder nichts.

Bollinger hatte wohl nicht nur bei den Fahrstühlen und Telefonen ganze Arbeit geleistet.

Die Wischer fuhren hin und her und verdrängten den Schnee von der Windschutzscheibe. Das rhythmische *Schwapp-schwapp* zerrte an seinen Nerven.

Billy warf einen Blick über die Schulter und sah nacheinander auf das Garagentor und die drei anderen Eingänge. Zweiundzwanzig Uhr fünfzehn.

Wo um alles in der Welt steckte Dwight?

Graham und Connie suchten im Grafikraum des Büros nach Messern und anderen scharfen Gegenständen, die

sich besser als die Schere als Waffen einsetzen ließen. Graham fand auf dem großen Metallschreibtisch zwei rasiermesserscharfe, skalpellähnliche Geräte. Als er aufblickte, sah er, daß Connie vor sich hinstarrte. Sie stand neben der Tür und blickte auf den Boden vor dem hellblauen Foto-Background. Bergsteigerausrüstung lag dort ungeordnet und in Haufen: zusammengerollte Seile, Felshaken, Steigeisen, Karabinerhaken, Bergstiefel, Nylonjacken und Dutzende anderer Gegenstände.

»Sieh mal, was ich gefunden habe«, sagte Graham und hielt ihr die beiden Messer entgegen.

Sie drehte sich nicht einmal um. »Was ist mit dem Zeugs hier?« fragte sie und zeigte auf die Haufen. Er umrundete den Schreibtisch und erklärte: »In der neuen Ausgabe des Magazins haben wir einen Sonderteil mit Einkaufstips und Warentests. Jeder einzelne Gegenstand dort ist fotografiert und besprochen worden. Warum fragst du?« Dann erhellte sich seine Miene. »Aha, jetzt verstehst du.« Er bückte sich über einen der Haufen und hob einen Eispickel hoch. »Das ist natürlich eine weitaus wirksamere Waffe als ein Graphikermesser.«

»Graham?« Er drehte sich verwundert zu ihr um. Ihre Miene war typisch für sie: eine Kombination aus Verwunderung, Angst und Neugier. Obwohl ihr etwas Interessantes und Wichtiges durch den Kopf gehen mußte, ließen ihre grauen Augen keinen Schluß darauf zu. »Wir wollen nicht gleich hinausstürmen und dieses Schwein angreifen«, erklärte sie. »Laß uns zuvor alle Möglichkeiten durchgehen, die uns bleiben.«

»Ich dachte, deshalb seien wir ins Büro zurückgekehrt.« Connie trat in den Vorraum und lauschte an der einen Spalt weit geöffneten Korridortür.

Graham trat mit erhobenem Eispickel hinter sie.

Als sie sich davon überzeugt hatte, daß es draußen bis auf die Stille nichts zu hören gab, kehrte sie ins Büro zurück.

»Ich hatte schon Angst«, sagte Graham. »Ich dachte, du hättest vielleicht etwas gehört.«

»Ich wollte nur sichergehen.« Connies Blick wanderte über die Bergsteigerausrüstung. Dann setzte sie sich auf den Rand des Schreibtisches. »So, wie ich es sehe, bleiben uns fünf verschiedene Möglichkeiten. Nummer eins: wir verbarrikadieren uns hier und kämpfen gegen Bollinger.«

»Damit«, sagte Graham und hielt jetzt auch noch eine Eisaxt in den Händen.

»Wir finden hier sicher noch mehr Nützliches.« Graham strahlte. »Wir könnten ihm einen Hinterhalt legen, ihn in eine Falle locken.«

»Allerdings sehe ich dabei zwei Probleme.«

»Seine Pistole.«

»Das wäre sicher das eine.«

»Wenn wir es gewitzt genug anfangen, bleibt Bollinger keine Zeit mehr, die Waffe abzufeuern.«

»Das andere Problem wäre, daß keiner von uns beiden ein Killer ist«, sagte Connie.

»Wir könnten uns ja damit begnügen, ihn k. o. zu schlagen.«

»Wenn du ihm den Eispickel auf den Kopf haust, schlägst du ihm damit ein Loch, und das dürfte er wohl kaum überleben.«

»Hier heißt es töten oder getötet werden. In Notwehr ist man zu manchem fähig, das man sich nie zugetraut hätte.«

»Vielleicht. Aber wenn du auch nur einen Sekundenbruchteil zu lange zögerst, ist es wahrscheinlich aus mit uns.«

Graham machte ihr keinen Vorwurf wegen ihres mangelnden Vertrauens in seine Fähigkeiten. Er mußte ihr im Gegenteil recht geben. Grenzenloses Vertrauen durfte er bei Gott nicht von ihr erwarten. »Du hast doch von fünf Möglichkeiten gesprochen, oder?«

»Nummer zwei: Wir verstecken uns.«

»Wo denn?«

»Weiß ich auch nicht. Vielleicht finden wir ein Büro, das man vergessen hat abzuschließen. Dort verkriechen wir uns und sperren hinter uns ab.«

»Das dürfte sich hier kaum finden lassen.«

»Dann könnten wir damit fortfahren, Katz und Maus mit ihm zu spielen.«

»Und wie lange wollen wir das Spielchen durchhalten?«

»Nun, bis die Ablösung für die Wachmänner eintrifft und die toten Kollegen entdeckt.«

»Und wenn er die Wachmänner nicht getötet hat, wissen die von der Ablösung nicht, was hier oben vorgeht.«

»Ein Punkt für dich.«

Graham runzelte die Stirn. »Ich fürchte, die Wachmänner haben Zwölf-Stunden-Schichten, und das über vier Tage in der Woche. Ich kenne einen Wachmann, habe ihn oft genug über die langen Schichten schimpfen hören, auch wenn er gleichzeitig begeistert war über die Prämie für die regelmäßigen acht Überstunden pro Woche. Wenn sie also um achtzehn Uhr mit der Schicht begonnen haben, trifft die Ablösung erst um sechs Uhr ein.«

»Das wären also noch siebeneinhalb Stunden.«

»So lange können wir nicht zwischen Treppenhäusern und Schacht hin- und herspurten. Von meinem lahmen Bein gar nicht zu reden.«

»Gut, dann Nummer drei: Wir öffnen eines der Bürofenster und rufen laut um Hilfe.«

»Aus dem vierzigsten Stock? Selbst bei gutem Wetter und

bei Windstille kann man uns auf dem Bürgersteig nicht mehr hören. Und bei diesem Schneegestöber hört man uns schon zwei Etagen tiefer nicht mehr.«

»Da hast du recht. In einer Nacht wie dieser hält sich sowieso niemand mehr auf dem Bürgersteig auf.«

»Warum hast du dann den Vorschlag gemacht?«

»Warte auf Nummer fünf. Die haut dich glatt aus den Socken«, antwortete sie. »Wenn ich auf die fünfte Möglichkeit zu sprechen komme, wirst du verstehen, warum ich Nummer drei überhaupt erwähnt habe. Ich will dir damit nämlich klarmachen, daß ich jede noch so entfernte Möglichkeit bedacht habe.«

»Also, was ist mit Nummer fünf?«

»Zuerst noch Nummer vier. Wir öffnen ein Bürofenster und werfen Möbelstücke und anderes auf die Straße. Vielleicht erregen wir damit die Aufmerksamkeit von jemandem, der gerade über die Lexington Avenue fährt.«

»Falls bei diesem Wetter überhaupt noch jemand auf der Straße ist.«

»Der eine oder andere schon. Ein Taxi. Ein Streifenwagen, Was weiß ich?«

»Wenn wir meinetwegen einen Bürosessel hinunterwerfen, wissen wir nicht, wie stark sich der Wind auf ihn auswirkt. Wir können nicht feststellen, wo das Stück landen wird. Und stell dir nur vor, der Stuhl saust durch die Windschutzscheibe von einem vorbeifahrenden Wagen und bringt den Fahrer um!«

»Daran habe ich auch schon gedacht.«

»Also fällt auch diese Möglichkeit flach.«

»Ja.«

»Also, was ist mit Nummer fünf?«

Connie glitt vom Schreibtisch und trat zu der Bergsteigerausstattung. »Wir rüsten uns mit diesen Sachen hier aus.«

»Ausrüsten?«

»Ja, mit Jacken, Stiefeln, Handschuhen, Seilen und den Gerätschaften.«

Er starrte sie mit offenem Mund an. »Warum denn das?« Ihre Augen waren groß vor Begeisterung. »Für den Abstieg.«

»Was für ein Abstieg?«

»An der Außenwand des Bowerton-Gebäudes. Wir steigen hinab bis ganz nach unten auf die Straße.«

## VIERTER TEIL

FREITAG 22.30 Uhr

bis

SAMSTAG 4.00 Uhr

### 30

Pünktlich um halb elf verließ Billy die Auffahrt.

Der Schneefall war in der letzten halben Stunde dichter geworden, und der Wind hatte sich fast zu Orkanstärke ausgeweitet. Das schwere Schneegestöber im Scheinwerferlicht war beinahe so dick wie eine Nebelbank. Als er von der Seitenstraße in eine andere einbiegen wollte, drehten die Räder auf einer Eisschicht durch. Der Wagen schleuderte bis an den Bürgersteig auf der anderen Seite. Billy steuerte gegen und konnte es im letzten Augenblick verhindern, gegen einen abgestellten Lieferwagen zu prallen.

Er war zu schnell gefahren. Und das war ihm erst im Moment kurz vor dem Aufprall bewußt geworden. Das paßte ganz und gar nicht zu ihm. Er war ein umsichtiger Mann. Die Tollkühnheit war ihm fremd. Billy ärgerte sich über sich selbst. Warum war er nur so waghalsig gewesen. Er fuhr auf die Avenue zu. Er erwischt eine grüne Ampel. Das nächste Fahrzeug war drei oder vier Blocks entfernt. Ein einsames Paar Scheinwerferlichter, deren Helligkeit vom Schnee beeinträchtigt und verzent wurde. Billy bog auf die Lexington ein.

Nach hundert Metern befand er sich vor der Fassade des Bowerton-Gebäudes. Farne und Topfpflanzen ragten wie Zuckergußgebilde über einer sechs Meter breiten Bronzetafel hervor, die den Steingiebel über den vier Drehtüren krönte. Ein Teil der Lobby war von der Straße aus einzusehen. Die Eingangshalle wirkte leer. Billy hielt auf dem Parkstreifen vor dem Eingang. Er beobachtete das Gebäude und den Bürgersteig. Er suchte nach Anzeichen dessen, was vorgefallen sein mochte, entdeckte aber nichts. Er mußte sich wohl damit abfinden, daß der Plan fehlgeschlagen war. Irgend etwas war im Innern dieses steinernen Turms schiefgegangen. Etwas war entsetzlich schiefgegangen.

Würde Bollinger auspacken, wenn man ihn zu fassen bekam? fragte Billy sich unbehaglich. Würde er ihn verraten? Er mußte gleich zur Arbeit, ohne zu wissen, wo und wie sehr Dwight gescheitert war; ohne zu wissen, ob die Polizei ihn erwischt hatte. Hatten sie ihn abgeführt, hatte er sich gewehrt? War er womöglich bei einem Schußwechsel tödlich getroffen worden? Es würde Billy sehr schwerfallen, sich heute nacht auf seine Arbeit zu konzentrieren. Aber wenn er sich für den Fall, daß Dwight ihn verraten hatte, ein Alibi zurechtlegen mußte, würde es ihm sicher von Nutzen sein, wenn er bei der Arbeit so ruhig und gelassen wie immer auftreten würde.

Franklin Dwight Bollinger verspürte eine erste innere Unruhe. Seine Haut war von Kopf bis Fuß von einer schmierigen Schweißschicht überzogen. Die Finger schmerzten vom festen Griff, in dem er schon so lange die Walther hielt. Seit zwanzig Minuten behielt er nun schon die beiden Ausgänge der Treppenhäuser im Auge, doch weder von Harris noch von seiner Geliebten war auch nur das geringste zu sehen gewesen.

Billy war höchstwahrscheinlich wieder fortgefahren. Damit war der ganze Plan gescheitert. Bollinger überlegte, wie er wenigstens einen Teilerfolg erreichen konnte. Aber am Ende blieb nur die eine Möglichkeit: Harris und die Frau umbringen und dann nichts wie fort von hier. Wo steckt Harris? fragte er sich zum wiederholten Mal. Hat er irgendwie *gespürt*, daß ich hier auf ihn warte? Hat er seine Kirmesbudengabe dazu benutzt, mich hier geistig auszumachen? Hat er eine Vision gehabt? Bollinger beschloß, noch fünf Minuten zu warten. Danach würde ihm nichts anderes übrigbleiben, als die beiden zu suchen.

Graham starnte aus dem Bürofenster auf das gespenstische Panorama der titanischen, schneenumwehten Gebäude und trüben Lichter mit verzerrtem Schein. »Unmöglich«, sagte er. »Es geht nicht.«

Connie war neben ihm getreten und legte ihm jetzt eine Hand auf den Arm. »Warum ist es unmöglich?«

»Weil es einfach nicht geht.«

»Das überzeugt mich nicht.«

»Ich kann diese Kletterpartie nicht durchstehen.«

»Es ist keine Kletterpartie.«

»Was denn sonst?«

»Ein Abstieg.«

»Wortklaubereien helfen uns jetzt auch nicht weiter.«

»Kann man es schaffen oder nicht?«

»Ich kann es nicht schaffen.«

»Du hast doch die Sprossen im Schacht geschafft.«

»Das war etwas ganz anderes.«

»Warum?«

»Davon ganz abgesehen, hast du noch nie einen Abstieg gemacht.«

»Du könntest mir das Wichtigste beibringen.«

»Nein.«

»O doch!«

»Du kannst nicht als vollkommener Laie an der steilen Fassade eines Hochhauses von vierzig Stockwerken das Bergsteigen erlernen. Von dem Schneesturm, der draußen herrscht, gar nicht zu reden.«

»Ich habe einen verdammt guten Lehrmeister«, erklärte sie hartnäckig.

»O ja, und was für einen! Einen, der seit fünf Jahren keine Bergtour mehr gemacht hat.«

»Auf jeden Fall beherrschst du mindestens die Grundregeln immer noch. So was vergißt man nicht.«

»Ich bin alles andere als in Form.«

»Du bist ein kräftiger, gesunder Mann.«

»Ja, kerngesund, wenn man vergißt, daß ich ein Lahmes Bein habe.«

Connie wandte sich vom Fenster ab und näherte sich leise der Tür, um dort zu lauschen, ob Bollinger ihnen schon auf die Spur gekommen war. »Erinnerst du dich noch, als die Firma Abercrombie und Fitch einen Mann an ihrem Hochhaus aufsteigen ließ, um damit eine Werbekampagne für ihre Bergsteigerausrüstung zu starten?« Graham starrte weiter aus dem Fenster. Die weiße Nacht zog ihn in ihren Bann. »Was ist damit?«

»Damals hast du mir erzählt, es sei gar nicht so schwierig, wie es aussähe, was der Fassadenkletterer dort leiste.«

»Habe ich das?«

»Du hast gesagt, eine Fassade ist mit all ihren Vorsprüngen und Nischen ein simpler Aufstieg, verglichen mit den meisten Bergwänden.«

Graham schwieg. Es fiel ihm wieder ein, daß er ihr das einmal erklärt hatte; und er wußte, daß er damals nicht übertrieben hatte. Damals hätte er natürlich nicht im Traum damit gerechnet, selbst einmal in eine Situation zu

geraten, in der er vor diese Möglichkeit gestellt war. Bilder vom Mount Everest und von Krankenzimmern zogen durch seine Gedanken.

»Diese Ausrüstung hier, die habt ihr doch mit Verstand für den Sonderteil im Magazin ausgesucht. . .«

»Wie meinst du das?«

»Es handelt sich dabei doch ausschließlich um Spitzenqualität, oder?«

»Ja, allesamt Stücke, die über dem Standard liegen.«

»Dann könnten wir uns also bestmöglich ausstatten?«

»Auch mit einer solchen Ausrüstung würden wir den Versuch nicht überleben.«

»Wir sterben ganz bestimmt, wenn wir hierbleiben.«

»Vielleicht nicht.«

»Ich habe da keinen Zweifel. Absolut keinen Zweifel.«

»Es muß aber eine andere Möglichkeit geben.«

»Ich habe dir eben alle Möglichkeiten aufgezählt.«

»Vielleicht können wir uns doch vor ihm verstecken.«

»Und wo?«

»Weiß ich noch nicht. Aber. . .«

»Wo sollten wir uns über sieben Stunden lang verbergen können?«

»Ich weiß auch, daß es verrückt ist, verdammt noch mal!«

»Wenn dir nichts Besseres einfällt, bleibt uns nur. . .«

»Gib mir noch ein bißchen Zeit zum Nachdenken.«

»Bollinger kann jeden Augenblick hier auftauchen.«

»Der Wind bläst mit über sechzig Stundenkilometern durch die Straßen. Und damit meine ich die Durchschnittsgeschwindigkeit. In manchen Momenten erreicht er achtzig Stundenkilometer.«

»Reicht das aus, uns von der Wand zu reißen?«

»Wir müßten uns Zentimeter um Zentimeter vorankämpfen.«

»Aber wir verankern die Seile doch, oder?«

Zum ersten Mal drehte er sich um. »Ja, doch . . .«

»Und wenn wir auch die hier anziehen?« Sie zeigte auf zwei Kletterausrüstungen, die oben auf einem Stapel lagen.

»Es wird da draußen verdammt kalt, Connie.«

»Hier liegen doch auch gefütterte Jacken.«

»Aber wir haben keine gefütterten, isolierten Hosen. Du trägst ganz gewöhnliche Jeans. Mir geht es nicht besser. Weißt du, was das heißt? Wir wären von der Gürte linie abwärts so gut wie nackt.«

»Ich kann Kälte ganz gut vertragen.«

»Aber nicht über einen längeren Zeitraum. Und nicht eine solche frostige Kälte.«

»Wie lange würde es denn dauern, bis wir die Straße erreicht hätten?«

»Keine Ahnung.«

»Du hast aber doch eine ungefähre Vorstellung.«

»Eine Stunde, oder zwei.«

»Warum denn so lange?«

»Weil du eine vollkommene Anfängerin ohne die geringste Praxiserfahrung bist.«

»Könnten wir uns denn nicht einfach frei abseilen?«

»Frei abseilen . . .« Das verschlug ihm die Sprache.

»Es sieht doch gar nicht schwer aus. Man schwingt nach links und nach rechts und kommt bei jedem Schwung ein Stück weiter nach unten. Man stößt sich von der Wand ab und schwingt dann hin und wieder zurück . . .«

»Ja, das sieht sehr einfach aus, ist es aber ganz und gar nicht.«

»Zumindest kommt man auf diese Weise rasch voran.«

»Großer Gott, du hast in deinem ganzen Leben noch nicht eine Bergpartie gemacht und willst jetzt gleich mit dem freien Abseilen beginnen!«

»An Mut dazu fehlt es mir sicher nicht.«

»Dafür aber an gesundem Menschenverstand.«

»Also gut«, sagte sie leicht empört, »dann ist das freie Abseilen damit gestrichen. Dann gehen wir eben langsam und auf Sicherheit bedacht vor.«

»Korrektur: Wir steigen überhaupt nicht ab.«

Sie achtete überhaupt nicht auf seine Worte. »Ich kann zwei Stunden in der Kälte aushalten. Das weiß ich hundertprozentig. Und wenn wir uns ständig in Bewegung halten, macht uns die Kälte nicht soviel zu schaffen.«

»Wir erfrieren draußen.«

»Graham, uns bleibt keine Wahl: Entweder wir gehen über die Außenwand, oder wir bleiben. Wenn wir die Fassade hinabsteigen, *könnten* wir erfrieren oder abstürzen. Wenn wir hierbleiben, *werden* wir, verdammt noch mal, sterben.«

»Ich bin noch gar nicht so überzeugt, daß wir nur diese beiden Möglichkeiten haben.«

»Doch, das bist du. Wenn du ehrlich zu dir selbst bist.«

Er schloß die Augen und ärgerte sich. Er ärgerte sich vor allem über sich selbst und war ganz krank von seiner Unfähigkeit, unschöne Wahrheiten zu akzeptieren, Schmerzen in Kauf zu nehmen und sich seiner eigenen tief sitzenden Angst zu stellen. Der Abstieg würde gefährlich, sehr gefährlich sogar, gar keine Frage. Wahrscheinlich war es der pure Wahnsinn, diesen Weg zu wählen. Sie konnten schon in der ersten Minute abstürzen oder vom Wind losgerissen werden. Aber Connie hatte recht: Sie hatten keine andere Wahl, als es zumindest zu versuchen.

»Graham? Bitte, wir vergeuden nur unsere Zeit.«

»Du kennst den wahren Grund dafür, warum der Abstieg unmöglich ist.«

»Nein«, erklärte sie trotzig. »Sag ihn mir.«

Er spürte Wärme auf seinen Wangen. »Connie, du läßt mir keinen Funken Selbstachtung.«

»Ich habe dir nie etwas von deiner Selbstachtung genommen. Das hast du ganz allein geschafft.« Ihr hübsches Gesicht war jetzt von Kummer geprägt. Er sah, daß es ihr nicht leichtfiel, so offen und hart mit ihm zu reden. Sie ging auf ihn zu und legte ihm eine Hand auf die gerötete Wange. »Du hast dein Selbstwertgefühl, deinen Respekt vor dir Stück für Stück untergraben.« Sie sprach leise, fast flüsternd, und ihre Stimme zitterte. »Ich habe Angst um dich. Angst, daß eines Tages nichts mehr von dir übriggeblieben ist. Nichts mehr bis auf innere Leere, wenn du nicht aufhörst, dich selbst Stück für Stück fortzuwerfen.« »Connie ...« Er hätte am liebsten losgeheult. Aber er hatte für sich selbst keine Tränen mehr übrig. Er wußte zu gut, was er sich in den letzten Jahren selbst angetan hatte. Er konnte kein Erbarmen mehr für sich aufbringen. Er verachtete den Mann, der aus ihm geworden war. Er fühlte, daß er tief in seinem Innern schon immer ein Feigling gewesen war. Der Absturz am Mount Everest hatte ihm endlich den Vorwand dafür geliefert, sich endgültig in seine Feigheit zurückzuziehen. Warum sonst hatte er sich immer geweigert, einen Psychiater aufzusuchen? Selbst einige seiner Ärzte hatten ihm einen solchen Gang dringend angeraten. Graham glaubte, daß er sich in seiner Angst eigentlich ganz wohl fühlte. Und diese Schwäche bereitete ihm Ekel. »Ich habe Angst vor meinem eigenen Schatten«, erklärte er leise. »Ich fürchte, ich würde dich da draußen behindern, würde dir eher schaden, als dir zu nutzen.«

»Du kommst mir heute nicht so furchtsam vor wie früher«, sagte Connie. »Heute nacht hast du dich verdammt gut gehalten. Denk nur an den Fahrstuhlschacht! Heute morgen noch hättest du dich bei der Vorstellung, eine solche Leiter hinauf- und hinabzuklettern, so elend gefühlt, daß du dich ins Bett verkrochen hättest.«

Graham zitterte.

»Das hier ist deine große Chance«, fuhr Connie fort. »Deine Chance, die Furcht in dir zu besiegen. Und ich bin davon überzeugt, daß du es schaffen wirst.« Er leckte sich nervös über die Lippen und trat dann zögernd zu den Stapeln der Bergsteigerausrüstung. »Ich wünschte, ich könnte nur halb soviel Zuversicht in mich setzen wie du.«

Sie folgte ihm und sagte: »Ich bin mir durchaus bewußt, was ich von dir verlange. Ich weiß auch, daß du vor der härtesten Probe deines ganzen Lebens stehst.« Die Erinnerung an den Absturz war jetzt in seinen Gedanken sehr lebendig. Er konnte jederzeit die Augen schließen — selbst inmitten einer Menschenmenge —, und schon erlebte er es wieder: Der Fuß glitt ab, der Schmerz in der Brust, als sich die Sicherheitsgurte blitzschnell um ihn zusammenzogen, das plötzliche Ende des Schmerzes, als das Seil riß, ein erstickender Kloß im Hals, und dann nur noch fallen, fallen, fallen. Der Sturz war nur hundert Meter tief gewesen und hatte in einer dicken Schneeverwehung geendet. Aber es war ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen.

»Wenn du hierbleibst, mußt du sterben«, erklärte Connie.

»Natürlich erwartet dich dann ein leichter Tod. Sobald Bollinger dich sieht, drückt er ab, und du bist tot. Bollinger wird keine Sekunde zögern. Dafür haben wir ihn zu lange geärgert. Für dich wird alles im Nu vorüber sein.« Sie nahm seine Hand. »Aber mich erwartet kein so rascher, einfacher Tod.«

Er blickte auf. Aus ihren grauen Augen strömte eine Furcht, die so kreatürlich und lähmend war wie die seine.

»Bollinger wird seine Spielchen mit mir treiben«, erklärte sie niedergeschlagen.

Graham brachte keinen Ton über die Lippen.

»Er wird mich mißbrauchen und aufschlitzen«, fuhr Connie fort.

Ungewollt tauchte wie auf ein Stichwort hin die ermordete Edna Mowry vor seinem geistigen Auge auf. Sie hatte ihren eigenen, blutverklebten Nabel in der Hand gehalten.

»Er wird mich mißbrauchen, aufschlitzen und verstümmeln.«

»Vielleicht.. .«

»Man nennt ihn nicht umsonst den Schlächter. Vergiß das nicht. Vergiß nicht, wer er ist und wie er vorgeht.«

»Gott steh mir bei, bitte«, stöhnte Graham.

»Ich will aber weder mißbraucht noch aufgeschlitzt, noch verstümmelt werden. Und wenn ich schon sterben muß, dann nicht auf eine solche Weise.« Sie zuckte zusammen.

»Wenn wir den Abstieg ausschließen, wenn wir nur hier warten, bis er kommt, dann möchte ich, daß du mich vorher tötest. Schlag mir irgend etwas Schweres auf den Hinterkopf. Und schlag bitte mit aller Kraft zu.«

»Wovon redest du denn da?« entfuhr es Graham.

»Du sollst mich töten, bevor Bollinger mich in die Finger bekommt. Graham, das bist du mir schuldig. Du mußt mich vorher töten!«

»Ich liebe dich«, sagte er leise. »Du bedeutest mir alles. Es gibt in meinem Leben nichts anderes, das einen Wert hat.«

Connie fühlte sich wie eine Trauernde bei ihrer eigenen Hinrichtung. »Wenn du mich wirklich so liebst, verstehst du auch, warum du mich töten mußt, bevor Bollinger mich kriegen kann.«

»Ich fürchte, ich kann es nicht tun.«

»Uns bleibt nicht mehr viel Zeit«, drängte sie. »Entweder fangen wir sofort damit an, uns für den Abstieg zurechtzumachen — oder du bringst mich um. Bollinger kann

schon in der nächsten Minute hier auftauchen. Bitte, Graham, tu etwas: die Ausrüstung oder ich!«

Bollingers Blick schweifte über die vier Drehtüren des Haupteingangs. Als er sich davon überzeugt hatte, daß niemand gekommen war, der Einlaß begehrt hätte, durchschritt er die Halle in Richtung der Treppe an der Nordseite. Er öffnete die Tür und lauschte. Nichts. Weder Schritte noch leises Flüstern oder Keuchen war zu hören. Er starnte hinauf in den Zwischenraum der Treppen, entdeckte aber weder Hände noch sonst etwas auf dem Geländer.

Er begab sich rasch zum Treppenhaus an der Südseite. Auch hier nichts,

Er hatte es nicht anders erwartet.

Die Armbanduhr zeigte zweiundzwanzig Uhr achtunddreißig.

Er zitierte in Gedanken Verse von Blake, um seine ruhige Entschlossenheit zurückzugewinnen. Dann ging er zum Aufzug.

Die richtigen Stiefel sind von enormer Bedeutung für jeden Bergsteiger-Profi. Sie sollten zwischen fünfzehn und achtzehn Zentimeter hoch, aus dem besten und belastbarsten Leder hergestellt, mit feinerem Leder gefüttert, von Hand genäht und mit einer dick gepolsterten, schaumverstärkten Zunge versehen sein. Die Sohle schließlich sollte hart und steif und mit Zinken aus Vibram verstärkt sein.

Graham trug jetzt solche Stiefel. Sie paßten wie angegossen, eher wie Handschuhe als normales Schuhwerk. Als er sie anzog und die Schnürriemen zuband, überkam ihn wieder die große Angst. Doch jetzt, als er sich aufrichtete und ein paar Probeschritte machte, empfand er die Stiefel als bequem; wichtiger noch, sie vermittelten ihm ein Gefühl der Sicherheit. Seine Vertrautheit mit solchen Schuhen, mit der Bergsteigerausrüstung im allgemeinen, erschien ihm nun wie ein Prüfstein für den alten Graham Harris. Wie ein Test für den Mut und die Erfahrenheit, die ihn früher einmal ausgemacht hatten.

Die weiteren Stiefelpaare waren samt und sonders einige Nummern zu groß für Connie. Sie konnte sie nicht gebrauchen. Auch wenn man die Zehenspitzen und die Seiten mit Papier ausstopfte, würde sie damit nichts anfangen können. Connie würde sich dann bewegen, als hätte sie Zement an den Füßen. Und damit wäre die Gefahr um ein Vielfaches größer, daß sie an der ersten kritischen Stelle ausgleiten würde.

Glücklicherweise gerieten sie an ein Paar Kletterschuhe, die leichter und flexibler waren als Grahams Stiefel, dafür

jedoch den geforderten Standard fürs Hochgebirge kaum erfüllten. Die Sohlen waren aus Gummi und standen nicht über, so daß man damit auf schmälsten Kanten kaum Halt finden konnte.

Graham hätte Connie in den Alpen oder einem anderen Hochgebirge von solchem Schuhwerk dringend abgeraten. Und für den bevorstehenden Abstieg waren sie nur bedingt geeignet. Sie bestanden aus Rauhleder und waren nicht wasserfest. Bei schönem Wetter war das kein Problem. Doch bei dem Schneetreiben draußen konnten daraus enorme Schwierigkeiten erwachsen.

Um Connies Füße vor der Nässe und der damit verbundenen Erfrierungsgefahr zu schützen, zog sie dicke Socken an und wickelte darüber eine Plastikhülle. Die Socken waren aus sehr dicker grauer Wolle. Die Plastikhülle diente normalerweise zur Aufbewahrung von Trockennahrung, und der Bergsteiger trug sie im Rucksack. Graham band ihr die beiden Plastikhüllen um die Füße und verstärkte den Feuchtigkeitsschutz über den Knöcheln mit einem Gummiband.

Graham und Connie zogen sich dann schwere, knallrote Parkas über. Diese hatten Kapuzen, die sich am Kinn verknoten ließen. Zwischen der äußeren und der inneren Nylonlage war Grahams Parka mit isolierendem Zellstoff ausgestopft. Das reichte für schlechtes Wetter in der Regel aus, aber kaum für einen Schneesturm. Connies Parka war da schon geeigneter (Graham hatte ihr diesen Umstand verschwiegen, weil er befürchtete, sie würde sonst darauf bestehen, daß er ihn trug), denn ihr Stück war mit hundertprozentigen Daunenfedern isoliert. Damit verfügte sie über das für ihre Größe und ihr Gewicht beste Material.

Beide hatten sich über dem Parka einen Klettergürtel umgebunden; einen Bergsteigerharnisch, der für den Fall ei-

nes Absturzes die größtmögliche Sicherheit bot. Ein solcher Gürtel war eine echte Verbesserung gegenüber den Hüftriemen, die die Bergsteiger zu früheren Zeiten getragen hatten; denn bei den älteren Modellen konnten sich die Riemen bei einem Absturz so fest zusammenzurren, daß sie innere Organe verletzten. Der neuere Harnisch verteilte diesen Druck über den ganzen Körper und schloß damit die Gefahr innerer Verletzungen weitgehend aus. Zusätzlich garantierte der Klettergürtel, daß der Träger in einer stabilen, aufrechten Lage gehalten wurde. Connie zeigte sich von diesem Stück beeindruckt. Als Graham ihr den Klettergürtel umband, sagte sie: »Damit kann kaum noch etwas schiefgehen, nicht wahr? Selbst wenn man abstürzt, fällt man damit nur ein kurzes Stück.«

Wenn sie lediglich abrutschte oder falsch auftrat, bot der Klettergürtel weitestgehenden Schutz. Doch wenn das Seil riß, konnte ihr auch dieses Stück nicht mehr helfen. Allerdings wollte Graham sie nicht mit solchen Überlebungen beheligen. Außerdem sollte er für den Abstieg die größtmöglichen Sicherheitsvorkehrungen treffen. Connie sollte an zwei voneinander unabhängigen Leinen nach unten gelangen. Zusätzlich zum Hauptseil wollte er den ganzen Weg hinunter ein zweites festmachen. Für ihn würde der Abstieg weitaus gefährlicher als für sie. Für ihn gab es keine zweite, keine Sicherheitsleine. Er wollte nach ihr absteigen, und zwar am Hauptseil. Auch das verschwieg er ihr. Sobald sie draußen war, gab es für sie mehr als genug, auf das sie sich konzentrieren mußte. Und je weniger sie von den potentiellen Gefahren wußte, desto größer waren ihre Chancen, den Abstieg zu überleben. Eine gewisse innere Anspannung war für das Bergsteigen nützlich, doch zuviel davon konnte einem im entscheidenden Moment den nötigen Mut nehmen.

Beide Harnische waren mit zusätzlichen Leinen in Bauchhöhe ausgestattet. Daran ließen sich Geräte und Werkzeuge hängen. Graham trug Karabinerhaken, Bohraken, einen Hammer und einen batteriebetriebenen Bohrer, der kaum größer war als zwei Päckchen Zigaretten. Connie trug zusätzliche Karabiner- und Kletterhaken. Neben der Ausrüstung an den Gürteln trugen beide die Seile. Connie hatte sich an den Hüften mit zwei dreißig Meter langen Leinen behängt. Das Seil war nicht leicht, aber so fest gewickelt, daß es den Träger bei seinen Bewegungen nicht behinderte. Graham trug weitere dreißig Meter Seil an der rechten Hüfte. Zwei kürzere Leinen behielten sie übrig. Mit ihnen wollte er die erste Etappe des Abstiegs in Angriff nehmen.

Als letztes streiften sie sich die Handschuhe über.

Bollinger hielt auf jeder Etage an. Handelte es sich dabei um einen Stock, der von einer einzigen Firma gemietet war, so überprüfte er nur die Türen, die dem Fahrstuhl gegenüberlagen. Wenn er einen Stock mit mehreren Mietern und damit auch verstärktem Publikumsverkehr erreichte, verließ er den Aufzug, um sich zu überzeugen, daß sich niemand auf dem Korridor aufhielt. Auf jeder fünften Etage überprüfte er nicht nur den Korridor, sondern sah auch in den Treppenhäusern und im Fahrstuhlschacht nach. Bis zum zwanzigsten Stock verfügte das Gebäude über vier Fahrstuhlschächte. Bis zum fünfunddreißigsten waren es nur noch zwei. Von dort aus führte lediglich ein Schacht bis hinauf in den zweiundvierzigsten Stock. Bis zum zwanzigsten Stockwerk vergeudete Bollinger mehr Zeit, als er sich erlauben konnte; denn dort öffnete er alle Nottüren und diverse Schachtzugänge. Um zweiundzwanzig Uhr fünfzig befand er sich erst im fünfzehnten Stock.

Da er nicht das geringste Anzeichen von den beiden gefunden hatte, fragte er sich schon, ob er irgend etwas nicht bedacht hatte, ob er die Suche falsch anging. Allerdings fiel ihm im Moment nichts Besseres ein. Er fuhr hinauf in den sechzehnten Stock.

Connie zog an der Schnur. Die schweren Vorhänge glitten auseinander.

Graham öffnete das mittlere Fenster. Die beiden viereckigen Scheiben rührten sich zunächst nicht von der Stelle, dann fuhren sie plötzlich quietschend nach innen. Ein Windstoß drang explosionsartig ins Büro. Er brüllte wie ein Urtier, durchdringend und dämonisch. Schneeflocken wirbelten herum, tanzten auf der Tischplatte und schmolzen darauf, wirkten wie Tautropfen auf einer glatten Wiese.

Graham beugte sich über die Fensterbank und blickte die Fassade hinab. Die fünf obersten Etagen — und auch der viergeschossige Dekorationsturm darüber — waren gegenüber dem Sockel um zwei Meter zurückgesetzt. Drei Stockwerke unter ihm befand sich ein ebenso breites Sims, das sich wie ein Ring um das ganze Gebäude zog. Die nächsten siebenunddreißig Etagen unterhalb des Vorsprungs waren von hier aus nicht zu erkennen. Der Schnee trieb so dicht, daß Graham kaum die Straßenlaternen auf der Lexington Avenue ausmachen konnte. Und vom Bürgersteig war schon nichts mehr zu erkennen.

In den wenigen Sekunden, die er sich für diesen Überblick gewährte, schlug der Wind mit voller Wucht auf seinen Kopf ein und betäubte mit seiner Kälte Grahams Gesicht.

»Verflucht, was für eine Kälte!« Während er sprach, lösten sich Wölkchen aus seinem Mund. Er wandte dem offenen

Fenster den Rücken zu. »Ein paar Frostbeulen werden wir uns trotz allem nicht ersparen können.«

»Wir müssen nach unten«, sagte Connie.

»Ich weiß. Ich versuche ja auch gar nicht, in letzter Sekunde einen Rückzieher zu machen.«

»Sollen wir uns Tücher um die Gesichter wickeln?«

»Was denn für Tücher?«

»Na ja, Schals oder so.«

»Der Wind würde an solch einem Material so lange zerren, bis er es *zerfetzt* hat. Dann schiebt er uns unweigerlich die Fetzen und Fäden in den Mund und verstopft unsere Atemwege. Unglücklicherweise haben wir im Sonderteil des Magazins Gesichtsmasken völlig außer acht gelassen. Schade, das wäre genau das, was wir jetzt gebrauchen könnten.«

»Hm, gibt es denn nichts anderes?«

Er hatte plötzlich eine Idee. Er ging zum Schreibtisch und zog sich unterwegs die Handschuhe aus. In der mittleren Schublade fand sich alles, was Graham sich im Zuge seiner wachsenden Hypochondrie, einer Folgeerscheinung seiner Angst, angeschafft hatte: Anacin, Aspirin, ein halbes Dutzend verschiedener Schnupfensprays, Tetracydin-Kapseln, Halstabletten, ein Thermometer... Endlich zog er ein Röhrchen heraus und zeigte es Connie.

»Eine Lippencreme?« fragte sie.

»Komm zu mir.«

Sie gehorchte und erklärte: »Diese Salbe hier ist für aufgesprungene Lippen, nicht wahr? Wenn wir schon Frostbeulen davontragen, warum sollten wir uns dann noch Gedanken über aufgesprungene Lippen machen?«

Er schraubte die Kappe ab und drehte unten am Verschluß, bis der wächserne Stift ein gutes Stück herausragte. Er bedeckte ihr ganzes Gesicht damit: Stirn, Schläfen, Wangen, Nase, Lippen und Kinn. »Mag diese Schutz-

schicht auch recht dünn sein, so benötigt der Wind dadurch doch längere Zeit, deiner Haut die Wärme zu entziehen. Außerdem hält es die Haut geschmeidig. Wärmeverlust und Hauto austrocknung sind die größten Probleme bei Frostkälte. Flüssigkeitsverlust und Wärmeentzug rufen schwere Frostbeulen hervor. Die Feuchtigkeit in eiskalter Luft gelangt nicht bis an deine Gesichtshaut. Frostwind kann deine Haut genauso rasch und gründlich austrocknen lassen wie ein heißer Wüstenwind.«

»Ich habe mich nicht getäuscht«, erklärte Connie.

»Was meinst du denn damit?«

»In dir steckt wirklich etwas von Nick Charles.«

Um dreiundzwanzig Uhr kehrte Bollinger in den Fahrstuhl zurück, schaltete ihn wieder ein und drückte auf den Knopf für die sechsundzwanzigste Etage.

Der Fensterrahmen war solide und hielt einiges aus. Es war keine von den kaltgeschweißten Aluminiumkonstruktionen, wie man sie in den dreißiger Jahren gern verwandt hatte. Der Mittelpfosten war gut zwei Zentimeter dick und sah so aus, als könnte er ein Gewicht von einigen hundert Kilogramm aushalten, ohne sich zu verbiegen oder gar abzureißen.

Graham klinkte einen Karabinerhaken um den Pfosten. Karabinerhaken gehören zu den wichtigsten Ausrüstungsstücken eines Bergsteigers. Sie werden in der Regel aus Stahl oder einer Stahllegierung angefertigt und sind in verschiedenen Formen erhältlich: ein ovales D, ein gebogenes D, eine Birnenform oder eine Schlüssellochform. Das ovale D ist jedoch das gebräuchlichste Modell. Es ist etwa zehn Zentimeter lang und mißt an der breitesten Stelle vier Zentimeter. Im Grunde erinnert dieser Karabinerhaken auf den ersten Blick an einen überproportionierten Schlüsselring oder an ein etwas verbogenes Kettenglied. Ein Schnappverschluß befindet sich an dem oberen Ende, und damit kann der Bergsteiger den Haken in die Öse eines Felshakens einklinken; oder er befestigt damit einen Seilknoten an einem Metallring. Der Karabinerhaken, auch Schnappverschluß genannt, dient darüber hinaus auch dazu, zwei Leinen miteinander zu verbinden, was nützlich ist, wenn beide Leinen oben und unten gesichert sind. Eine wichtige Funktion des Karabinerhakens besteht darin, daß eine sehr glatte Oberfläche Seile vor dem Aufscheuern bewahrt und sie daran hindert, über scharfe Felskanten oder rauhe Metallteile zu reiben.

Karabinerhaken haben schon in den verschiedensten Situationen Leben gerettet.

Auf Grahams Anweisung hin öffnete Connie die Plastikverpackung von einem fünfundzwanzig Meter langen Seil aus rotem und blauem geflochtenem Nylon.  
»Das macht auf mich aber keinen sehr belastbaren Eindruck«, sagte sie.

»Es besitzt eine Bruchfestigkeit von knapp zweitausend Kilogramm.«

»Aber es ist so dünn.«

»Elf Millimeter Durchmesser.«

»Du weißt hoffentlich, was du tust.«

»Kein Grund zur Besorgnis.« Er lächelte sie zuversichtlich an.

Graham machte an dem einen Seilende einen Knoten und verband die so entstandene Schlinge mittels des Karabinerhakens mit dem Fensterpfosten.

Es überraschte ihn, wie rasch und methodisch er vorankam, wie sicher er den komplizierten Knoten angefertigt hatte. Seine Hände bewegten sich völlig sicher. In den letzten fünf Jahren hatte er anscheinend nichts verlernt.

»Das wird deine Sicherheitsleine«, erklärte er Connie. Der Karabinerhaken war zusätzlich mit einer Metallhülse ausgestattet, die sich über den Schnappverschluß schrauben ließ, um ein ungewolltes Aufklinken zu verhindern. Er schraubte die Hülse fest.

Nun nahm er das Seil und zog es durch seine Hände, bis er eine Länge von elf Metern abgemessen hatte. Er holte ein Klappmesser aus seiner Parkatasche, durchtrennte das Seil und ließ das übriggebliebene Stück auf den Boden fallen. Das eine Ende der Leine befestigte er an Connies Harnisch, so daß sie nun wie mit einer Nabelschnur mit dem Fensterpfosten verbunden war. Mit einem Bulinknoten verknüpfte er dann das andere Seil an ihrem Bauch.

Er klopfte auf die Fensterbank und erklärte: »Hock' dich hierhin.«

Sie schwang sich auf die Fensterbank, kehrte dem Wind und dem Schnee den Rücken zu und sah Graham an. Graham schob die Sicherungsleine aus dem Fenster, wo sie, nur an Connie und dem Pfosten befestigt, mit dem freien Ende im Wind hin und her schwang. Dann nahm Graham das fünfzehn Meter lange Seil vom Büroboden, überprüfte es sorgfältig und band sich schließlich das freie Ende um den Bauch.

Er beabsichtigte, sie aus dem Stand abzulassen. Auf einem Berg konnte es immer wieder vorkommen, daß der Sichernde aus seiner Position gerissen wurde, wenn er nicht durch ein zusätzliches Seil oder einen gut plazierten Haken zusätzlich gesichert war. Er konnte die Balance verlieren und abstürzen und dabei auch noch denjenigen mit sich reißen, den er eigentlich absichern sollte. Daher brachte ein Abstieg aus dem Stand mehr Gefahren mit sich. Die meisten Profis gaben der sitzenden Position den Vorzug. Doch da Connie dreißig Kilogramm weniger wog als er, und weil die Fensterbank hüfthoch angebracht war, schätzte Graham die Gefahr als sehr gering ein, daß sie ihn aus dem Zimmer reißen könnte. Er stellte sich mit gespreizten Beinen hin, um einen sicheren Stand zu erhalten, nahm das fünfzehn Meter lange Seil an dem Punkt auf, der genau in der Mitte zwischen Connie und dem zusammengerollten Ende lag. Er hatte die Leine in Höhe seines Bauchnabels verknotet und ließ das Ende hinter sich zu Boden hängen. Das Seil, das Connie mit ihm verband, führte von seiner linken Hüfte rund um den Rücken und an der rechten Hüfte wieder nach vorn. Damit war seine Linke die Führungshand, während die Rechte Bremsfunktion hatte.

Er stand nun zwei Meter von ihr entfernt und fragte ruhig:

»Bist du bereit?«

Sie biß sich auf die Unterlippe.

»Der Mauervorsprung liegt nur zehn Meter unter dir.«

»Ist ja nicht besonders viel«, sagte sie kläglich.

»Du bist bereits unten, bevor du es merkst.«

Sie sah auf ihren Harnisch hinab und zog mehrmals daran, so, als fürchtete sie, er könne sich inzwischen gelockert haben.

»Weißt du noch, was du zu tun hast?« fragte Graham sie.

»Ich halte die Leine mit beiden Händen über meinen Kopf. Überlasse alles dem Seil und versuche nicht nachzuhelfen. Halte nach dem Mauervorsprung Ausschau. Plaziere meine Füße darauf. Achte darauf, daß ich nicht darüber hinausgetragen werde.«

»Und wenn du dort angekommen bist?«

»Binde ich mich los.«

»Aber nur von dieser Leine.«

»Jawohl.«

»Um Gottes willen nicht vom anderen Seil.«

Sie nickte.

»Sobald du dich losgebunden hast...«

»... ziehe ich zweimal kräftig an dem Seil.«

»Ganz recht. Ich lasse dich so sanft wie möglich hinab.«

Trotz des stehenden Windes war alle Farbe aus ihrem Gesicht gewichen. »Ich liebe dich«, sagte sie.

»Ich liebe dich auch.«

»Du kannst es schaffen.« Sie sah ihm direkt in die leuchtenden Augen.

»Ich hoffe es.«

»Und ich weiß es.«

Sein Herz hämmerte rasend schnell.

»Ich vertraue dir ganz und gar«, erklärte sie.

Graham wußte, daß ihm das eigene Leben nichts mehr bedeuten würde, käme Connie durch ein Versehen von

seiner Seite bei dem Abstieg zu Tode. Das Leben ohne sie wäre für ihn ein einziger Taumel durch einen Tunnel von Schuldgefühlen und Einsamkeit, durch eine graue Öde, die schlimmer war als der Tod. Wenn Connie abstürzen sollte, könnte er sich genausogut hinterherstürzen.

Er spürte, wie die Angst in ihm aufstieg.

Er war in diesem Augenblick zu nichts mehr in der Lage, als seine Worte von eben zu wiederholen: »Ich liebe dich auch.«

Connie atmete tief ein, lehnte sich nach hinten und rief: »Also gut... Frau über Bord!«

Der Korridor war dunkel und menschenleer. Bollinger ging wieder in den Aufzug und drückte auf den Knopf mit der Aufschrift 27.

## 33

In dem Moment, in dem Connie von der Fensterbank nach hinten glitt, spürte sie die vielen hundert Meter bis zum Boden wie etwas Körperliches. Sie brauchte gar nicht erst hinabzusehen, um den dunklen Abgrund wahrzunehmen. Die Furcht in ihr war gewaltiger, als sie erwartet hatte. Diese Furcht lahmte sie nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Ihre Kehle zog sich zusammen, so daß sie Mühe hatte, Luft zu holen. Ihr Brustkorb wurde zusammengedrückt, und ihr Pulsschlag beschleunigte auf ungeahnte Werte. Ihr Magen war plötzlich übersäuert und preßte sich zusammen, als müßte sie sich jeden Moment übergeben.

Sie widerstand nur mit Mühe dem Drang, nach dem Fensterbrett zu greifen, bevor es aus ihrer Reichweite war. Statt dessen fuhren ihre Hände automatisch nach oben und umfaßten die Leine.

Der Wind riß und zerrte an ihr. Er stach ihr ins Gesicht und biß ihr vor allem in die Haut um die Augen, die sie nicht eingerieben hatte.

Um überhaupt etwas sehen zu können, mußte sie blinzeln und die Augen zu den kleinstmöglichen Schlitzen verengen. Andernfalls hätten die Augen so getränt, daß sie wie blind gewesen wäre. Unglücklicherweise hatte die umfangreiche Bergsteigerausrüstung in Grahams Büro keine Schneebillen enthalten.

Connie spähte über die Schulter hinunter auf den Mauervorsprung, dem sie sich langsam näherte. Er war knapp zwei Meter breit, erschien ihr aber in diesem Moment wie ein Hochseil.

Seine Füße rutschten über den Teppich.

Er stemmte sich mit den Hacken dagegen.

Nach der Menge des Seils zu urteilen, das immer noch zusammengerollt neben ihm lag, hatte Connie nicht einmal die Hälfte des Weges geschafft. Dabei fühlten sich seine Arme so an, als hätte er sie bereits fünfzig Meter hinabgelassen.

Anfangs war die Belastung in Grahams Armen und Schultern erträglich gewesen. Doch während er jetzt Handbreit um Handbreit des Seils abließ, wurde ihm von Sekunde zu Sekunde deutlicher bewußt, welchen Preis fünf Jahre der Inaktivität forderten. Mit jedem halben Meter Seil entzündeten sich wie Funken neue Schmerzen in seinen Muskeln, strömten aus allen Richtungen zusammen und vereinten sich zu einem einzigen großen Feuer. Dennoch waren die Schmerzen die geringste seiner Sorgen. Er konnte keine Sekunde lang vergessen, daß er die Bürotüren im Rücken hatte. Und die Vision war immerzu in seinen Gedanken präsent: Eine Kugel in den Rücken. Wo war Bollinger?

Je weiter Connie nach unten kam, desto weniger Spielraum wies das Seil auf, das sie mit dem Fensterpfosten verband. Sie hoffte sehr, daß Graham die Länge richtig berechnet hatte. Wenn er einen Fehler gemacht hatte, konnte sie in große Schwierigkeiten geraten. Eine zu lange Sicherheitsleine bedeutete keine Gefahr. Bei einer zu kurzen würde sie jedoch hilflos über dem Mauervorsprung in der Luft hängenbleiben. Sie könnte dann nur versuchen, wieder nach oben zu gelangen, damit Graham sie neu verknoten und mit Leinen verbinden konnte. Oder sie müßte von der Sicherheitsleine ablassen und sich ganz auf das zweite Seil verlassen, um einigermaßen sicher auf den Vorsprung zu gelangen. Besorgt behielt sie die Sicherheitsleine im Auge, die stetig straffer wurde.

Über ihr drehte und entwirrte sich das Hauptseil in der Querspannung. Die vielen tausend Nylonfäden zogen sich zusammen, gingen wieder auseinander, zogen sich zusammen, und das in endloser Folge. Connie schwang in einem Halbkreis langsam von links nach rechts und wieder zurück. Diese Bewegung erfolgte zusätzlich zu dem Pendeln, das der Wind hervorrief. Und das alles zusammen tat ihrem Magen alles andere als wohl. Sie fragte sich zum wiederholten Male, ob das Seil reißen würde. Das Schwingen und Zusammenziehen setzte an dem Punkt ein, an dem das Seil vom Fenster lief. Würde die Leine sich durch diese Bewegungen am Fensterbrett nicht aufrauhen?

Graham hatte gesagt, an der Fensterkante würde das Seil einer besonderen Anspannung ausgesetzt sein. Aber er hatte ihr auch versichert, daß sie längst auf dem Mauervorsprung angelangt sein würde, ehe die ersten Nylonfäden beschädigt wären. Nylon war ein außerordentlich belastbares Material. Stark, zuverlässig und reißfest. Es würde nicht schon nach wenigen Minuten der Belastung mürbe. Dennoch ließen sich die besorgten Fragen in ihr nicht unterdrücken.

Um acht Minuten nach elf begann Bollinger mit der Durchsuchung des dreißigsten Stockwerks.

Er hatte langsam das Gefühl, in einer surrealen Türenlandschaft gefangen zu sein. Aber hunderte von Türen hatte er bereits überprüft. Er hatte bislang nichts anderes getan, als an ihnen zu rütteln, sie zu öffnen, sich auf einen Hinterhalt vorzubereiten, sich gegen eine plötzliche Attacke zu wappnen. Dies rief die innere Anspannung in ihm hervor, die er genoß, denn sie allein konnte ihm das Gefühl vermitteln, daß er lebendig war. Doch alle Korridortüren öffneten sich, um das ewig Gleiche zu offenbaren: Dunkel-

heit, Stille, Leere. Jede Bürotür hielt für ihn die Verlockung bereit, daß sich hinter ihr die Jagdbeute befand. Doch jede Verlockung hatte sich bisher in Luft aufgelöst. Der Dschungel der Türen schien ihm bald wie ein Symbol nicht nur für diese eine Nacht, sondern für sein ganzes Leben. Türen. Türen, die sich zur Dunkelheit öffneten. Zur Leere. Zu vergessenen Wegen und zu Sackgassen. Jeden Tag seines Lebens hatte er mit der Hoffnung begonnen, endlich die Tür zu finden, die sich ihm zu dem öffnete, was er als gerechte Ernte seiner Bemühungen empfand, die ihm das gab, was er sich redlich verdient hatte. Doch diese goldene Tür hatte sich ihm nie gezeigt. Und das erschien ihm ungerecht. Immerhin war er ein Vertreter der neuen Rasse. Er war allen überlegen, denen er tagtäglich begegnete. Und was hatte er in seinen siebenunddreißig Jahren erhalten? War überhaupt etwas aus ihm geworden? Präsident Bollinger? Nein. Nicht einmal Senator. Nicht berühmt. Nicht reich. Er war nichts weiter als ein kleiner Kripo-Beamter. Ein Bulle, der seine Zeit in der stinkenden Unterwelt mit ihren Nutten, Zuhältern, Glücksspielern, Drogenabhängigen und kleinen Ganoven verbrachte. Aus diesem Grunde mußte Harris (und mit ihm zehn Millionen weiterer New Yorker, weil sie so waren wie er) ausgerottet werden. Harris gehörte zu all den Durchschnittstypen, die den Übermenschen das Wasser nicht reichen konnten. Auf jeden Menschen der neuen Rasse kamen eine Million der alten. Und diese zahlenmäßige Überlegenheit war ihre einzige Stärke. Weil diese jämmerlichen Untermenschen so viele waren, lag die Macht, lag der Reichtum, lagen die Ressourcen in ihren Händen. Und wie jämmerlich sie waren! Sie riskierten die thermonukleare Zerstörung ihrer Welt, um ihre Gier und ihr kindisches Posengehabe zu befriedigen. Daher konnten die neuen Menschen nur durch das größte Massaker der Weltge-

schichte das in ihren Besitz bringen, was ihnen rechtmäßig zustand.

Der dreißigste Stock war leer; genauso die Treppenhäuser und der Fahrstuhlschacht.

Bollinger kehrte zum Aufzug zurück und machte sich auf den Weg zum nächsten Stockwerk.

Connies Füße berührten den Mauervorsprung. Zum ersten Mal war sie froh über den heftigen Wind; denn er hatte den Vorsprung schneefrei gehalten und damit eine Eisbildung auf dem glatten Stein verhindert. Zumindest bestand für Connie keine Gefahr, auf dem Boden auszugleiten.

Sie stellte sich mit dem Rücken zur Fassade und hielt sich so weit vom Rand entfernt, wie ihr das nur möglich war.

Obwohl sie jetzt festen Stein unter den Füßen hatte, erschien ihr überraschenderweise der Abgrund vor ihr noch bedrohlicher und beeindruckender als eben, als sie in der Luft gehangen hatte. Als sie noch am Seil abgelassen worden war, hatte sie die Tiefe nicht in der richtigen Perspektive erkennen können. Nun kam ihr die Tiefe von achtunddreißig Stockwerken wie ein furchtbarer Moloch vor; wie ein bodenloser Höllenschlund.

Sie löste den Knoten an ihrem Harnisch und befreite sich vom Hauptseil. Dann zog sie zweimal fest daran.

Sofort holte Graham das Seil ein.

In einer Minute würde er auf dem Weg zu ihr sein.

Würde er in Panik geraten, wenn er nach so langer Zeit wieder einen Abstieg wagte?

Ich vertraue ihm, sagte sie sich. Ich vertraue ihm wirklich. Und mir bleibt nicht viel anderes übrig. Dennoch hielt sich hartnäckig die Angst in ihr, er könnte auf halbem Wege aus dem Fenster kehrtmachen und davonrennen — und sie auf dem Mauervorsprung zurücklassen.

Graham zog die Handschuhe aus, beugte sich aus dem Fenster und betastete den Stein unter der Fensterbank. Die Wand bestand aus geglättetem Granit, einem Stein, der der Ewigkeit trotzen sollte. Dennoch entdeckte er, bevor der Wind seine Fingerspitzen erfrieren ließ, einen kleinen, horizontalen Riß in der Wand, der seinem Vorhaben sehr gelegen kam.

Er hielt eine Hand auf dem Spalt, um ihn nicht wieder zu verlieren, und griff mit der anderen nach dem Hammer und einem Haken an seinem Gürtel. Er beugte sich so weit aus dem Fenster, wie er es gerade noch wagen durfte, setzte die Stahlspitze des Hakens in den Riß und trieb ihn mit dem Hammer in den Granit.

Die Lichtverhältnisse, in denen er arbeiten mußte, waren nicht gerade ideal zu nennen. Seine wesentliche Lichtquelle waren die Warnlampen für den Flugverkehr, die zehn Meter über ihm rund um den Zierurm angebracht waren und weiß und rot blinkten. Seine Körperhaltung verlangsamte die Arbeit zusätzlich. Als er den Haken endlich in die Wand getrieben hatte, richtete er sich wieder auf und warf einen Blick zurück, um festzustellen, ob schon etwas von Bollinger zu erkennen war. Aber der Mörder ließ sich noch nicht blicken.

Er betastete den Haken. Offenbar saß er fest. Er packte fester zu und zog an dem Stahl. Der Haken rührte sich nicht.

Graham klinkte einen Karabinerhaken in die Öse ein. Er befestigte einen weiteren Karabinerhaken am mittleren

Fensterpfosten, direkt über dem ersten, der Connies Sicherheitsleine hielt.

Als nächstes löste er die Knoten vom Hauptseil, an dem er Connie hinabgelassen hatte, löste es aus der Befestigung an seiner Hüfte und ließ es unter dem Fenster auf den Boden fallen.

Nun zog er eine der beiden großen Fensterscheiben zu, so gut es eben ging; die Karabinerhaken um den Pfosten standen im Weg und verhinderten, daß das Fenster richtig schloß. Er wollte versuchen, das andere Fenster von draußen zu schließen.

Er rannte zu den Gardinenschnüren und zog die schweren grünen Samtvorhänge zu.

Irgendwann würde Bollinger hier auftauchen und rasch darauf kommen, daß seine beiden Opfer durch das Fenster geflohen waren. Man mußte ihn ja nicht mit der Nase darauf stoßen, und die geschlossenen Vorhänge würden ihnen noch ein paar Momente Vorsprung gewähren. Graham trat durch die Vorhänge ans Fenster. Der Wind raste durch die offene Hälfte und bauschte die Vorhänge auf. Graham nahm die elf Meter lange Leine auf, die er von einem dreißig Meter langen Seil abgeschnitten hatte. Er verband das Stück mit seinem Harnisch und dem freien Karabinerhaken am Fensterpfosten. Er war auf sich allein gestellt. Niemand konnte ihn hinablassen, wie er das bei Connie getan hatte. Doch er hatte sich eine Möglichkeit ausgedacht, um einen Abstieg an einem einzigen Seil zu verhindern. Er hatte vor, eine zweite Leine zur Selbstsicherung anzubringen.

Er machte rasch einen Kreuzknoten ans Ende des fünfzehn Meter langen Seils, beugte sich dann ein weiteres Mal aus dem Fenster und verband die Schlinge mit dem Karabinerhaken an dem Felshaken, den er in den Granit getrieben hatte. Schließlich schob er den Stahlmantel

über den Schnappverschluß und verschraubte ihn, um ihn am Aufspringen zu hindern. Er betrachtete sein Werk, war zufrieden und warf das Seil in die Nacht. Er sah hinab, ob das Seil glatt nach unten hing und sich nicht an dem Haken verheddert hatte. An dieser Leine wollte er sich nach unten lassen.

Er hielt sich nicht eben strikt an die Bergsteigermethoden, aber immerhin hatte er hier ja keinen Berg vor sich. Diese Situation verlangte Flexibilität.

Nachdem er die Handschuhe wieder übergezogen hatte, wandte er sich dem Sicherungsseil zu. Er wand es zweimal um sein rechtes Handgelenk und packte fest zu. Ein guter Meter Seil erstreckte sich zwischen seiner Hand und der Verankerung am Pfosten. In den ersten Sekunden, nachdem er aus dem Fenster geklettert war, würde er an seinem rechten Arm hängen; einen guten Meter unter der Fensterbrüstung.

Mit den Knien stieg er auf das Fensterbrett und wandte dabei das Gesicht den Vorhängen zu. Langsam, vorsichtig und zögernd verließ er mit den Füßen zuerst sein Büro. Kurz bevor er kippen würde und nach unten glitt, schloß er das zweite Fenster, soweit die Karabinerhaken es erlaubten. Dann fiel er einen Meter. Die Bilder vom Mount Everest explodierten in seinem Kopf. Die Bruchstücke und Fetzen füllten jeden Winkel seines Bewußtseins aus und duldeten keine Konkurrenz neben sich. Er kämpfte gegen sie an, verdrängte sie mit der Kraft der Verzweiflung.

Magenflüssigkeit trat in seinen Mund. Er schluckte, schluckte so lange, bis sie den Weg zurückgegangen war. Er zwang sich mit der ganzen Kraft seines Willens dazu, keine weitere Übelkeit aufsteigen zu lassen. Zu seiner großen Überraschung funktionierte diese Methode; zumindest für den Augenblick.

Mit der Linken ergriff er die Hauptleine, die an der Wand hing. Er hielt sie leicht in der Hand und griff dann mit der Linken nach oben, bis er die Sicherheitsleine zu fassen bekam, um die sich bereits die Rechte wand. Während nun beide Hände das kürzere Seil hielten, zog Graham die Knie an, bis die Stiefelsohlen die Granitfassade berührten. Hand über Hand an der Sicherheitsleine machte er drei kleine Schritte die Wand hinauf, bis er in einem Winkel von fünfundvierzig Grad von der Fassade abstand. Er preßte die Stiefel spitzen mit aller zur Verfügung stehenden Kraft in eine Mörtelfuge.

Zufrieden mit dieser Position, die alles andere als sicher war, ließ er mit der linken Hand die Sicherungsleine los. Obwohl er noch immer ausreichend verankert war, beförderte der bloße Umstand, in so luftiger Höhe etwas loszulassen, erneut gallige Flüssigkeit in seinen Rachenraum. Graham würgte, hielt den Schleim zurück und hatte ein weiteres Mal Erfolg.

Er balancierte an vier Haltepunkten. Die Rechte war an der Sicherungsleine und befand sich jetzt einen halben Meter vom Fensterpfosten entfernt. Die Linke hielt sich am Hauptseil, an dem er sich ablassen wollte. Der rechte Fuß stemmte sich zusammen mit dem linken gegen die Mörtelritze. Er kam sich vor wie eine Fliege an einer Steilwand. Er hielt den Blick auf den Felshaken gerichtet, der zwischen seinen Füßen aus dem Granit ragte, und zurrte einige Male am Hauptseil. Stramm und fest. Und der Haken hatte sich nicht gerührt. Er verlagerte sein Gewicht auf das Hauptseil, hielt aber die Rechte an der Sicherungsleine. Selbst bei einem Zuggewicht von über siebzig Kilo gramm hielt der Felshaken in der Ritze fest. Graham war nun ausreichend davon überzeugt, daß er den Haken gut angebracht hatte. Er ließ die Sicherungsleine fallen.

Nun hielt er sich nur noch an drei Punkten in dem Winkel von fünfundvierzig Grad; die beiden Füße an der Wand und die Linke am Hauptseil.

Auch wenn er die Sicherungsleine nicht mehr ergreifen würde, bis er den Mauervorsprung erreicht hatte, würde es ihn trotzdem vor einem tödlichen Sturz bewahren, sollte das Hauptseil reißen, während er sich noch auf dem Weg zu Connie befand.

Er sagte sich das wieder und wieder. Vergiß das nicht! Zur Panik besteht nicht der geringste Anlaß. Die Panik ist dein einziger wirklicher Feind. Sie kann dich rascher ins Jenseits befördern als alle Bollingers zusammen. Die Sicherheitsleine ist hier, direkt vor deinen Augen. Sie verbindet deinen Harnisch mit dem Fensterpfosten. Vergiß es nicht. Denk immer daran...

Mit der freien Hand griff er von hinten zwischen seine Schenkel, bis er das lange Seil zu fassen bekam, das er bereits mit der Linken hielt. Nach einigen nervenaufreibenden Sekunden schlössen sich seine Finger darum. Nun verließ das Hauptseil, an dem er sich hinablassen wollte, vom Felshaken zu seiner linken Hand und fuhr zwischen seinen Oberschenkeln nach hinten zu seiner Rechten. Mit dieser Hand brachte er das Seil nach vorne, führte es über den rechten Oberschenkel quer über die Brust und über die linke Schulter wieder nach hinten über den Rücken, wo es die Rechte erneut erreichte und von wo es nach unten fiel. Er hatte die perfekte Stellung eingenommen.

Die Linke war die Führungshand.

Die Rechte war die Bremshand.

Er war bereit zum Abstieg.

Zum ersten Mal, seit er aus dem Fenster gestiegen war, sah er sich ausführlich um. Wie dunkle Monolithen ragten gigantische Wolkenkratzer bedrohlich aus dem Schneesturm. Hunderttausende von Lichtpunkten, deren

Schein vom Schnee gedämpft und in die Ferne gerückt wurde, blinkten in die Nacht rings um ihn. Manhattan zu seiner Linken. Manhattan zu seiner Rechten. Manhattan vor ihm und hinter ihm. Und — Manhattan *unter* ihm. Zweihundert Meter der Leere warteten darauf, ihn zu verschlingen. Sonderbarerweise kam ihm der Anblick in diesem Moment wie eine Miniaturausgabe der Stadt vor, wie eine winzige, für immer in Plastik eingefrorene Replikation. Er fühlte sich selbst winzig, kam sich vor wie in einer dieser Plastikhalbkugeln, in denen künstlicher Schnee fällt, wenn man sie schüttelt. So unerwartet, wie diese Illusion gekommen war, verging sie auch wieder. Von einem Moment auf den anderen war die Stadt wieder gewaltig und unermeßlich, erschien die Betonschlucht unter ihm wieder bodenlos. Doch wenn auch alles andere zur Normalität zurückkehrte, so blieb in ihm das Gefühl bestehen, winzig und unbedeutend zu sein.

Als er aus dem Fenster gestiegen war, hatte er seine ganze Aufmerksamkeit zunächst den Haken, Seilen und technischen Manövern zugewandt. Das hatte ihn so beschäftigt, daß er für seine Umgebung kein Auge gehabt hatte; all seine Sinne waren so ausschließlich auf seine Tätigkeit gerichtet, daß er seine Umgebung nicht mehr wahrgenommen hatte.

Mit einem Schlag aber war sie wieder da. Stadt und Tiefe unter ihm rissen Graham in einen gefährlichen Strom von Erinnerungen: *der Fuß glitt ab, der Harnisch zog sich ruckartig zusammen, das Seil riß, fallen, treiben, fallen...* Aufschlag, Dunkelheit, Schmerzen im Bein, wieder Dunkelheit, ein heißes Eisen in seinem Bauch, Schmerz, der sich wie explodierendes Glas über seinen Rücken verbreitete... Blut, Dunkelheit, Krankenhauszimmer...

Obwohl der Wind sein Gesicht unentwegt mit Eiseskälte schlug, brach ihm auf Stirn und Schläfen Schweiß aus.

Er zitterte.

Er wußte, daß er zu diesem Abstieg nicht fähig war.

*Fallen, fallen, fallen...*

Er konnte sich nicht mehr rühren.

Nicht einen Zentimeter.

Wieder im Fahrstuhl, zögerte Bollinger. Er hatte schon den Finger ausgestreckt, um den Knopf für den zweunddreißigsten Stock zu drücken, als ihm mit unerwarteter Deutlichkeit bewußt wurde, daß er seine beiden Opfer verloren hatte. Harris und die Frau hatten sich ganz ohne Zweifel nicht auf den Weg nach unten in die Lobby gemacht. Auf der siebenundzwanzigsten Etage waren sie verschwunden. Er hatte diesen Stock und alle darunter befindlichen durchsucht; und er war sich so sicher wie noch nie, daß sie sich nicht in den unteren drei Viertem des Gebäudes aufhielten. Also waren sie nach oben geflohen. Wohin, zurück in Harris' Büro? Sobald ihm dieser Gedanke kam, wußte er, daß er damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. Und er wußte auch, warum sie sich dorthin gewandt hatten. Sie waren in das Büro zurückgekehrt, weil sie sich sagten, daß ihr Jäger darauf als letztes kommen würde. Wenn sie weiter den Weg nach unten über die Treppenhäuser oder den Fahrstuhlschacht genommen hätten, hätten sie sich leicht ausrechnen können, daß er sie binnen Minuten aufspüren würde. Ganz sicher hätte er sie dort aufgespürt. Aber damit, daß sie den Weg nach oben gewählt hatten, hatten sie ihn abgelenkt und wertvolle Zeit gewonnen.

Fünfundvierzig vergeudete Minuten, sagte sich Bollinger. Dieser Mistkerl hat mich zum Narren gehalten. Fünfundvierzig Minuten. Aber damit war jetzt Schluß. Er sollte keine gottverdammte weitere Minute erhalten. Er drückte auf den Knopf mit der Aufschrift 40.

## Zweihundert Meter.

Doppelt so tief wie bei seinem Sturz am Mount Everest. Und diesmal würde es nicht wieder ein Wunder geben, das ihm die Rettung brachte. Hier gab es keine dicken Schneeverwehungen, die seinen Sturz mildern konnten. Die Polizei würde einen blutigen Klumpen vorfinden, wenn sie Graham Harris auf der Straße entdeckte. Einen zerschmetterten, blutenden und leblosen Klumpen. Obwohl er von hier oben kaum etwas von der Straße erkennen konnte, starrte er angestrengt nach unten. Der Schneefall und die Dunkelheit verbargen den Bürgersteig und den Straßenbelag vor ihm. Doch er konnte den Blick nicht mehr wenden. Nicht das, was er ausmachte, hypnotisierte ihn, sondern das, was er gar nicht zu sehen brauchte. Wie gebannt war er von dem, was unter der Decke der Nacht und den wehenden Tüchern des Schneesturms lag.

Graham schloß die Augen. Versuchte, sich an Mut zu erinnern. Versuchte, daran zu denken, wie weit er es schon geschafft hatte. Versuchte, sich daran zu erinnern, was er jetzt zu tun hatte. Die Stiefelspitzen waren in die Mörtelfuge gepreßt, in die winzige Ritze zwischen zwei Granitblöcken. Die Linke hielt vorn, die Rechte hinter seinem Rücken. Also, Seil kommen lassen, fertigmachen zum Abstieg . . . aber er konnte sich immer noch nicht regen. Als er die Augen wieder öffnete, entdeckte er unten auf dem Mauervorsprung Connie.

Sie winkte ihm zu, daß er sich beeilen sollte. Wenn er hier verharrte, mußte sie unweigerlich sterben. Er hatte sie dann im Stich gelassen, hatte versagt, hatte sie ins Unglück gestürzt. Das verdiente sie nicht nach den achtzehn Monaten, die sie an seiner Seite gewesen war; nach anderthalb Jahren der Hingabe, der Zuwendung und des Verständnisses. Sie hatte sich nicht ein einziges

Mal über seine Klagen beschwert, ihn für sein Selbstmitleid oder seine Selbstverachtung kritisiert. Zumindest kam es Graham in diesem Augenblick so vor. Connie hatte sich um seinetwillen in ein emotionales Risiko gestürzt, das kaum geringer einzuschätzen war als das physische Risiko, das ihm jetzt abverlangt wurde. Er wußte, daß Sorge und Furcht ebenso schmerzvoll sein konnten wie ein gebrochenes Bein. Als kleines Entgegenkommen für die wundervollen achtzehn Monate schuldete er ihr einfach den Versuch, das Wagnis des Abstiegs. Er schuldete es ihr wirklich. Er schuldete ihr alles.

Der Schweiß hatte einiges von der Schutzschicht auf seiner Stirn und auf seinen Wangen aufgelöst. Als der Wind den Schweiß trocknete, kehrte die Eiseskälte auf seine Haut zurück. Er begriff, wie kurze Zeit sie hier draußen nur verbringen konnten, bevor die Winternacht ihren Tribut forderte.

Er blickte auf den Felshaken in der Wand, der ihn sicherte.

*Connie wird sterben, wenn du es nicht tust.*

Die linke Hand hielt das Seil viel zu verkrampft. Dabei sollte sie die Leine doch nur führen, sollte sie *locker* durchlaufen lassen, während der Rechten die Aufgabe zustand, das Seil zu greifen und notfalls zu bremsen...

*Connie wird sterben...*

Er lockerte den Griff der linken Hand. Er befahl sich, nicht nach unten zu sehen. Atmete tief ein. Atmete wieder aus. Zählte bis zehn. Gestand sich ein, daß er damit den Moment nur hinauszögern wollte. Stieß sich von der Wand ab.

*Keine Panik!*

Als er nach hinten in die Nacht fiel, glitt er am Seil hinunter. Als er zur Wand zurückschwang und mit den Füßen voraus gegen die Granitwand prallte, explodierte

Schmerz in seinem lahmen Bein. Er stöhnte, wußte aber im gleichen Augenblick, daß er diesen Schmerz aushalten konnte. Als er einen Blick nach unten warf, stellte er fest, daß er nicht mehr als einen halben Meter abgestiegen war. Doch der Umstand, daß er überhaupt vorangekommen war, ließ ihn Schmerzen und den mäßigen Erfolg rasch vergessen.

Er hatte sich eigentlich vorgenommen, sich mit aller Kraft von der Fassade abzustoßen, um bei jedem Schwung mindestens zwei Meter nach unten zu gelangen. Nun wurde ihm klar, daß er sich damit zuviel vorgenommen hatte. Er war noch nicht soweit, solche Schwünge zu bewerkstelligen. Er hatte zu große Angst vor dem Abseilen, als daß wie in alten Zeiten an ein Vorankommen zu denken gewesen wäre. Ganz davon abgesehen, daß sein lähmendes Bein einem so raschen und harten Abstieg hinderlich war.

Er stieß sich wieder von der Wand ab, ließ sich einen halben Meter am Hauptseil ab und schwang zur Wand zurück. Und erneut; diesmal deutlich weniger als einen halben Meter. Schrittchen für Schrittchen, schneller ging es einfach nicht. Ein vorsichtiger Tanz der Angst entlang der Bowerton-Fassade. Abstoß, ein Stück hinab und wieder an die Wand; Abstoß, ein Stück hinab und wieder an die Wand...

Die lähmende Furcht kochte in ihm wie dicker Sirup. Ein Krebsgeschwür, das sich in ihm gemästet hatte und über die Jahre gewaltig gewachsen war, verlor sich nicht innerhalb von Minuten wie von selbst. Allerdings wurde Graham jetzt nicht mehr von der Furcht überwältigt und gelähmt. Er glaubte auch zu wissen, ahnte sogar, daß er eines fernen Tages ganz von ihr befreit sein würde. Und dies war eine Vision, die ihm gefiel.

Als er endlich noch einen Blick nach unten wagte, ent-

deckte er, daß er dem Mauervorsprung so nahe gekommen war, daß er sich nicht mehr abseilen mußte. Er ließ die Leine los und sprang das letzte Stück. Connie drängte sich sofort an ihn. Sie mußte brüllen, um den Wind zu übertönen. »Du hast es geschafft!«

»Ich habe es wirklich geschafft!«

»Du hast die Gefahr besiegt!«

»Zumindest bis hierher.«

»Vielleicht ist hierher schon weit genug.«

»Wie meinst du das?«

Sie zeigte auf das Fenster hinter ihnen. »Wir könnten doch hier eindringen.«

»Warum sollten wir das tun?«

»Dahinter liegt ein Büro. Wir könnten uns darin verstekken.«

»Und was ist mit Bollinger?«

Sie sprach noch lauter, um über einem neuen Windstoß gehört zu werden. »Früher oder später kommt er in dein Büro.«

»Ja, und?«

»Er bemerkte das geöffnete Fenster und dann auch die Haken und Seile.«

»Ist mir bewußt.«

»Er glaubt dann sicher, wir hätten uns den ganzen langen Weg bis zur Straße abgeseilt.«

»Vielleicht denkt er das. Aber wenn er so viel Verstand hat, wie ich vermute, hat er seine Zweifel daran.«

»Selbst wenn er seine Zweifel hat, so weiß er damit doch noch lange nicht, auf welcher Etage wir ins Gebäude zurückgekehrt sind. Und er kann unmöglich jede einzelne Tür in diesem Gebäude aufbrechen, um uns aufzuspüren.«

Der Wind fegte mit wahnsinniger Geschwindigkeit um sie herum und heulte um die nächste Ecke. Er schüttelte

Connie und Graham so heftig, als seien sie Stoffpuppen im Maul eines wütenden Hundes. Und sein Heulen klang so unheimlich, als seien sämtliche Totengeister in dieser Nacht auferstanden.

Schneeflocken drangen wie Stecknadelspitzen in Grahams Augen. Sie waren so fest, klein und kalt, daß sie genauso verheerend wirkten, wie eine Salve von Salzkörnern. Er schloß die Augen fest, um so den weiteren Schmerzen zu entgehen. Er hatte damit einen ersten Erfolg, der jedoch sofort danach von einem blindmachen- den Tränenfluß beendet wurde.

Die beiden steckten die Köpfe zusammen, wollten sich so nahe kommen, daß sie nicht mehr brüllen mußten.

»Wir können uns so lange verstecken, bis am Morgen die ersten Leute zur Arbeit kommen«, erklärte Connie.

»Morgen ist Samstag.«

»Ja, aber einige Menschen arbeiten auch samstags. Zumindest die Ablösung für die Wachmänner wird kommen.«

»Morgen früh erkennst du die Stadt nicht mehr wieder. Was wir hiererleben, ist einausgewachsener Blizzard! Morgen wird sich jeder eine hübsche Ausrede oder Entschuldigung ausdenken, um nicht zur Arbeit zu müssen.«

»Dann bleiben wir eben bis Montag.«

»Ohne etwas zu essen? Ohne Wasser?«

»In jedem größeren Büro in diesem Gebäude wird sich ein Wassertank finden. Von den Kaffeemaschinen und Getränkeautomaten ganz zu schweigen. Vermutlich gibt es hier auch einen Kiosk mit Süßigkeiten und so.«

»Bis Montag?«

»Ja, wenn wir uns etwas zusammenreißen.«

»Das ist eine lange Zeit.«

Sie zeigte mit einer Hand auf die Tiefe. »Und das ist ein langer Abstieg!«

»Also gut, einverstanden«, erklärte er.

»Mach' schon«, drängte sie, »wir wollen die Scheibe einschlagen.«

Bollinger trat über die umgekippte Hausbar und ließ den Blick durch Harris' Büro schweifen.

Alles so wie vorhin. Und von den Opfern nichts zu sehen.

Wo um alles in der Welt waren sie? Er drehte sich schon halb zum Gehen um, als die grünen Vorhänge sich aufbauschten.

Er riß die Walther hoch und hätte fast abgedrückt. Doch bevor die erste Kugel den Lauf verlassen konnte, fielen die Vorhänge wieder zurück. Nein, dahinter konnte sich niemand verbergen. Dazu hingen sie zu eng an der Wand.

Bollinger marschierte zur rechten Ecke und fand die Zugschnur. Der grüne Samt glitt mit einem kaum hörbaren Zischen auseinander.

Sobald das Mittelfenster freilag, fiel Bollinger auf, daß dort etwas nicht stimmen konnte. Er trat näher an das Fenster heran und öffnete die beiden Hügel.

Augenblicklich stürmte der Wind auf ihn ein, riß an seinem geöffneten Kragen, zerwühlte sein Haar und heulte ihn gespenstisch an. Harte Schneeflocken prasselten wie eine Ladung aus einem Schrotgewehr auf sein Gesicht. Er entdeckte die Karabinerhaken am Mittelpfosten. Und dann auch die Seile, die von ihnen abgingen. Bollinger beachtete die Kälte nicht und beugte sich aus dem Fenster. Er starnte hinab auf die Fassade.

»Ja, ist es denn möglich!« entfuhr es ihm.

Graham bemühte sich, den Hammer vom Gürtel an seinem Harnisch zu lösen, wurde dabei jedoch erheblich

von seinen dicken Handschuhen behindert. Ohne die gefütterten Handschuhe wäre die Sache ein Kinderspiel gewesen, doch hier draußen im Sturm wollte er sie lieber nicht ausziehen. Der Wind hätte sie ihm höchstwahrscheinlich aus den Händen gerissen und davongetragen. Wenn etwas Unvorhergesehenes eintrat oder sie gezwungen sein würden, den Abstieg fortzusetzen, brauchte er seine Handschuhe mehr als dringend. Über ihm erzeugte der Wind ein eigenartiges Geräusch.

*Wumm!*

Ein lautes, dumpfes und abgehacktes Geräusch. Wie ein abgebrochener Donnerschlag.

Endlich hatte er den Hammer vom Gürtel gelöst.

*Wumm!*

Plötzlich packte ihn Connie am Arm. »Bollinger!«

Im ersten Moment wußte er nicht, was sie meinte. Dann blickte er nach oben, weil Connie das auch tat.

Zehn Meter über ihnen beugte sich Bollinger aus dem Fenster.

»Drück' dich fest an die Wand!« rief Graham Connie zu.

Aber sie schien ihn nicht gehört zu haben. Stocksteif blieb sie stehen. Zum ersten Mal sah Graham Furcht in ihren Augen.

»Mach' dich doch nicht zur Zielscheibe!« fuhr Graham sie eindringlich an.

Sie preßte sich an die Wand.

»Befrei' dich von deiner Sicherheitsleine«, rief er.

Über ihnen tauchte blitzartig eine kleine, orangefarbene Ramme aus der Pistolenmündung auf.

*Wumm!*

Graham schwang den Hammer und schlug damit auf die Fensterscheibe.

Sie zerbarst, und ungezählte Splitter flogen ins Innere.

Wie von Sinnen und unfähig, die Vision zu verdrängen,

in der er sich selbst mit einer Kugel im Rücken gesehen hatte, hieb Graham auf die Zacken ein, die noch im Rahmen hingen.

*Wumm!*

Das Jaulen des Querschlägers ließ Graham zusammenfahren. Die Kugel hatte nur wenige Zentimeter über seinem Kopf den Stein getroffen und war abgeprallt. Erneut und stärker als vorhin brach ihm der Schweiß im Gesicht aus.

Bollinger rief etwas.

Der Wind riß seine Worte zu unverständlichen Fetzen auseinander.

Graham sah nicht von seiner Arbeit auf, sondern schlug wild nach den verbliebenen Zacken.

*Wumm!*

»Geh hinein!« brüllte er, als er mit Hammer und einem Fuß die letzten Glasreste entfernt hatte.

Connie kletterte umständlich über die Fensterbrüstung und war kurz darauf in der Dunkelheit des Büros verschwunden.

Graham löste den Knoten der Sicherheitsleine an seinem Hamisch.

*Wumm!*

Die Kugel sauste so nahe an ihm vorbei, daß er erschrocken aufschrie. Sie zupfte am Ärmel seines Parkas. Graham war so überrascht, daß er sein Gleichgewicht zu verlieren drohte. Für eine Sekunde fürchtete er schon, er würde über den Rand in die Tiefe kippen.

*Wumm!*

*Wumm!*

Er schoß mit einem Hechtsprung durch die zerbrochene Scheibe und erwartete, im letzten Moment von einer Kugel gestoppt zu werden, die sich in sein Rückgrat bohrte.

Im unbeleuchteten Büro in der achtunddreißigsten Etage knirschte das Glas unter ihren Füßen.

»Warum hat er uns verfehlt?« fragte Connie. »Warum hat er vorbeigeschossen?«

Graham wischte sich mit dem Handschuh den Schweiß von der Stirn und erklärte schwer atmend: »Der Wind hat fast Orkanstärke. Das hat die Kugeln sicher abgelenkt.« »Selbst auf eine so kurze Distanz wie zehn Meter?«

»Anzunehmen. Davon abgesehen hat er aus einem ungünstigen Winkel geschossen. Er mußte sich dazu aus dem Fenster beugen und schräg nach unten feuern. Die Lichtverhältnisse waren schlecht für ihn. Der Wind hat ihm unablässig ins Gesicht geblasen. Er hätte schon großes Glück haben müssen, um uns zu treffen.«

»Wir können nicht hierbleiben, wie wir es ursprünglich vorhatten«, erklärte Connie.

»Nein, jetzt nicht mehr. Er weiß, auf welcher Etage wir uns befinden. Wahrscheinlich rennt er schon in diesem Moment zum Aufzug, um zu uns herunterzukommen.«

»Dann gehen wir also wieder nach draußen?«

»Das wäre das letzte, was ich wollte.«

»Er wird zwischendurch überall auftauchen, sich aus einem Fenster beugen und versuchen, uns von der Wand zu schießen.«

Graham schüttelte den Kopf. »Bleibt uns denn noch eine andere Möglichkeit?«

»Nein«, sagte sie. »Bist du bereit zum Abstieg?«

»Allzeit bereit«, sagte er und salutierte.

»Du hast dich wunderbar gehalten.«

»Wir haben doch gerade erst angefangen.«

»Du wirst es schaffen.«

»Ist aus dir jetzt auch ein Hellseher geworden?«

»Ach, komm. Du weißt, daß du es schaffen wirst. Denn du hast deine Angst besiegt.«

»Von wem sprichst du? Doch nicht etwa von mir?«

»Von Graham Harris. Von dir.«

»Ich fürchte mich zu Tode. Hörst du nicht, wie meine Zähne klappern?«

»Nein, es ist nicht so wie früher. Nicht so schlimm. Trotzdem gibt es einen guten Grund, auch jetzt Angst zu haben. Allerdings eine gesunde Angst, und genau die ist jetzt in dir.«

»O ja, ich platze fast vor gesunder Angst.«

»Ich hatte recht.«

»Womit denn?«

»Du bist der Mann, den ich immer gewollt habe.«

»Dann bist du aber anspruchslos.«

Trotz seines Understatements spürte sie, daß tief in ihm Freude war. Er klang auch nicht wie sonst, wenn er sich selbst kleinmachte. Schlimmstenfalls war es in diesem Augenblick so etwas wie Galgenhumor. Doch daran glaubte Connie nicht. Er sah sich nicht mehr im schwärzesten Licht. Er hatte etwas von seiner früheren Achtung vor sich selbst zurückgewonnen.

Graham trat ans Fenster und öffnete die nächste Scheibe.

»Du wartest hier, während ich einen zweiten Haken einschlage und eine neue Leine verknote.« Er zog die Handschuhe aus. »Halt sie bitte für mich.«

»Aber deine Hände werden erfrieren.«

»Nicht innerhalb von ein oder zwei Minuten. Und mit bloßen Händen komme ich viel schneller voran.« Vorsichtig steckte er den Kopf aus dem Fenster und blickte nach oben.

»Ist er immer noch da?« fragte Connie leise.

»Nein, natürlich nicht.«

Er kletterte auf das knapp zwei Meter breite Sims und legte sich dort auf den Bauch. Die Füße waren an der Wand, während Kopf und Arme über den Rand ragten. Connie trat ein paar Schritte vom Fenster zurück und blieb reglos stehen. Sie lauschte auf ein Anzeichen von Bollinger.

Bollinger blieb mitten in Harris' Büro stehen und lud seine Walther nach. Dann begab er sich zum Fahrstuhl.

Graham hämmerte den Felshaken in die feste, horizontale Mörtelfuge zwischen zwei Granitblöcken. Er ruckte daran, fand ihn ausreichend fest und klinkte einen Karabinerhaken in die Öse.

Er richtete sich wieder auf und nahm die dreißig Meter lange Leine von seinem Gürtel; er schoß sie rasch auf, so daß sie ohne Verwicklungen ablaufen konnte. Der Wind besaß sicher die Kraft, das Seil zu verwirren. Graham würde es die ganze Zeit im Auge behalten müssen, während er Connie beim Abstieg sicherte. Wenn die Leine sich verhedderte, gerieten er und Connie in größte Schwierigkeiten. Er band einen Knoten an das eine Ende, aus dem zwei kleine Schlaufen herausragten. Nun legte er sich wieder auf den Bauch, schob die Arme über den Rand und klinkte die Schlaufen in den Karabinerhaken ein. Er schob den Mantel über den Schnappverschluß und schraubte ihn zu.

Erneut richtete er sich auf und saß mit dem Rücken zum Wind. Es kam ihm so vor, als würden kräftige Hände versuchen, ihn über den Rand zu schieben.

Seine Finger fühlten sich bereits taub an.

Die beiden Sicherheitsleinen, die sie beim Abstieg aus

dem vierzigsten Stock benutzt hatten, baumelten vor seinem Gesicht. Er griff nach einer von ihnen. Er hatte die Leinen so im Karabinerhaken am Fensterpfosten verschlungen, daß sie von unten losgezogen und geborgen werden konnten. Solange ein großes Gewicht die Sicherheitsleine belastete, blieb der Knoten fest und sicher. Je größer die Gewichtsbelastung war — das heißt, je schwerer der Bergsteiger —, desto fester zog sich der Knoten zusammen. Sobald die Sicherheitsleine jedoch losgelassen wurde, bedurfte es nur des richtigen Zuges am Seil, und der Knoten löste sich. Graham zog nun daran, zog ein zweites und schließlich ein drittes Mal. Endlich befreite sich die Leine vom Haken und fiel Graham in den Schoß.

Er holte ein Klappmesser aus der Tasche seines Parkas, schnitt das Seil entzwei und steckte das Messer wieder ein.

Er stellte sich auf die Füße und taumelte kurz, als der Schmerz durch sein lahmes Bein fuhr. Eine der beiden Leinen war für ihn bestimmt. Er band ein Ende an seinen Harnisch und klinkte das andere in einen Karabinerhaken ein, den er mit dem Fensterpfosten verband.

Graham beugte sich durch das Fenster und rief: »Connie?«

Sie trat aus dem Schatten in das trübe Licht. »Ich habe gelauscht.«

»Und, hast du etwas gehört?«

»Bis jetzt noch nicht.«

»Dann komm heraus zu mir.«

Er wünschte, Billy wäre jetzt mit von der Partie. Billy war ein Teil von ihm, war die Hälfte von ihm; fünfzig Prozent seines Fleisches, Blutes und Geistes. Ohne Billy lebte er in

Augenblicken wie diesen nur unvollständig. Ohne Billy würde er nur die Hälfte der Erregung, der ungeheuren Befriedigung empfinden.

Auf dem Weg zum Fahrstuhl dachte Bollinger an Billy; dachte vor allem an die ersten Nächte ihres Kennenlernens.

Sie waren sich an einem Freitagabend zum ersten Mal begegnet und hatten neun Stunden in einem privaten Nachtclub in der Vierundvierzigsten Straße verbracht. Der Morgen graute schon, als sie das Lokal verließen, und sie waren beide gleichermaßen überrascht, wie schnell die Zeit verflogen war. Die Bar war ein beliebter Treffpunkt für städtische Polizeibeamte und ständig gut gefüllt. Doch Bollinger war es so vorgekommen, als seien er und Billy die einzigen dort gewesen, als hätte es auf der Welt nur sie beide und ihre Sitzecke gegeben. Von Anfang an hatten sie keinerlei Probleme miteinander. Bollinger kam es so vor, als hätte er einen Zwillingsbruder getroffen, als besäßen sie beide diese mythische Verbundenheit, die Zwillinge auch über den tagtäglichen Kontakt hinaus auszeichnet. Sie unterhielten sich gleichermaßen eifrig und erregt, und ihre Unterhaltung war frei von Witzchen, Smalltalk und dem üblichen Thekengeschwätz. Es waren ehrliche, aufrichtige Gespräche; ein Austausch von Ideen, Vorstellungen und Ansichten, wie Bollinger es nie zuvor mit jemandem erlebt hatte. Keine Tabus: Politik, Religion, Poesie, Sex, Selbsteinschätzung. Sie stießen auf Übereinstimmung in überraschend vielen Punkten. Nach den neun Stunden kannten beide einander besser, als sie jemals einen anderen Menschen kennengelernt hatten.

Am nächsten Abend trafen sie sich wieder in der Bar, unterhielten sich, tranken, gabelten eine attraktive Nutte auf und verzogen sich mit ihr in Billys Wohnung. Sie gin-

gen zu dritt miteinander ins Bett, vermieden aber einen bisexuellen Kontakt. Sie vergnügten sich einzeln oder gemeinsam in vielen Variationen mit ihr, wobei es zu keinerlei Berührung zwischen den beiden Männern kam. Sie erlebten den Sex in dieser Nacht dynamischer, heiterer, wilder, manischer, befriedigender, als Bollinger es sich je vorgestellt hätte. Billy wirkte rein äußerlich ganz sicher nicht wie ein Potenzprotz, war sogar ziemlich weit davon entfernt. Aber im Bett erwies er sich als unersättlich. Er hielt seinen Höhepunkt über Stunden zurück, denn er wußte, daß, je länger er sich zügelte, der Orgasmus um so gewaltiger werden würde. Als Sinnenmensch lehnte er eine sofortige Befriedigung zugunsten einer Reihe von unterschiedlichen Genüssen ab. Bollinger begriff in dem Moment, in dem er ins Bett stieg, daß er hier einem Test unterzogen wurde. Daß er bepunktet wurde. Billy beobachtete ihn permanent. Nur mühsam konnte Bollinger dem Tempo des Älteren folgen, aber es gelang ihm. Die Nutte war am Ende völlig ausgelaugt und beklagte sich, noch nie soviel Leistung für ihr Geld gebracht zu haben.

Bollinger konnte sich noch heute lebhaft die Stellung ins Gedächtnis zurückrufen, in der er endlich zum Höhepunkt gekommen war. Und er war immer noch der Ansicht, daß Billy ihn damals in den Orgasmus hineinmanövriert hatte. Die Frau hockte auf Händen und Knien in der Mitte des Bettes. Billy kniete vor ihr, seinen Schwanz in ihrer Mundhöhle. Bollinger war hinter ihr und pumpte in sie hinein. Über den Rücken der Frau sahen die beiden sich an. Später wurde Bollinger klar, daß Billy es genau so gewollt hatte; daß Bollinger genau in dem Moment kommen sollte, in dem sie beide sich ansahen. Er sah erst sich selbst, wie er rhythmisch und immer schneller werdend in die Frau hineinstieß. Einmal blickte

er auf und entdeckte, daß Billy ihn ansah. Daß er ihn anstarrte. Mit weitem, elektrisiertem Blick anstarrte. Mit Augen, als wäre der andere irgendwie besessen. Obwohl ihn dieser Blick im ersten Moment erschreckte, starre Bollinger mit derselben Intensität zurück. Und tauchte damit in eine Halluzination ein. Er sah sich, wie er aus seinem Körper aufstieg und auf Billy zutrieb. Während er trieb, war er sich der Anwesenheit der Frau nicht mehr bewußt. Es gab nur noch den anderen und ihn. Er schrumpfte zusammen, bis er so klein war, daß er in den Augen seines Gegenübers verschwinden konnte. Auch wenn er wußte, daß es sich hierbei nur um eine Illusion handelte, erlebte er das Zusammentreffen dennoch mit ungeheurer Lebendigkeit. Er hätte danach schwören können, tatsächlich in Billys Augen eingetaucht und dahinter versunken zu sein...

Sein Höhepunkt war weit mehr als nur eine körperliche Reaktion. Er verband ihn auf physischer Ebene mit der Frau, gleichzeitig jedoch auf einer viel höheren Ebene mit Billy. Er spritzte tief und viel in ihre Vagina, und im selben Moment ergoß sich Billy in ihren Mund. Im Nachhall seines gewaltigen Orgasmus hatte Bollinger den eigenartigen Eindruck, daß Billy und er im Leib der Nutte gewachsen wären; daß sie sich so vergrößert und verlängert hätten, bis sie sich in ihrem Zentrum berührten. Vor seinem geistigen Auge sah er, wie sich ihre Eicheln berührten und sie sich gegenseitig in ihre Penisse entluden. Dieses Bild war von einer enormen Urgehalt, dabei aber erstaunlich asexuell. Nichts Homosexuelles verband Bollinger und Billy. Bollinger war noch nie schwul gewesen, daran hatte er nicht den geringsten Zweifel. Der imaginäre Akt zwischen ihnen hatte vielmehr Ähnlichkeit mit einem Ritual nordamerikanischer Indianerstämme, in dem eine Blutsbrüderschaft besiegt wurde. Die Indianer schnit-

ten sich die Handflächen auf und preßten die Schnittstellen aneinander, weil sie glaubten, daß so das Blut des einen in den Körper des anderen floß und sie damit für immer und ewig ein Teil voneinander seien. Bollingers bizarre Vision war tatsächlich so etwas wie das indianische Ritual der Blutsbrüderschaft gewesen; wie ein Eid, ein unzerreißbares, heiliges Band. Und er wußte, daß eine Metamorphose stattgefunden hatte. Von nun an waren sie nicht mehr zwei Wesen, sondern eines. Jetzt im Bowerton-Gebäude fühlte er sich unvollständig ohne Billy. Er betrat den Fahrstuhl und schaltete ihn ein.

Connie kletterte aus dem Fenster und stieg auf das Sims hinaus.

Graham band rasch das Ende der Dreißig-Meter-Leine an ihren Harnisch.

»Alles bereit?« fragte sie.

»Noch nicht ganz.«

Seine Hände fühlten sich bereits so an, als stünden sie kurz vor dem Erfrieren. In den Fingerspitzen war kein Gefühl mehr, und die Knöchel schmerzten wie bei Arthritis.

Graham verknotete die Karabinerhaken an den beiden Enden eines der anderthalb Meter langen Seilstücke, die er abgeschnitten hatte. Er verband die Haken mit einem Metallring an Connies Harnisch. Die Seilschlinge hing bis zu ihren Knien durch.

Graham klinkte den Hammer an ihrem Hüftgürtel ein.

»Wozu ist das gut?« fragte sie.

»Der nächste Mauervorsprung liegt fünf Stockwerke weiter unten. Er sieht so aus, als wäre er nur halb so breit wie dieser hier. Ich lasse dich auf die gleiche Weise hinab wie eben. Ich selbst bin hier am Fensterpfosten gesichert.« Er zog an seiner eigenen anderthalb Meter langen Sicher-

heitsleine. »Leider haben wir nicht die Zeit, eine fünfundzwanzig Meter lange Sicherheitsleine für dich anzubringen. Du mußt an einem einfachen Seil nach unten.« Sie nickte düster.

»Sobald du das Sims dort erreicht hast«, fuhr Graham fort, »hältst du nach einer schmalen, waagerechten Fuge zwischen den Granitblöcken Ausschau. Je schmäler sie ist, desto besser. Aber vergeude keine Zeit damit, dir alle möglichen Ritzen anzusehen. Hast du eine geeignete Fuge gefunden, nimmst du den Hammer und schlägst einen Felshaken in die Ritze.«

»Dieses kurze Seil hier vor meinem Bauch — ist das etwa bei meinem Abstieg die Sicherheitsleine?«

»Ja. Löse unten ein Ende von deinem Harnisch und laß den Karabinerhaken in die Öse des Felshakens einschnappen. Und vergiß nicht, den Schnappverschluß mit dem Mantel zu sichern.«

»Mantel?« fragte sie verdutzt.

Graham zeigte ihr, was er meinte. »Sobald du diese Hülse verschraubt hast, löst du dich vom Hauptseil, damit ich es heraufziehen und selbst daran hinuntersteigen kann.« Sie reichte ihm seine Handschuhe.

Er streifte sie rasch über die eisigen Hände. »Noch ein Punkt: Ich lasse diesmal das Seil etwas schneller runter als vorhin. Das ist kein Grund zur Besorgnis. Halt dich nur am Seil fest und achte auf den Mauervorsprung unter dir.«

»Okay.«

»Noch irgendwelche Fragen?«

»Nein.«

Sie setzte sich auf den Simsrand und ließ die Beine über dem Abgrund baumeln.

Er hob das Seil und machte ein paar Fingerübungen, um sicherzugehen, daß er die Leine gut im Griff haben wür-

de. Die erste Wärme strömte schon in seine Finger. Er spreizte die Beine, atmete tief durch und sagte laut: »Los!«

Connie glitt über den Rand der Tiefe entgegen. Stechender Schmerz breitete sich in seinen Armen und Schultern aus, als er von einem Moment auf den anderen Connies ganzes Gewicht zu spüren bekam. Er biß die Zähne zusammen und gab so rasch Seil, wie das seiner Ansicht nach gerade noch zu verantworten war.

Im achtunddreißigsten Stock hatte Bollinger im ersten Augenblick einige Mühe zu entscheiden, welches Büro direkt unter dem von Harris lag. Schließlich stand er vor zwei Möglichkeiten: Entweder *Boswell Patent Brokerage* oder *Dentonwick Mail Order Saks*.

Wie nicht anders zu erwarten, waren die Zugänge zu beiden Firmen versperrt.

Er verschoß drei Kugeln in das Schloß der Tür zu *Dentonwick*, stieß die Tür auf, feuerte zweimal in die Dunkelheit, sprang hinein, duckte sich, suchte nach dem Lichtschalter und fand ihn.

Das erste der drei Zimmer war leer. Vorsichtig näherte er sich den beiden folgenden.

Das Seil erschlaffte.

Connie hatte das Sims fünf Etagen tiefer erreicht.

Graham ließ das Seil dennoch nicht los und war darauf vorbereitet, sie halten zu müssen, falls sie ausglitt und vom Mauervorsprung stürzte, bevor sie den Felshaken angebracht hatte.

Er hörte wie aus weiter Ferne zwei Schüsse.

Aber schon der Umstand, daß er sie bei diesem Wind überhaupt hören konnte, bedeutete wohl, daß sie ganz in der Nähe abgefeuert worden waren.

Doch auf was schoß Bollinger?

Das Büro hinter Graham blieb dunkel. Dann erschienen Lichter hinter den Fenstern des Nachbarbüros.

Bollinger war verdammt nahe gekommen.

Ob es hier passiert? fragte sich Graham.

Rascher, als er erwartet hatte, wurde zweimal fest am Hauptseil gezogen.

Er zog das Seil ein und hoffte, daß ihm noch eine Minute bliebe, bis Bollinger das richtige Büro entdeckte und damit ihn.

Wenn er das Sims dort fünf Stockwerke tiefer erreichen wollte, bevor Bollinger eine Chance hatte, auf ihn zu schießen, mußte er sich jetzt wesentlich rascher abseilen als vorhin.

Wieder hing das Seil vor den Fensterreihen. Er mußte darauf achten, nicht zu fest mit den Füßen auf sie zu stoßen. Weil er sich diesmal mit jedem Schwung weiter hinablassen mußte als vorhin, dabei aber weniger Zeit hatte, seine Abstoßmanöver vorauszuberechnen, erwies sich hier das Glas als besondere Gefahr. Beim gemächlicheren, vorsichtigeren Abseilen vorhin hatte er die Scheiben berücksichtigen können.

Dieser Umstand erweckte die alten Ängste in ihm zu neuem Leben. Vielleicht war es in dieser Situation ein Glück, daß er sich so sehr beeilen mußte. Wenn er Zeit zum Nachdenken gehabt hätte, so hätte ihn die Furcht bestimmt gelähmt.

Harris und die Frau hielten sich nicht im Büro von *Dentonwick Mail Order Sales* auf.

Bollinger eilte auf den Korridor zurück. Er feuerte zwei Schüsse in die Tür von *Boswell Patent Brokerage*.

**B**oswell besaß ebenfalls drei Räume. Alle waren beschämend kärglich eingerichtet, und so konnte Bollinger auf den ersten Blick erkennen, daß sich hier niemand befand ...

Aber da war ja auch ein zerbrochenes Fenster. Bollinger beugte sich hinaus und blickte das Sims entlang. Vergeblich.

Widerwillig trat er die Glasscherben beiseite und kletterte auf die Fensterbank.

Der Sturmwind stürzte sich sofort auf sein neues Opfer, schlug auf ihn ein, ließ seine Haare fliegen, schaufelte Schneeflocken in sein Gesicht, unter sein Hemd, in seinen Kragen und in seine Ärmel. Überall schmolzen die kalten Flocken auf Bollingers Haut. Er fröstelte und bedauerte sehr, vor einiger Zeit den schweren Mantel abgelegt zu haben.

Er legte sich auf den Bauch. Der Stein war so kalt, daß er das Gefühl hatte, er läge mit blanker Brust auf einem Eisblock.

Bollinger spähte über den Rand. Harris war nur wenige Meter unter ihm, hielt sich an einem dünnen Seil fest und stieß sich gerade von der Wand ab. Er rutschte dabei ein Stück weiter nach unten, schwang zur Wand zurück und stieß sich dort erneut ab.

Bollinger streckte eine Hand nach dem Felshaken aus. Er war so kalt, daß seine Finger fast augenblicklich daran festfroren. Bollinger versuchte mit aller Kraft, den Haken herauszuziehen. Aber er saß zu fest in der Fuge.

Trotz des matten Lichtes erkannte Bollinger, daß eine Art

Schnappverschluß an dem Haken angebracht war. Er fummelte daran herum, wollte ihn öffnen, begriff den Mechanismus aber nicht.

Obwohl er sich direkt über Harris befand, wußte Bollinger, daß es vergeblich wäre, einen Schuß auf ihn abzufeuern. Die Kälte und der Wind trieben ihm Tränen in die Augen, wodurch sich die ohnehin miserable Sicht noch verschlechterte. Und der Mann bewegte sich zu rasch und zu ruckartig, um ein gutes Ziel abzugeben. Also legte Bollinger die Walther beiseite und holte das Klappmesser aus der Hosentasche. Er ließ die Klinge herauspringen. Mit dieser Waffe und ihrer rasiermesserscharfen Klinge hatte er eine ganze Reihe von Frauen ermordet. Und nun, sofern es ihm gelang, das Seil zu durchtrennen, bevor Harris das Sims erreichte, konnte die Klinge ihr erstes männliches Opfer verbuchen. Bollinger begann, an der Seilschlinge zu sägen, die an dem Karabinerhaken hing.

Eine neue, mächtige Bö wehte heran, fuhr rund um das Gebäude und schlug wie mit einer Keule auf Bollingers Gesicht ein.

Er atmete durch den Mund. Die Luft war so kalt, daß sein Hals schmerzte.

Graham, der Bollinger noch nicht bemerkt hatte, stieß sich ein weiteres Mal vom Gebäude ab. Schwang in die Luft, schwang wieder zurück und war diesmal gut zwei Meter weiter nach unten gekommen. Er holte kurz Luft und stieß sich erneut ab.

Der Karabinerhaken ruckte am Felshaken hin und her und machte es Bollinger schwer, die Klinge an der Schnittstelle zu halten.

Harris kam rasch voran, näherte sich flott dem Sims, auf dem Connie wartete. Nur noch ein paar Sekunden, und er würde bei ihr sein.

Harris hatte sich noch weitere drei Male abgestoßen, als Bollingers Messer die letzten Nylonfasern durchtrennte. Das Seil rutschte aus dem Schnappverschluß.

Graham schwang gerade wieder zur Fassade zurück und streckte die Füße vor sich aus. Er visierte eine schmale Fensterbank als vorübergehenden Haltepunkt an, als er spürte, wie das Seil schlaff wurde.

Er wußte sofort, was geschehen war.

Seine Gedanken überschlugen sich. Noch bevor das Seil auf ihn fiel, bevor seine Schwungkraft nachgelassen hatte und noch bevor seine Füße das Fensterbrett berührten, blitzte in ihm eine Eingebung auf.

Das Fensterbrett war gerade fünf Zentimeter breit. Höchstens die Stiefelspitzen würden darauf Halt finden. Graham nutzte deshalb seine Schwungkraft, um mit den schweren Stiefeln gegen die Fensterscheibe zu krachen. Er riß kurz vor dem Fensterbrett Füße und Beine hoch und nahm alle Kraft zusammen. Dann prallte er mit der Schulter gegen die Scheibe, während seine Stiefelspitzen auf dem Brett landeten. Glas splitterte.

Er hatte gehofft, mit der Seite durch das Glas zu fahren und dann den Mittelposten fassen zu können. Wäre ihm das nämlich gelungen, hätte er sich dort lange genug festhalten können, um das Fenster zu öffnen und ins Innere zu gelangen.

Doch als das Glas brach, verlor er den Halt auf dem Fensterbrett. Die Stiefelspitzen rutschten an der vereisten, fünf Zentimeter breiten Fläche ab und versanken in der Leere unter ihm. Verzweifelt griff er an das Fenster. Seine Knie prallten an das Fensterbrett. Der Stein riß seine Hose auf und scheuerte an seiner Haut. Die Knie glitten genauso hilflos an der Eisfläche ab wie zuvor schon die Füße.

Er krallte sich mit den Händen an das Fensterbrett, als er weit genug hinabgerutscht war. Er konzentrierte alle Kraft auf die Finger. Sie waren alles, was ihn vor dem Aufprall in der Tiefe bewahrte. Die Füße traten gegen die Wand und versuchten, einen Mauerspalt zu finden, obwohl dort keiner zu vermuten war. Der Vorsprung, auf dem Connie stand, war kaum fünf Meter von der Fensterbank entfernt, an die er sich klammerte. Und von den Stiefelsohlen waren es nur noch zweieinhalb Meter, die ihm jedoch in diesem Moment wie ein ganzer Kilometer vorkamen.

Während er sich vorstellte, wie er nach dem langen Fall auf die Lexington Avenue krachen würde, betete er zu Gott, daß sich seine Vision von der Kugel im Rücken bewahrheiten möge.

Seine Handschuhe waren zu dick, um ihn in dieser Stellung lange halten zu können. Er spürte, wie die Fingerspitzen langsam von dem eisbedeckten Stein abglitten. Graham ließ sich auf das Sims fallen. Er kam mit den Füßen auf. Schrie vor Schmerz. Kippte nach hinten. Connie rief etwas.

Ein Fuß trat ins Leere. Er spürte, wie der Tod nach ihm griff. Er kreischte. Ruderte mit den Armen durch die Luft.

Connie hatte sich an die Wand angeseilt und ließ es jetzt darauf ankommen, ob sie den Haken fest genug zwischen die Granitblöcke eingeschlagen hatte. Sie sprang zu Graham, packte ihn vom am Parka, riß an ihm und versuchte, ihn zur Hauswand zu ziehen.

Für zwei oder drei Sekunden, die ihnen jedoch wie eine Ewigkeit vorkamen, schwankten sie am Rand des Mauer-vorsprungs.

Der Wind schob sie unerbittlich der Straße zu.

Doch endlich erwies Connie sich als hartnäckig genug,

Graham vor einem weiteren Kippen zu bewahren. Er konnte den freien Fuß auf das Sims stellen. Beide erlangten das Gleichgewicht wieder. Er warf die Arme um sie, und sie bewegten sich vorsichtig zur Wand, zur Sicherheit, fort von der Betonschlucht.

Vermutlich hat er das Seil durchgeschnitten«, sagte Connie. »Aber jetzt ist von ihm dort oben nichts mehr zu sehen.«

»Er ist wahrscheinlich schon auf dem Weg zu uns.«

»Er wird bei der nächstbesten Gelegenheit wieder das Seil durchschneiden.«

»Darauf kannst du wetten. Also müssen wir schneller sein.«

Graham lag ausgestreckt auf dem einen Meter breiten Sims parallel zur Wand.

Sein lahmes Bein war von der Hüfte bis hinab in die Zehenspitzen von einem bohrenden Schmerz erfüllt. Wenn er daran dachte, wie viele Meter des Abstiegs noch vor ihm lagen, bevor er die Straße erreicht hatte, war er sicher, daß sein Bein an irgendeinem, wahrscheinlich sogar lebenswichtigen Punkt versagen würde.

Er nahm einen Felshaken von dem Gürtel am Harnisch und hielt Connie eine Hand entgegen. »Hammer«, sagte er nur. Sie reichte ihn ihm.

Er verschob seinen Körper, bis er auf der Seite lag und den Kopf und einen Arm über den Rand halten konnte. Tief unter ihm fuhr ein Krankenwagen mit blitzenden Signallichtern über die Lexington Avenue. Selbst vom dreifunddreißigsten Stockwerk war die Straße noch nicht gut zu erkennen. Die sich drehenden Lichter auf dem Wagedach machten es ihm zusätzlich schwer, die Konturen des Gefährts zu erkennen. Der Krankenwagen war nun auf gleicher Höhe mit dem Bowerton-Gebäude und verschwand dann in der dunklen Schneenacht.

Graham fand eine Mörtelfuge, ohne vorher die Handschuhe ausziehen zu müssen, und begann damit, den Haken dort hineinzutreiben.

Plötzlich bemerkte er aus dem Augenwinkel zwei Etagen tiefer eine Bewegung. Ein Fenster öffnete sich nach innen. Der eine Flügel eines Doppelfensters. Doch niemand blickte nach draußen.

Graham tat so, als hätte er nichts bemerkt, wenngleich ihn neuerliche Kälteschauer durchzogen. Er fuhr fort, den Haken in den Mörtel zu schlagen. Dann rutschte er vom Rand zurück und erhob sich. »Wir können dort nicht hinunter«, erklärte er Connie.

Sie sah ihn verblüfft an. »Und warum nicht?«

»Bollinger ist nicht weit.«

»Wie meinst du das?«

»Er hat ein Fenster geöffnet und wartet dort auf uns. Er schießt auf uns, wenn wir dort vorbeikommen.«

Ihre Augen waren groß, als sie fragte: »Aber warum ist er denn nicht hierhergekommen, um uns zu erledigen?«

»Vielleicht hat er sich gesagt, daß wir schon wieder auf dem Weg nach unten wären, sobald er hier einträfe. Vielleicht fürchtete er auch, wir würden uns auf dem Sims davonmachen, sobald er hereinkäme.«

»Was jetzt?«

»Ich denke noch darüber nach.«

»Ich habe große Angst.«

»Versuch, Ruhe zu bewahren.«

»Es geht nicht.«

Ihre Brauen waren eisverkrustet, genauso wie der Pelzbesatz an ihrer Kapuze. Der Wind heulte unaufhörlich.

»Wir befinden uns auf einem Eckhaus«, erklärte er.

»Was willst du damit sagen?«

»Das Bowerton stößt also nicht nur auf die Lexington Avenue, sondern auch auf eine andere Straße.«

»Und?«

»Wir gehen das Sims entlang«, erklärte er in neu erwachtem Eifer. »Verschwinden um die nächste Ecke.«

»Du meinst, wir klettern dann dort die Fassade hinunter?  
Auf der anderen Straße?«

»Genau das meine ich. Die Wand dort ist sicher nicht schwieriger als die hier.«

»Und Bollinger kann nur die Lexington Avenue überblicken, solange er sich da an seinem Fenster aufhält«, fuhr sie fort und hatte sich von seinem Eifer anstecken lassen. »Eine geniale Idee.«

»Also, worauf warten wir noch? Da, wo Bollinger jetzt steht, wird er sicher ein paar Minuten bleiben und auf uns warten. Wenn er dann darauf kommt, daß wir ihm ein Schnippchen geschlagen haben, sucht er bestimmt erst einmal diese Etage hier ab.«

»Nicht zu vergessen die Treppenhäuser.«

»Und die Fahrstuhlschächte. Wenn wir nur ein bißchen Glück haben, sind wir schon auf dem halben Weg nach unten, bevor er uns wiedergefunden hat.«

»Okay«, sagte sie, »fangen wir an!« Sie löste ihre Sicherheitsleine vom Fensterpfosten.

Frank Bollinger wartete hinter dem geöffneten Fenster im einunddreißigsten Stockwerk. Offensichtlich bedurfte es einiger Vorbereitungen, das Seil bereitzumachen, bevor sie es mit dem Haken verbinden konnten, den Harris eben in die Wand geschlagen hatte. Bollinger freute sich schon darauf, die Frau vom Seil zu schießen, wenn sie an ihm vorbeikam. Das Bild erregte ihn, wie sie vom Aufprall zusammenzuckte, wie ihre Hände die Leine nicht mehr halten konnten, wie sie mit den Armen ruderte und dabei immer weiter nach hinten kippte, wie sie endlich kopfüber nach unten fiel. Es würde ihm großen Spaß machen, sie wegzupusten. Sobald er die Frau abgeknallt hatte, würde Harris betäubt und zum Denken unfähig sein. Sein Verstand würde aussetzen, er würde keinen Widerstand mehr leisten. Dann konnte Bollinger ihn doch noch nach seinen Vorstellungen jagen. Oh, er würde auch seinen Spaß mit Harris haben. Wenn es ihm gelang, ihn dort zu töten, wo es ihm am geeignetsten erschien, konnte er vielleicht doch den Plan noch retten, den Billy und er am Nachmittag geschmiedet hatten.

Während er darauf wartete, daß seine Opfer sich zeigten, dachte er an die zweite Nacht zurück, die er mit Billy verbracht hatte...

Nachdem die Nutte die Wohnung verlassen hatte, begaben die beiden sich in die Küche und nahmen eine tüchtige Mahlzeit zu sich. Sie verspeisten zusammen zwei große Salate, vier ordentliche Steaks, vier enorme Scheiben Speck, sechs Eier, acht Scheiben Toast und tranken

ein bedeutendes Quantum Scotch. Sie machten sich genauso hemmungslos über die Mahlzeit her, wie sie zuvor die Frau genommen hatten. Auch ihr Appetit war der von Übermenschen.

Gegen Mitternacht erzählte Bollinger von den Jahren, in denen er bei seiner Großmutter gelebt hatte ... Selbst in diesem Moment konnte er sich noch an den genauen Wortlaut der Unterhaltung erinnern. Bollinger war mit einem fotografischen Gedächtnis gesegnet. Dieses Talent hatte er viele Jahre lang durch das Auswendiglernen schwieriger Gedichte zur Vollendung gebracht.

»Sie nannte dich also Dwight. Der Name gefällt mir.«

»Warum sprichst du so?«

»Meinst du den Südstaaten-Akzent? Nun, ich wurde im Süden geboren. Ich habe bis zum zwanzigsten Lebensjahr nur mit diesem Akzent gesprochen. Danach mochte ich ihn nicht mehr und habe einiges dafür getan, um ihn loszuwerden. Habe sogar Sprachunterricht genommen. Aber wenn mir danach ist, verfalle ich wieder in diesen Akzent. Im Grunde genommen habe ich diese schleppende Sprechweise.«

»Der Akzent ist doch auch wirklich sympathisch. Warum wolltest du ihn eigentlich loswerden?«

»Du weißt doch, daß man hier im Norden mit dem Dialekt nicht für voll genommen wird. Man wird für einen Hinterwäldler gehalten. Für einen, dessen Horizont gerade bis zur Kirchturmspitze seines Dorfes reicht. Sag mal, du hast doch nichts dagegen, wenn ich dich Dwight nenne, oder?«

»Natürlich nicht, wenn es dir Spaß macht.«

»Ich stehe dir näher als jeder andere seit deiner Kindheit, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt ganz genau.«

»Also sollte auch ich dich Dwight nennen wie deine Großmutter. Ich glaube sogar, ich stehe dir noch näher als sie.«

»Ich denke schon.«

»Auf der anderen Seite kennst du mich viel, viel besser als jeder andere.«

»Das Gefühl habe ich auch.«

»Dann sollten wir uns mit besonderen Namen anreden.«

»Gut, du nennst mich Dwight. Das gefällt mir.«

»Und du, du nennst mich ... Billy.«

»Billy?«

»Von Billy James Plover.«

»Wie kommst du denn auf den Namen?«

»Es ist mein Taufname.«

»Dann hast du also deinen Namen geändert?«

»Ja, genauso wie den Akzent.«

»Und wann war das?«

»Ist schon einige Jahre her.«

»Und was war der Grund für die Namensänderung?«

»Ich habe ein College im Norden besucht. Kam dort nicht so gut voran, wie ich es erwartet hatte. Die Noten waren schlechter, als ich es verdient hätte. Mußte die Anstalt schließlich verlassen.

Und dann habe ich herausgefunden, warum ich dort gescheitert bin. Damals haben die eitlen und vornehmen Professoren niemandem mit einem Dialekt und einem Hinterwäldlernamen wie Billy James Plover eine Chance gegeben.«

»Übertreibst du da nicht etwas?«

»Woher willst du denn wissen, wie es damals war? Woher solltest du auch wissen, was es damals hieß, als Südstaatler nach Neuengland zu kommen! Du hast immer deinen hübschen angelsächsischen, protestantischen Neuengland-Namen getragen. Frank Dwight Bollinger. Das hört sich doch nach etwas an, zumindest in dieser Gegend. Mensch, du hast ja keine Ahnung, wie es einem Südstaatler hier ergeht.«

»Vermutlich kann ich es mir wirklich nur schwer vorstellen.

Aber ich glaube dir.«

»Zu jener Zeit hatten sich alle Neuengland-Intellektuellen und

*die, die sich dafür hielten — und das waren die Allerschlimmsten —, gegen den Süden, gegen die Südstaatler zusammengetan, sich gegen uns verschworen. Diese Einstellung ist in Ansätzen auch heute noch anzutreffen, wenn auch nicht mehr ganz so bösartig und brutal. Damals blieb einem Südstaatler nichts anderes übrig, als sich einen angelsächsischen Namen zuzulegen, wenn er eine Universität im Norden besuchen oder sich auch nur im Norden niederlassen wollte. Ein durch und durch jüdischer Name wäre auch noch gegangen. Also Frank Bollinger oder Sol Cohen. Beide Namen waren dazu geeignet, von den anderen voll akzeptiert zu werden. Das genaue Gegenteil war aber der Fall bei einem Namen wie Billy James Plover.«*

»Also hast du aufgehört, Billy zu sein.«

»So rasch, wie mir das nur möglich war.«

»Und erging es dir von da an besser?«

»Vom ersten Tag an.«

»Warum willst du dann, daß ich dich Billy nenne?«

»Weil der Name an sich doch nicht falsch ist. Es waren doch nur die Menschen hier im Norden, die mit Vorurteilen auf einen solchen Namen reagiert haben.«

»Billy.. .«

»Oder findest du nicht, daß wir uns besondere Namen geben sollten?«

»Wenn du es gerne möchtest.«

»Sind wir denn nicht etwas Besonderes, Frank?«

»Ich glaube schon.«

»Unterscheiden wir uns nicht von den anderen?«

»Doch, ziemlich sogar.«

»Also sollten wir auch andere Namen für einander benutzen als die, mit denen wir sonst gerufen werden.«

»Vermutlich hast du recht.«

»Wir sind Übermenschen, Frank!«

»Wie meinst du das?«

»Ich meine Übermenschen im Sinne von Nietzsche.«

»Wer?«

»Nietzsche. Kennst du sein Werk?«

»Nicht unbedingt.«

»Ich gebe dir ein Buch von ihm.«

»Fein.«

»Da man Nietzsche wieder und wieder lesen sollte, werde ich dir das Buch schenken.«

»Danke. ... Billy.«

»Keine Ursache, Dwight.«

Bollinger warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Null Uhr dreißig.

Weder Harris noch die Frau hatten sich gezeigt.

Er wollte nicht länger warten. Er hatte in dieser Nacht schon zuviel Zeit vergeudet. Er machte sich wieder auf, nach ihnen zu suchen.

Connie hämmerte einen Haken in eine waagerechte Mörtelnaht. Sie verband die Sicherheitsleine mittels eines Karabinerhakens mit der Öse und befreite sich dann vom Hauptseil.

Kaum war das Hauptseil losgemacht, da zog Graham es schon nach oben.

Der Abstieg an dieser Fassade erwies sich als einfacher als der Abstieg über die Frontseite zur Lexington Avenue. Zwar waren nicht mehr Vorsprünge oder andere Haltepunkte vorhanden als an der Stirnseite, aber der Wind blies hier wesentlich schwächer. Die Schneeflocken trafen das Gesicht nicht mehr mit der Wucht von Schrotkugeln, und die kalte Luft drang nicht mehr wie ein Raubtier durch die Kleidung.

Connie war zehn Stockwerke hinuntergestiegen. Graham, wie immer hinter ihr, war erst fünf Etagen weit gekommen. Ob Bollinger immer noch am Fenster wartete? Graham hatte Connie zu dem Sims im achtundzwanzigsten Stock hinabgelassen und war dann hinterhergekommen. Darunter gab es nur noch einen einzigen Mauervorsprung, der sich hundertzehn Meter tiefer im sechsten Stock befand. Aber in der dreiundzwanzigsten Etage war ein Zierstreifen von einem knappen halben Meter Länge angebracht, wie er für Art-deco-Bauten typisch war; ein steinernes Fries mit verschlungenen, stilisierten Weintrauben. Dies sollte ihre nächste Etappe sein. Graham ließ Connie hinab, und dort angekommen, stellte sie fest, daß der Streifen breit und stark genug war, sie zu halten. Graham machte sich oben bereit. In einer Minute

würde er, bestärkt durch sein wiedererwachtes Selbstvertrauen, bei ihr sein.

Connie konnte sich keine rechte Vorstellung machen, wie es von dem Fries aus weitergehen sollte. Bis zu dem Mauervorsprung im sechsten Stock war es ein extrem weißer Weg. Fünfundachtzig, vielleicht sogar neunzig Meter trennten sie von der sechsten Etage. Aber ihre Seile waren nur bis zu dreißig Metern lang. Und zwischen dem Fries und dem Sims im sechsten Stock war nichts als glatte Wand mit viel zu schmalen Fensterbrettern.

Graham hatte ihr zwar versichert, daß auf dem Fries ihr Abstieg noch lange nicht zu Ende sein müßte. Aber Connie hatte ihre Zweifel.

Über ihr ließ Graham sich durch den fallenden Schnee hinab. Der Anblick faszinierte sie. Graham schien die Leine im Abseilen zu erschaffen. Sie wuchs geradezu aus seiner Hand. Er erinnerte Connie an eine Spinne, die an ihrem Seidenfaden schwang und von einer Seite zur anderen flog, um ihr wunderschönes Netz zu weben. Nach nur wenigen Augenblicken stand er neben ihr. Sie reichte ihm den Hammer.

Graham schlug zwei Haken in die Wand unter den Fenstern, trieb sie aber nicht in dieselbe Fuge ein. Er atmete schwer. Dunstwolken drangen aus seinem Mund.

»Ist mit dir alles in Ordnung?« fragte sie besorgt.

»Bis jetzt schon.«

Ohne den Schutz einer Sicherheitsleine bewegte er sich mit dem Rücken zur Straße auf dem Fries entlang und preßte dabei die Hände an die Wand. Auf dieser Seite des Gebäudes hatte der Wind auf Fensterbänken und an sonstigen Vorsprüngen kleine Schneeverwehungen geschaffen. Grahams Fuß versank bei jedem Schritt fünf oder sechs Zentimeter tief im Schnee, und manchmal berührte seine Sohle eine Eisschicht.

Connie wollte ihn fragen, was er da eigentlich vorhatte und wie weit er sich noch von ihr entfernen wollte. Aber sie befürchtete, daß ihre Worte ihn erschrecken könnten; womöglich würde er sein Gleichgewicht verlieren und ausgleiten.

Als er das Fenster hinter sich gebracht hatte, blieb er stehen und schlug einen weiteren Haken in die Wand, bevor er den Hammer wieder an den Gürtel hängte. Vorsichtig und mit kleinen Schritten kehrte er zu der Stelle zurück, wo er die beiden Haken angebracht hatte. Er klinkte seinen Harnisch in einen der Haken ein.  
»Was hast du denn da gemacht?« wagte Connie nun endlich zu fragen.

»Wir lassen uns ein paar Stockwerke hinab. Wir beide. Gleichzeitig. An zwei Hauptseilen.«

Sie schluckte schwer. »Nein, da mache ich nicht mit.«

»Doch, wir beide. Du und ich.«

Ihr Herz hämmerte wild. »Ich kann es nicht.«

»Doch, du kannst es, und du wirst es tun.«

Sie schüttelte energisch den Kopf.

»Du brauchst dich nicht so abzulassen, wie ich das getan habe.«

»Worauf du dich hundertprozentig verlassen kannst!«

»Ich habe mich am Körper abgeseilt. Du wirst dich im Sitzen abseilen. Das ist sicher und einfacher für dich.«

»Was ist denn der Unterschied zwischen diesen beiden Arten?«

»Das zeige ich dir gleich.«

Graham nahm die Dreißig-Meter-Leine in die Hand, an der er sich vom achtundzwanzigsten Stock herabgelassen hatte. Er zog dreimal daran, dann ein weiteres Mal, jetzt jedoch seitlich versetzt. Fünf Stockwerke über ihm löste sich der Knoten. Das Seil fiel auf ihn zu. Er fing es in der Luft und legte es neben sich auf den Boden.

Er überprüfte das Ende, um festzustellen, ob es beschädigt war. Zufrieden stellte er fest, daß es nur minimal aufgerauht war. Er band eine Schlinge und schob sie durch den Karabinerhaken. Diesen klinkte er in den zweiten Felshaken ein, der sich über dem befand, an dem er seine Sicherheitsleine befestigt hatte.

»Wir können uns doch jetzt nicht bis zur Straße abseilen«, wandte Connie ein.

»Doch, das können wir.«

»Aber dafür sind die Seile nicht lang genug!«

»Wir steigen von Mal zu Mal nur fünf Stockwerke hinab.

Stütz dich auf das Fensterbrett. Dann läßt du das Hauptseil durch die rechte Hand laufen, läßt es los . . .«

»Ich soll mich auf einem fünf Zentimeter breiten Fensterbrett abstützen?«

»Unmöglich ist das nicht. Du darfst nicht vergessen, daß du dich dann ja immer noch mit der Linken am Hauptseil festhältst.«

»Und was macht meine Rechte inzwischen?«

»Die schlägt auf die Fensterscheiben ein, bis sie zerbrechen.«

»Und dann?«

»Als erstes befestigst du deine Sicherheitsleine am Fensterpfosten. Dann bringst du dort einen weiteren Karabinerhaken an. Sobald du das erledigt hast, löst du dich von dem Hauptseil und...«

»Und dann ziehe ich daran«, sagte Connie. »Ich ziehe daran, bis sich oben der Knoten löst. So, wie du das eben getan hast.«

»Ich zeige dir noch, wie das geht.«

»Dann fange ich die herabfallende Leine auf, nicht wahr?«

»Ganz genau.«

»Und verknoten sie am Karabinerhaken, den ich vorher am Fensterpfosten angebracht habe.«

»Richtig.«

Die Kälte kroch ihre Beine hinauf. Sie stampfte mit den Füßen auf. »Und dann löse ich wohl wieder die Sicherheitsleine und lasse mich die nächsten fünf Stockwerke hinab.«

»Wo du dich dann am dortigen Fensterbrett festhältst und die ganze Prozedur wiederholst. Auf diese Weise lassen wir uns bis auf die Straße hinab. Aber niemals mehr als fünf Etagen pro Etappe.«

»So, wie du es sagst, hört es sich ganz simpel an.«

»Du wirst sehen, du kommst schon damit zurecht. Ich zeige dir jetzt, wie man sich im Sitzen runterlässt.«

»Hm, da wäre wohl noch ein Problem.«

»Was denn?«

»Ich habe keine Ahnung, wie man einen Knoten bindet, der später von unten losgezogen werden kann.«

»Das ist nicht schwer. Ich führe es dir vor.« Er löste das Hauptseil vom Karabinerhaken vor ihm. Sie trat nahe an ihn heran und beugte sich über das Seil, das er in den Händen hielt. Der weltberühmte Glanz von den Millionen Lichtern Manhattans wurde in dieser Nacht vom Schneesturm fast zur Gänze verschluckt. Unten auf der Straße spiegelte der Belag das Licht von den Laternen wider. Aber die Beleuchtung durchdrang kaum die halbdunklen Schatten dreiundzwanzig Stockwerke darüber. Doch wenn Connie sich anstrengte und blinzelte, konnte sie in etwa erkennen, was Graham machte. Nach wenigen Minuten hatte sie gelernt, wie man einen Knoten binden mußte, wenn man ihn später von seinem Haken lösen wollte. Sie band ihn mehrere Male, um sich den Vorgang einzuprägen.

Als nächstes band Graham eine Schlinge um ihre Hüften und zwischen ihre Oberschenkel. Er verknüpfte die drei Endpunkte des Seils mit einem weiteren Karabinerha-

ken. »Nun zum sitzenden Abstieg«, sagte sie tapfer, als sie die Hände um das Hauptseil schloß. Sie bemühte sich, nicht unsicher zu klingen und brachte ein mäßiges Lächeln zustande, das er jedoch nicht zu bemerken schien.

Graham nahm einen weiteren Karabinerhaken vom Gürtel und fuhr fort: »Zuerst verbindet man das Hauptseil mit der Sitzschlinge. Und jetzt zeige ich dir, wie man sich hinstellen muß, um mit dem Abstieg anzufangen. Also, paß auf...«

Er wurde von einem dumpfen Knall unterbrochen.

*Wumm!*

Connie sah nach oben.

Aber da war kein Bollinger.

Sie fragte sich schon, ob sie sich vielleicht getäuscht hatte und der Knall nicht von einer Pistole, sondern vom Wind hervorgerufen worden war.

Dann hörte sie es wieder.

*Wumm!*

Kein Zweifel war möglich. Zwei Schüsse. Aus geringer Entfernung. Aus dem Innern des Gebäudes. Irgendwo im dreiundzwanzigsten Stock.

Frank Bollinger stieß die geborstene Tür auf, stürmte in das Büro und schaltete die Beleuchtung ein. Er rannte zwischen den Schreibtischen hindurch, umrundete ein Drehregal und einen Xerox-Kopierer. Endlich erreichte er die Fenster zur Straße.

Als links und rechts von ihnen Licht hinter den Fenstern leuchtete, löste Graham seine Sicherheitsleine vom Haken und bedeutete Connie, dasselbe zu tun.

Es quietschte am Fenster auf der rechten Seite, als Bollinger sich den rostigen Hebel vornahm.

»Mir nach«, sagte Graham.

Er schwitzte wieder. Sein Gesicht war schon von einer

klebrigen Masse überzogen. Unter der Kapuze juckte seine Kopfhaut.

Er wandte sich von Connie und dem Fenster ab, das Bollinger öffnen wollte, und lief vorsichtig nach links in Richtung Lexington Avenue. Ohne den Schutz der Sicherheitsleine lief er über das schmale Fries, statt sich seitlich an der Wand entlangzuschieben. Er hielt die Rechte an der Granitwand; eine Maßnahme, die mehr der Beruhigung als der Sicherheit diente. Er mußte einen Fuß vor den anderen setzen, so, als befände er sich auf einem Hochseil; das Fries war viel zu schmal, als daß er darauf hätte normal gehen können.

Er befand sich nun fünfzehn Meter von der Frontseite zur Lexington Avenue entfernt. Sobald er und Connie um die Ecke gebogen waren, würden Bollingers Kugeln sie nicht mehr treffen können.

Natürlich würde Bollinger dann ein Büro finden, dessen Fenster auf die Lexington Avenue führten. Bestenfalls konnten Graham und Connie durch dieses Manöver ein oder zwei Minuten herausschlagen. Aber in dieser Situation war auch der Gewinn von nur einer Minute jede Anstrengung wert.

Graham wollte einen Blick über die Schulter werfen, um zu sehen, ob Connie keine Schwierigkeiten hatte. Doch er entschied sich dagegen. Er mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf das Fries richten und sich jeden neuen Schritt vorher überlegen.

Bevor er drei Meter zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich Bollinger schreien.

Er zog die Schultern zusammen, denn unweigerlich fiel ihm in diesem Augenblick die Vision wieder ein. Er erwartete jeden Moment die Kugel im Rücken. Zu seinem großen Entsetzen stellte er fest, daß Connie ihm Deckung gab. Er hätte sie vorausschicken sollen, hät-

te sich selbst zwischen sie und die Pistole bringen müssen. Wenn die Kugel sie statt seiner traf, wollte er nicht mehr weiterleben. Doch jetzt war es viel zu spät, Connie vorzulassen. Wenn sie stehenblieben, wären sie ein noch leichteres Ziel für Bollinger.

Ein Schuß peitschte durch die Nacht.

Dann ein zweiter.

Graham und Connie bewegten sich schneller, als es ratsam gewesen wäre; denn sie wußten, daß jeder Fehltritt erbarmungslos mit dem Aufprall auf der Straße bestraft würde. Graham spürte, wie seine Füße mehr über den Schnee glitten als auf ihn traten.

Noch zehn Meter bis zur Ecke.

Siebeneinhalb Meter. ..

Bollinger drückte ein weiteres Mal ab.

Fünf Meter...

Er spürte den vierten Schuß schon, bevor er ihn hörte. Die Kugel riß den linken Ärmel seines Parkas auf und streifte seinen Arm.

Die Kugel brachte ihn zum Straucheln. Er stolperte die nächsten Schritte mehr, als planvoll einen Fuß vor den anderen zu setzen. Die Straße unter ihm begann sich wie ein Strudel zu drehen. Mit der rechten Handfläche suchte er hilflos nach einem Halt an der Wand. Ein Fuß ragte über den Rand des Frieses in der Luft. Er hörte sich schreien, ohne zu verstehen, was er da von sich gab. Beim nächsten Schritt fuhr der Stiefel tief in den Schnee, glitt aber auf einem Eisstück aus. Als er nach einem halben Dutzend Schritten das Gleichgewicht wiedergefunden hatte, konnte er es selbst nicht begreifen, wie er dem Absturz entronnen war.

Zuerst verspürte er keinen Schmerz im getroffenen Arm. Das Körperteil war nur von der Schulter abwärts taub. Er mußte sich mehrmals vergewissern, daß der Arm noch

am Körper war. Für einen kurzen Augenblick fragte er sich, ob er vielleicht eine schwere, gar tödliche Verletzung davongetragen hatte. Doch dann wurde ihm klar, daß die Kugel dann heftiger aufgeprallt wäre und ihn von den Füßen gerissen und in den Abgrund gestürzt hätte. In wenigen Minuten würde die Wunde wie ein Höllenfeuer brennen, aber lebensgefährlich war sie nicht.

Noch vier Meter...

Ihm wurde schwindlig.

Seine Knie waren weich wie Butter.

Vermutlich der Schock, dachte er.

Drei Meter...

Der nächste Schuß. Nicht so laut wie seine Vorgänger. Und auch nicht so erschreckend nah. Fünfzehn Meter vorbei.

An der Ecke angekommen, bewegte er sich Zentimeter für Zentimeter zur Frontseite des Bowerton-Gebäudes. Ein wilder und eisiger Wind fegte durch die Lexington Avenue. Er zog den Kopf zurück und blickte auf den Weg, den er gekommen war. Hinter ihm war das Fries leer. Wo war Connie?

Connie hielt sich einen Meter unter dem Zierfries aus Steinweintrauben am dreiunddreißigsten Stock auf. Sie hing an einem Seil und schaukelte im Wind. Sie wagte nicht, nach unten zu sehen.

Sie reckte die Arme hoch, und ihre Hände packten das Nylonseil. Es machte ihr außerordentliche Mühe, sich festzuhalten. Die Anspannung betäubte ihre Finger, und sie war sich längst nicht mehr sicher, ob ihr Griff noch ausreichte, sie vor einem Absturz zu bewahren. Vor einem Moment hatte sie kurz losgelassen, ohne sich der Folgen bewußt zu sein, und schon war sie einen halben Meter tiefer gerutscht, bevor sie sich vom ersten Schreck erholt hatte und wieder zupacken konnte.

Sie suchte nach Vertiefungen und anderen Stellen, in denen sie ihre Füße abstützen konnte. Aber sie fand nichts. Ihr Blick wanderte immer wieder hinauf zum Rand des Frieses. Sie erwartete jeden Moment, daß Bollingers Gesicht dort auftauchen würde.

Eben noch, als er rechts von ihr das Fenster geöffnet und sich mit der Pistole hinausgebeugt hatte, hatte sie erkennen müssen, daß er sie aus dieser Entfernung nicht verfehlen konnte. Somit konnte sie Graham nicht über den Vorsprung folgen. Bollinger hätte ihr schon nach wenigen Schritten in den Rücken geschossen. Also ergriff sie mit beiden Händen das Hauptseil und versuchte, den Schuß vorauszuahnen. Wenn sie auch nur die geringste Chance zum Entkommen hatte, mußte sie in dem Sekundenbruchteil aktiv werden, in dem Bollinger abdrückte. Überraschenderweise hatte sie Glück. Sie ließ sich genau in

dem Moment in den Abgrund fallen, in dem er feuerte. Bollinger mußte glauben, daß er sie getroffen hatte. Sie betete darum, daß er sie für tot hielt. Wenn er auch nur den geringsten Zweifel hatte, würde er sich über das Fries hinausbeugen, sie entdecken und dann das Seil durchschneiden.

Obwohl ihre eigene Lage alle Konzentration und Aufmerksamkeit von ihr verlangte, machte sie sich Gedanken um Graham. Sie wußte, daß Bollinger ihn nicht vom Fries geschossen hatte; denn dann hätte sie sehen müssen, wie er in die Tiefe stürzte. Er war also immer noch irgendwo da oben; und vielleicht lag er hilflos da, während das Blut aus einer schweren Schußwunde rann. Ob er nun verwundet war oder nicht, ihr Leben hing davon ab, daß er zurückkehrte, sie suchte und sie schließlich fand.

Connie wußte nicht, wie sie sich in dieser Position ablassen mußte. Sie wußte nicht, wie sie sich in dieser Stellung sichern sollte. Sie wußte überhaupt nichts anderes zu tun, als weiterhin so gefährlich am Seil zu hängen. Und sie war sich bewußt, daß sie es in dieser Stellung nicht mehr allzu lange aushalten konnte.

Aber sie wollte noch nicht sterben. Alles in ihr wehrte sich dagegen. Selbst wenn Graham schon tot sein sollte — sie wollte ihm nicht in den Tod folgen. Solcherart Treue war ihr immer schon abartig vorgekommen. Sicher, sie liebte ihn mehr als jeden anderen. Alles in ihr verlangte nach Graham. Auf der anderen Seite hatte sie in den vergangenen Jahren erfahren, wie gut sie mit ihrem Leben zu rechtkam. Sie hatte so viele schöne Seiten und Momente des Lebens kennengelernt, die für sie sehr wichtig waren. Die Freiheit, die Unabhängigkeit, ihr Leben einzurichten, wie sie es wollte. Die Arbeit in ihrem Antiquitätengeschäft. Ein gutes Buch lesen. Einen tollen Film sehen. So

viele kleine Annehmlichkeiten und Momente der Freude. Sicher, solche kleinen Vergnügen im Alltag waren bedeutungslos im Vergleich zur Intensität in der Liebe. Doch Connie sagte sich, wenn ich schon nicht das Allerbeste bekomme, will ich mich eben mit dem Zweitbesten zufriedengeben. Diese Haltung schmälerte natürlich nicht ihre Liebe zu Graham und hatte auch nichts mit ihrer Beziehung zu tun. Ihre Lebenslust hatte sie für Graham so attraktiv gemacht, daß er sich zu ihr hingezogen fühlte, daß sie für ihn die Erfüllung aller Wünsche war. Connie hatte immer schon alles ausprobieren und kennenlernen wollen, so war sie nun einmal. Und eigentlich gab es für sie nur eine Sache, die ihr widerwärtig war: der Tod.

Über ihr bewegte sich jemand in dem Licht, das aus dem offenen Fenster strömte.

Bollinger?

Herr im Himmel, bitte nicht!

Bevor die Verzweiflung in ihr hochsteigen konnte, tauchte Grahams Gesicht aus dem Schatten auf. Er entdeckte sie sogleich und war im ersten Moment fassungslos. Offenbar hatte er erwartet, sie viele Meter tiefer als Leiche auf dem Bürgersteig zu entdecken.

»Hilf mir«, sagte sie mit zusammengepreßten Zähnen.

Jetzt breitete sich ein Grinsen auf seiner Miene aus. Er packte die Leine und holte Connie ein.

Bollinger blieb auf dem Korridor stehen und lud seine Walther nach. Sein Munitionsvorrat war schon reichlich angegriffen.

»Du hast also letzte Nacht das Buch von Nietzsche gelesen. Was hältst du davon?«

»Ich stimme ihm zu.«

»In welchem Punkt?«

»In allen Punkten.«

»Auch bei dem, was er über die Übermenschen sagt?«

»Da stimme ich ganz besonders zu.«

»Warum gerade bei dem Punkt?«

»Weil er damit absolut recht hat. Die Menschheit, wie wir sie kennen, muß einfach eine Zwischenstufe auf der Evolutionsleiter sein. Andernfalls wäre alle Existenz sinnlos.«

»Hast du nicht den Eindruck, daß wir die Art von Menschen sind, die Nietzsche dort anspricht?«

»So sicher wie das Amen in der Kirche sind wir das. Wir sind von der neuen Art. Doch ein Punkt verwirrt mich etwas. Ich habe mich in politischer Hinsicht stets für eher links, für einen Liberalen gehalten.«

»Ja und?«

»Wie kann ich einen liberalen, in vielen Dingen sogar eindeutig linken politischen Standpunkt mit der Vorstellung von einer Übermenschenrasse verbinden?«

»Kein Problem, Dwight. Auch Vollblutlinke glauben an so etwas wie eine überlegene Menschengruppe. Sie mögen das Klassenzwischenstufe nennen oder >Mensch neuen Typs<, aber im Grunde läuft es auf dasselbe hinaus. Und Intellektuelle, die sich für links halten, glauben sogar, daß sie Vertreter eines besseren Menschentyps sind. Sie sind der festen Überzeugung, der Masse der Menschheit intellektuell überlegen zu sein. Sie glauben, besser dazugeeignet zu sein, das Leben der kleinen Leute zu lenken und zu bestimmen. Sie denken auch, im Besitz der einzigen wahren Lehre zu sein, wähnen sich im Besitz der Mittel und Wege, alle ethischen und ökonomischen Mißstände unserer Zeit zu beseitigen. Sie setzen auf eine Verstärkung der Staatsmacht, weil sich damit am ehesten eine Diktatur errichten läßt. Eine Diktatur, die die Herrschaft einer auserwählten Elite absichert. Sei es nun eine Elite der Intellektuellen, sei es eine Elite der Superreichen, sei es eine Elite in Form einer Partei. Da verwischen sich alle Unterschiede

*zwischen links und rechts. Du sagst, du hättest Mühe, Nietzsche mit deinen Ansichten zu vereinbaren? In Wirklichkeit ist es genauso leicht, als wenn du ein Ultrakonservativer, ein Rechter oder gar ein Faschist wärst.«*

Bollinger blieb vor der Tür mit der Aufschrift *Opway Electronics* stehen; denn dieses Büro verfügte über Fenster auf die Lexington Avenue. Er feuerte zweimal. Das Schloß zerplatzte unter den beiden Kugeln.

Graham zeigte Connie Möglichkeiten, sich selbst zu helfen und damit auch seinen verwundeten Arm zu schonen. Sie begriff rasch. Nach kurzer Zeit befand sie sich wieder auf dem Fries.

Er konnte die Tränen nicht zurückhalten, als er sie umarmte und dabei so fest drückte, daß er ihr beinahe alle Luft aus den Lungen preßte. Sie hielten einander auf dem schmalen Sims, und für einen wunderbaren Augenblick hatten sie den Abgrund und den tödlichen Verfolger ganz und gar vergessen. Graham wollte sie nicht mehr loslassen, nie mehr. Es kam ihm so vor, als stünde er unter dem Einfluß von Drogen, die ihn in Hochstimmung versetzten. Wenn er die Umstände bedachte, in denen sie sich befanden, war seine Euphorie durch nichts gerechtfertigt. Und obwohl sie noch einen sehr, sehr langen und gefährlichen Weg vor sich hatten, war Graham überglücklich — denn Connie war noch am Leben!

»Wo ist Bollinger hin?« fragte sie.

Das Büro war immer noch erleuchtet, und niemand hatte das Fenster wieder geschlossen. Aber von dem wahnsinnigen Mörder war nichts zu sehen.

»Vermutlich ist er zur Lexington-Seite gelaufen, um mich dort zu stellen«, antwortete Graham.

»Dann ist er davon überzeugt, mich erwischt zu haben.«

»Höchstwahrscheinlich. Ich dachte ja auch schon, ich hätte dich für immer verloren.«

»Was ist denn mit deinem Arm?«

»Er hat mich getroffen.«

»Großer Gott! Nein!«

»Es tut höllisch weh, und der Arm ist ein bißchen steif.«

Aber ansonsten fehlt mir nichts.«

»Da ist aber viel Blut an deinem Ärmel.«

»Nein, das sieht nur auf den ersten Blick so aus. Die Wunde ist nicht tief, nur ein Streifschuß.« Er streckte den linken Arm aus und öffnete und schloß die Hand, um Connie zu beweisen, daß wirklich kein Grund zur Sorge bestand. »Damit kann ich immer noch klettern.«

»Das solltest du dir lieber zweimal überlegen.«

»Ich bin schon okay. Davon abgesehen bleibt uns keine große Wahl.«

»Wir könnten ins Haus zurück und über die Treppen weiterlaufen.

»Sobald Bollinger entdeckt hat, daß ich ihn mit der Lexington-Seite genarrt habe, wird er sofort hierher zurückkommen. Und wenn er mich hier nicht vorfindet, sucht er sofort wieder die Treppenhäuser und den Schacht ab. Nein, auf den Treppen haben wir nicht die geringste Chance gegen ihn.«

»Was machen wir dann?«

»Wir machen so weiter wie bisher. Wir marschieren zur Ecke. Sind wir auf der Lexington-Seite, wird Bollinger alles überprüft haben und anderswo nach uns suchen. Wir nutzen die Zeit und seilen uns dort ab.«

»Mit deiner Armverwundung?«

»Ob mit oder ohne Armverwundung, wir müssen es tun.«

»Und deine Vision, in den Rücken geschossen zu werden ...«

»Was ist damit?«

Sie berührte seinen linken Arm. »War es das hier?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

Bollinger wandte sich vom Fenster an der Lexington Avenue ab und rannte aus dem Büro der *Opway Electronics* über den Korridor und zurück in die Suite, aus der er vor ein paar Minuten auf Harris geschossen hatte.

»Chaos, Dwight!«

»Was für ein Chaos?«

»Zu viele von diesen verdammten Untermenschen laufen herum. In ihrer Masse behindern sie die Übermenschen, in angemessener Zeit die Kontrolle über alles zu übernehmen. Nur inmitten von chaotischen Zuständen können Menschen wie wir zur Spitze aufsteigen.«

»Du . . . du meinst nach einem Atomkrieg?«

»Das wäre eine Möglichkeit, die zum Erfolg führt. Nur Menschen wie wir haben den Mut, die Vorstellungskraft und die Stärke, die Übriggebliebenen dann aus den Ruinen zu einer neuen Zukunft zu führen. Aber es wäre auf der anderen Seite doch ganz schön unsinnig von uns, darauf zu warten, bis sie alles zerstört haben, was uns als Erbe zusteht.«

»Ja, das wäre blöd.«

»Also habe ich mir Gedanken darüber gemacht, wie wir das nötige Chaos schaffen können, die große Endschlacht, bei der nicht alles zu Bruch geht.«

»So? Erzähl es mir!«

»Nun... sagt dir der Name Albert DeSalvo irgend etwas?«

»Nein.«

»Man nannte ihn auch den »Würger von Boston!«

»Ach, der. Ja, ich erinnere mich. Er hat einen Haufen Frauen abgeschlachtet, nicht wahr?«

»Wir sollten uns etwas näher mit Albert DeSalvo befassen. Er

war natürlich keiner von uns, ganz gewiß nicht, sondern nur ein Untermensch und ein unheilbarer Psychopath obendrein. Dennoch denke ich, wir sollten sein Vorgehen als Modellfall nehmen. Ganz allein hat DeSalvo so viel Furcht und Schrecken verbreitet, daß die Riesenstadt Eoston in Panik geriet und darüber fast alle öffentliche Ordnung zusammengebrochen wäre. Das Erzeugen von Furcht soll also unsere stärkste Waffe sein. Furcht kann man bis zur Panik schüren. Eine kleine Gruppe von Menschen, die in Panik geraten ist, kann ihre Hysterie auf die Bevölkerung einer ganzen Stadt, ja eines ganzen Landes übertragen.«

»Aber wenn ich es richtig im Gedächtnis behalten habe, ist es DeSalvo doch nicht einmal entfernt gelungen, ein Chaos von solchen Ausmaßen zu schaffen. Boston ist nicht zusammengebrochen ...«

»Weil er das ja auch gar nicht vorhatte.«

»Selbst wenn das sein Ziel gewesen wäre, hätte er niemals. . .«

»Dwight, stell dir vor, ein Albert DeSalvo, besser vielleicht noch ein Jack the Ripper würde in Manhattan auftauchen und dort sein Unwesen treiben. Stell dir vor, er wäre schon seit Jahren an der Arbeit und könnte auf seiner Erfolgsliste nicht nur zehn, sondern zwanzig oder hundert ermordete Frauen vorweisen; oder sogar zweihundert. Zweihundert bestialisch abgeschlachte Frauen. Würde jedesmal die gleiche Handschrift hinterlassen. Hätte die Frauen vorher in perverser Art sexuell mißbraucht. Würde alles tun, damit kein Zweifel mehr bestehen kann, daß alle zweihundert Frauen vom gleichen Mörder getötet worden sind. Und lassen wir einmal die Jahre weg, sagen wir, das alles sei binnen weniger Monate geschehen . . .«

»Keine Frau würde sich nachts mehr auf die Straße trauen. Alk hätten Angst. Große Angst. Nur. . .«

»Das wäre die große Schlagzeile für alle Zeitungen und Medien in New York, ach was, im ganzen Land. Stell dir nun einmal vor, wir würden binnen weniger Monate hundert oder mehr Frauen

*in der immer gleichen Weise ermorden. Und danach fangen wir an, neben weiteren Frauen auch Männer zu töten. Jedem Opfer schneiden wir den Schwanz und die Eier ab und hinterlassen eine Erklärung, die von einer fiktiven militanten Feministinnen - gruppe unterzeichnet ist.«*

*»Wie war das?«*

*»Damit machen wir die Öffentlichkeit glauben, die Männer wären als Vergeltung für die hundert ermordeten Frauen sozusagen hingerichtet worden.«*

*»Du hast nur vergessen, daß solche Rachemorde für Frauen untypisch sind. Du brauchst dir nur einmal die Statistiken durchzulesen...«*

*»Das tut im Moment nichts zur Sache. Wir wollen ja auch keine typische, logische oder sonstwie von Statistiken abgesicherte Situation herbeiführen.«*

*»Ich fürchte, ich verstehe immer noch nicht ganz, was für eine Situation wir eigentlich herbeiführen wollen.«*

*»Ja, begreifst du denn nicht? In diesem Lande herrschen mittlerweile ziemliche Spannungen zwischen Männern und Frauen. Heimtücke, Gewalt und Arglist bestimmen diese Spannung.. Jahr um Jahr, in dem die Frauenbewegung erstarkt ist und mit immer neuen Sumpfblüten an die Öffentlichkeit trat, haben sich diese Spannungen vergrößert. Heute sind sie unerträglich geworden; denn die Konflikte, die eigentlich ausgetragen werden müßten, werden unterdrückt und zeigen sich nur auf Umwegen. Wir beide sorgen dafür, daß sie nach oben kommen und sich in einem Gewaltausbruch entladen.«*

*»So schlimm ist die Beziehung zwischen den Geschlechtern doch nun wirklich nicht. Ich finde, da übertreibst du aber.«*

*»Ich übertreibe nicht ein bißchen. Glaube mir, ich weiß es. Und damit kommen wir zur nächsten Stufe. Draußen in der Stadt treiben sich Hunderte potentieller Psychopathen herum, die nicht zögern würden, einen Mord zu begehen. Alles, was ihnen fehlt, ist ein äußerer Anstoß, eine Richtung, eine Art Ziel. Die*

Zeitungen und andere Medien sind zu jenem Zeitpunkt voll von Berichten über den unheimlichen Killer, der zum soundsovielten Male wieder zugeschlagen hat. Das bringt diese Psychopathen über kurz oder lang auf eine bestimmte Idee. Sobald wir erst hundert Frauen und, sagen wir, zwanzig Männer umgebracht und uns dabei selbst wie Psychopathen aufgeführt haben, finden wir innerhalb einer Woche mindestens ein Dutzend Nachahmer, die uns dann die Arbeit abnehmen werden.«

»Da könntest du recht haben.«

»Es wird ganz bestimmt so kommen. Bislang haben noch alle Massenmörder ihre Nachahmer gefunden. Doch unter den bekannten Mördern war keiner, der seine Taten mit der nötigen Größe begangen hat, um Legionen von Nachahmern zu inspirieren. Wir haben diese Größe. Zur nächsten Etappe. Sobald wir ein ganzes Bataillon von wahnsinnigen Sexualmördern hervorgerufen haben, wenden wir uns einer neuen Opfergruppe zu.«

»Was denn jetzt noch?«

»Wir ermorden wahllos Weiße und verschicken danach Bekennerbriefe von einer fiktiven revolutionären schwarzen Gruppe. Nach ein oder zwei Dutzend ermordeter Weißer. ...«

»... legen wir ein paar Schwarze um und machen die Öffentlichkeit glauben, hier führe eine rassistische Gruppe von Weißen einen Rachezug.«

»Du hast es endlich begriffen. Das Prinzip heißt, Öl ins Feuer der verschiedenen Konflikte zu gießen.«

»Ja, ich glaube, ich verstehe jetzt, was du vorhast. In einer Stadt von dieser Größe gibt es unzählige Parteien und Interessengruppen: Schwarze, Weiße, Puertorikaner, Asiaten, Männer, Frauen, Liberale, Konservative, Linksräder, rechte Ultras, Katholiken, Juden, Reiche und Arme, Junge und Alte. . . Wir könnten jede Gruppe gegen ihre natürlichen oder eingebildeten Feinde aufbringen, könnten sie allesamt gegeneinander aufhetzen. Sobald ein solcher Kleinkrieg erst einmal begonnen hat, ganz gleich, ob seine Ursachen religiöser, politischer oder öko-

nomischer Natur sind, entwickelt sich daraus ein endloser Konflikt.«

»Ganz genau. Wenn wir die Sache sorgfältig planen, müßte es uns gelingen, das Chaos zu schaffen. In sechs Monaten hätte die Stadt New York vielleicht schon zweitausend Ermordete mehr. Nicht auszuschließen, daß es auch zehntausend sein können.«

»Dann wird die Stadt unter Kriegsrecht gestellt, womit unserem Plan ein vorzeitiges Ende beschieden wäre. Das Chaos, das du dir vorstellst, wäre damit abgewendet.«

»Könnte sein, daß das Kriegsrecht verhängt wird. Trotzdem kommt dann unser Chaos. In Nordirland zum Beispiel sind große Truppenverbände stationiert. Seit Jahren bewachen dort schon Soldaten buchstäblich jede Straßenecke, aber das Morden zwischen Katholiken und Protestanten hat damit keineswegs ein Ende gefunden. Glaube es mir, Dwight, wir werden unser Chaos haben. Und wie ein Virus breitet es sich über andere Städte, über das ganze Land aus... .«

»Das hört sich viel zu einfach an... .«

»Im ganzen Land lesen die Leute tagtäglich in den Zeitungen von den Zuständen in New York, hören im Radio nichts anderes, werden vom Fernsehen damit gefüttert... «

»So einfach breitet sich das Chaos nicht aus, Billy.«

»Also gut. Schön. Aber hier in New York bricht alles zusammen. Die New Yorker sind dann so verängstigt, daß sie gern einen >starken Mann< zum Bürgermeister wählen, der eine harte Sprache spricht und die nötigen >neuen< Ideen hat.«

»Da hast du sicher recht.«

»Die New Yorker wählen einen von uns, einen von der neuen Rasse zum Bürgermeister. Und das Bürgermeisteramt von New York ist eine hervorragende politische Basis für einen Mann, der die Präsidentschaft anstrebt.«

»Die Wähler würden sicher einen >starken Mann< wählen. Aber nicht jeder >starke Mann< gehört zu uns. Überall im Lande werden selbsternannte Führer auftauchen, um ein Amt zu gewinnen.«

»Wenn wir schon das Chaos planen, sorgen wir eben auch dafür, daß unsere Leute stets rechtzeitig zur Stelle sind. Wir könnten sogenannte Männer ausbilden und in Reserve halten. Außerdem werden die weiteren Mitglieder der neuen Rasse schon von sich aus wissen, worum es geht. Sie fühlen es aus sich selbst heraus.«

»Welche weiteren Mitglieder unserer Rasse denn? Zum Teufel noch mal, wir kennen doch außer uns beiden niemanden mehr!«

»Aus mir würde bestimmt ein ausgezeichneter Bürgermeister.«

»Was—du?«

»Ich verfüge über ausreichende Popularität, um einen Wahlkampf zu starten.«

»Donnerwetter! Je länger ich darüber nachdenke, desto logischer erscheint mir das alles.«

»Ich hätte gute Aussichten auf einen Sieg.«

»Du hättest zumindest gute Chancen.«

»Es wäre die erste Sprosse auf der Leiter zur Macht. Zur Macht für uns, für die neue Rasse.«

»Aber die Unzahl der Morde, die wir begehen müssen.«

»Hast du noch nie gemordet?«

»Doch, einen Zuhälter. Zwei Dealer, die eine Waffe auf mich richteten. Und eine Nutte, die pampig geworden ist. Aber ich wurde deswegen nie belangt.«

»Hattest du Gewissensbisse oder sonstige Schwierigkeiten beim Töten?«

»Nein, überhaupt nicht. Diese Personen waren Abschaum.«

»Wir werden auch Abschaum töten. Untermenschen. Tiere. Unwertes Leben.«

»Und du meinst, man kann uns nicht auf die Spur kommen?«

»Wir beide kennen doch die Polizei. Wonach werden die Kriminalbeamten suchen? Nach einschlägig bekannten Geistesgestörten. Nach vorbestraften Mördern. Nach politischen Wirrköpfen. Nach Personen, die ein Motiv für den jeweiligen Mord haben könnten. Natürlich haben wir auch ein Motiv, aber darauf kommt die Polizei in einer Million Jahren nicht.«

»Wenn wir uns bestens vorbereiten, jedes Detail ausarbeiten und sorgfältig planen, dann, verdammt will ich sein, dann haben wir eine realistische Chance!«

»Weißt du, was Leopold seinem Freund Loeb geschrieben hat, bevor sie Bobby Franks umgebracht haben? >Der Übermensch ist für keine seiner Taten verantwortlich zu machen. Und es gibt für ihn nur ein mögliches Vergehen: einen Fehler zu machen!<«

»Falls wir uns zu einem solchen Vorhaben entschließen sollten...«

»Falls?«

»Bist du fest entschlossen?«

»Du etwa nicht, Dwight?«

»Dann beginnen wir also mit den Frauen, oder?«

»Ja.«

»Bringen Frauen um.«

»Ja«

»Billy... vergewaltigen wir sie vorher?«

»Natürlich.«

»Dann haben wir sicher Spaß an unserer Arbeit.«

Bollinger beugte sich aus dem Fenster und sah nach links und nach rechts auf das Fries. Harris befand sich nicht auf dieser Seite des Gebäudes.

Die Felshaken waren immer noch neben dem Fenster, wie vorhin schon, als er auf Harris geschossen hatte. Nur das Seil war nicht mehr daran angebunden.

Bollinger kletterte auf die Fensterbank, beugte sich gefährlich weit vor und blickte über das Fries hinaus. Dort unten hätte eigentlich die Leiche der Frau liegen sollen. Doch da lag kein zerschmetterter Körper. Da unten war nichts als eine glatte Schicht von frisch gefallenem Schnee. Verdammt, er hatte sie also nicht getroffen! Die Sau hatte ihm nur etwas vorgetäuscht!

Warum wollten diese Leute einfach nicht sterben?

Bollinger kletterte wütend in das Büro zurück und streifte sich den Schnee aus den Haaren. Er lief hinaus und eilte über den Korridor zum nächsten Treppenhaus.

Connie wünschte, sie könnte sich mit geschlossenen Augen abseilen. Sie hing in der Höhe des dreiundzwanzigsten Stockwerks über der Lexington Avenue, war ohne Sicherheitsleine und glaubte, ihre Nerven müßten jeden Moment zerreißen.

Rechte Hand nach hinten.

Linke Hand vorn.

Rechte Hand zum Bremsen.

Linke Hand zum Führen.

Beine spreizen.

Füße gegen die Wand stemmen.

Sie wiederholte in Gedanken alles, was Graham ihr eingeschärft hatte. Wieder einmal stieß sie sich von der Fassade ab. Keuchte. Fühlte sich wie eine Selbstmörderin beim Todessprung.

Während sie von der Mauer wegschwang, erkannte sie, daß ihre Linke das Seil zu stramm hielt. Die Linke zum Führen. Die *Rechte* zum Bremsen. Sie lockerte den Griff am Seil und glitt einen guten Meter hinab, bevor sie abbremste. Sie pendelte in falscher Haltung zur Fassade zurück. Sie hatte die Beine nicht gerade vor sich ausgestreckt, und sie waren nicht angespannt genug. Beim Aufprall gaben die Knie nach. Unkontrolliert schlenkerte sie nach rechts und krachte mit der Schulter gegen den Granit. Sie hatte Glück und brach sich dabei keine Knochen, aber sie hatte sich sicher eine Prellung zugezogen.

Sterne tanzten ihr vor den Augen, aber sie ließ das Seil nicht los. Sie stemmte die Füße erneut gegen die Wand. Schüttelte den Kopf, um die Sterne zu vertreiben. Warf einen Blick nach links. Sah Graham einen Meter neben

sich. Nickte, damit er wußte, daß mit ihr alles in Ordnung war. Stieß sich dann mit aller Kraft ab. Biß die Zähne zusammen, um alle Kraft auf den Abstoß zu konzentrieren. Glitt nach unten. Schwang zurück.

Diesmal hatte sie keinen Fehler gemacht.

Beinahe fröhlich sah Graham zu, wie Connie sich ein weiteres Stück an der Wand hinabließ. Ihre Ausdauer und Entschiedenheit begeisterten ihn. Sie hatte wirklich etwas von Nora Charles an sich. Und eigentlich noch mehr von Nick Charles.

Als er erkannte, daß sie nun endlich beim Abseilen den Bogen heraushatte, stieß er sich selbst von der Fassade ab. Er kam bei jedem Schwung weiter voran als sie. Er hatte bald den achtzehnten Stock erreicht und wartete dort auf sie. Er hielt sich auf dem geradezu winzigen Fensterbrett, trat mit beiden Füßen gegen die Scheiben und befestigte den Karabinerhaken am Fensterpfosten. Als er seine Sicherheitsleine dort eingeklinkt hatte, löste er das Hauptseil, zog es aus der Verankerung, die einige Etagen höher in der Wand war. Er fing das herabfallende Seil auf, verband es mit dem Karabinerhaken am Fensterpfosten und nahm dann wieder die Abseilposition ein.

Connie war drei Meter über ihm und machte sich gerade für den nächsten Abstoß bereit.

Graham schwang kräftig von der Wand. Er war ein wenig überrascht darüber, wie gut er sich noch an die Kniffe und Techniken des Bergsteigens erinnerte. Und noch mehr verblüffte ihn, wie rasch die Furcht von ihm gewichen war. Ein bißchen Angst hatte er immer noch, aber die war ganz natürlich und jedem Bergsteiger bekannt. Der Zwang der Umstände und Connies Liebe hatten bei ihm ein Wunder bewirkt, wie es keinem Psychiater möglich gewesen wäre.

Schon regte sich in ihm eine neue Hoffnung, daß sie es vielleicht schaffen könnten. Daß sie dem Mörder entkommen könnten. Der linke Arm schmerzte vom Streifschuß, und die Finger an dieser Hand waren recht steif und taub. Der Schmerz im lahmen Bein war einem andauernden, dumpfen Pochen gewichen. Manchmal biß er deswegen die Zähne zusammen, aber darüber hinaus behinderte ihn das Bein beim Abseilen kaum. Mit einigen Sprüngen erreichte er den siebzehnten Stock. Nach zwei weiteren Abstößen landete er auf einer Fensterbank im sechzehnten Stock.

Wo Bollinger einen Hinterhalt gelegt hatte. Das Fenster war geschlossen. Doch jemand hatte die Vorhänge zurückgezogen, und auf einem Schreibtisch brannte eine kleine Lampe.

Bollinger stand hinter der Scheibe. Zeichnete sich dort als mächtige Silhouette ab. Eine Hand zog gerade am Fensterriegel.

*Nein!* dachte Graham.

Im selben Moment, in dem seine Stiefel die Fensterbank berührten, stieß er sich auch schon wieder davon ab. Bollinger entdeckte ihn sofort und feuerte gleich eine Kugel ab, ohne das Fenster bereits geöffnet zu haben. Glassplitter sausten durch die Nacht.

Obwohl Bollinger blitzschnell reagiert hatte, war Graham schon unter ihm. Er schwang zwei Meter tiefer an der Wand, stieß sich wieder ab und hielt an einem Fenster auf der fünfzehnten Etage.

Er sah nach oben. Eine kleine, orangerote Flamme stand vor der Pistolenmündung. Bollinger feuerte auf Connie. Der Knall brachte sie aus dem Gleichgewicht. Sie prallte wieder mit der Schulter gegen die Wand. Hastig stemmte sie sich gleich darauf erneut mit den Füßen ab und schwang zurück. Bollinger feuerte die dritte Kugel ab.

**B**ollinger wußte, daß er weder ihn noch sie getroffen hatte.

Er stürmte aus dem Büro und rannte zum Fahrstuhl. Er schaltete ihn ein und drückte auf den Knopf für den zehnten Stock.

Während der Aufzug abwärts glitt, dachte er an den Plan, den Billy und er gestern ausgeheckt hatten.

»Du bringst zuerst Harris um. Mit der Frau kann st du anstellen, was du willst, Hauptsache, du schneidest sie hinterher in Stücke.«

»Ich zerstückele doch alle meine Opfer. Das war doch von Anfang an mein Beitrag zu unserem Plan, und ein schöner dazu.«

»Du solltest Harris an einer Stelle erledigen, wo es die wenigste Sauerei gibt. Damit du später alle Flecken und sonstiges wegwi schen kannst.«

»Wegwischen?«

»Wenn du mit der Frau fertig bist, kehrst du zur Leiche von Harris zurück und wischst dort selbst den kleinsten Blutspritzer weg. Seinen Körper packst du in einen Plastiksack. Also, töte ihn nicht auf einem Teppich, denn darauf hinterläßt er garantiert Flecken. Am besten erledigst du ihn in einem Raum mit Kachelboden. Ein Badezimmer oder etwas Ähnliches.«

»Und warum soll ich ihn in einen Plastiksack stecken?«

»Ich komme um zweiundzwanzig Uhr hinter das Bowerton-Gebäude. Du schaffst den Sack mit der Leiche in den Hinterhof. Wir packen ihn dann in den Wagen. Später fahren wir mit ihm aus der Stadt und vergraben ihn irgendwo im Wald.«

»Warum denn ihn vergraben?«

»Damit die Polizei glaubt, daß Harris seine eigene Freundin umgebracht hat. Wir wollen die Polizei zu der Auffassung veranlassen, daß Harris selbst der Schlächter sei. Ich verstelle meine Stimme und rufe die Mordkommission an. Ich erkläre, ich sei Graham Harris, und gestehe, der Schlächter zu sein.«

»Du willst sie wohl in die Irre führen?«

»Jetzt hast du es begriffen.«

»Früher oder später kommen sie schon darauf, daß sie auf der falschen Fährte gewesen sind.«

»Selbstverständlich. Irgendwann fällt auch bei ihnen der Groschen. Doch bis dahin vergehen Wochen, wenn nicht Monate. Und in dieser Zeit setzen sie ihren ganzen Apparat für eine Fahndung nach Harris ein. Somit haben sie gar keine Gelegenheit mehr, eine andere, eine bessere Spur zu verfolgen; und erst recht keine, die sie zu uns führen könnte.«

»Ein klassisches Ablenkungsmanöver.«

»Ganz genau.«

»Damit gewinnen wir eine Menge Zeit.«

»Ja.«

»In der wir anstellen können, was wir wollen.«

»In der wir einfach alles anstellen.«

Der Plan war gescheitert.

Dieser Hellseher war verflucht hartnäckig.

Die Türen des Lifts glitten auseinander.

Bollinger stolperte, als er den Fahrstuhl verließ. Stürzte zu Boden. Die Pistole flog ihm aus der Hand und polterte gegen die Wand.

Bollinger erhob sich auf die Knie und wischte sich den Schweiß aus den Augen.

Er rief: »Billy?«

Aber er war allein.

Hustend und schniefend kroch er zur Wand, tastete nach der Pistole und bekam sie mit der Rechten zu fassen. Er stand auf.

Er marschierte durch den dunklen Korridor, bis er die Tür zu einem Büro mit Fensterfront auf die Lexington Avenue erreichte.

Weil sein Munitionsvorrat zur Neige ging, gab er nur einen Schuß auf das Schloß ab. Er zielte mit aller Sorgfalt. Der Knall hallte mehrfach im Korridor wider. Das Schloß war zwar schwer beschädigt, ließ sich aber noch nicht öffnen. Bollinger rüttelte so fest daran, daß die Tür erbebte. Statt eine weitere Kugel zu vergeuden, stemmte sich Bollinger mit der Schulter gegen die Tür und drückte so lange, bis sie nachgab.

Als er endlich das Fenster zur Lexington Avenue erreicht hatte, waren Harris und die Frau schon daran vorbeigekommen. Sie erreichten eben den achten Stock. Bollinger kehrte zum Lift zurück. Es gab nur noch eine Möglichkeit für ihn. Er mußte das Gebäude verlassen und die beiden draußen stellen, wenn sie die Straße erreichten. Er drückte den Knopf für das Parterre.

Als sie an den Fenstern des achten Stocks hingen, beschlossen sie, die restlichen vierzig Meter in zwei gleich langen Etappen zurückzulegen. An den Fensterpfosten des vierten Stocks wollten sie zum letzten Mal die Karabinerhaken anbringen.

Dort angekommen, trat Graham nach bewährter Manier die Fenster ein. Er klinkte den Karabinerhaken an den Pfosten, verband seine Sicherheitsleine damit und zuckte heftig zusammen, als eine Kugel nur dreißig Zentimeter rechts von seinem Kopf in die Wand fuhr. Er brauchte nicht lange zu überlegen. Er drehte sich vorsichtig um und blickte nach unten.

Dort stand Bollinger in Hemdsärmeln auf dem schneebedeckten Bürgersteig. Er machte einen gehetzten Eindruck.

Graham winkte Connie heftig zu und rief. »Hinein! Geh hinein! Durch das Fenster!«

Bollinger schoß erneut.

*Ein Lichtblitz. Schmerz. Blut. Eine Kugel im Rücken ...*

Wird es hier sein? fragte sich Graham. Verzweifelt hieb er mit der behandschuhten Faust die restlichen Glassplitter aus dem Rahmen. Er umklammerte den Mittelpfosten und wollte sich daran gerade ins Innere ziehen, als auf der Straße plötzlich ein merkwürdiges Rumpeln ertönte.

Ein großer gelber Bulldozer bog in die Lexington Avenue ein. Seine schweren Reifen mahlten knirschend durch den Schneematsch und hinterließen eine eisige Heckwelle. An der Front des Gefährts war ein Schneepflug von

drei Metern Breite und zwei Metern Höhe angebracht. Signallichter drehten sich auf dem Dach der Fahrerkabine. Zwei Scheinwerfer von Eßtellergröße verbreiteten wie Froschaugen ihr starkes Licht durch den fallenden Schnee.

Der Schneepflug war das einzige Fahrzeug weit und breit auf der sturmdurchtosten Straße.

Graham blickte zu Connie. Sie schien Schwierigkeiten mit ihren beiden Seilen zu haben und kam daher nicht durch das Fenster. Er drehte sich zur Straße hin und winkte dem Fahrer des Schneepflugs wild zu. Er konnte den Mann hinter der verschmutzten Windschutzscheibe kaum ausmachen. »Hilfe!« schrie Graham. Er glaubte nicht, daß der Mann ihn durch den Lärm des Motors hören konnte. Aber er wollte es wenigstens versuchen. »Hilfe! Hier oben! Helfen Sie uns!«

Connie schrie jetzt auch um Hilfe.

Bollinger war so überrascht, daß er etwas tat, was er besser unterlassen hätte. Er wirbelte herum und schoß auf den Schneepflug.

Der Fahrer trat sofort auf die Bremse, und das Gefährt kam fast zum Stehen.

»Hilfe!« brüllte Graham.

Bollinger feuerte wieder auf den Bulldozer. Die Kugel prallte vom Stahl über der Windschutzscheibe ab.

Der Fahrer legte krachend einen Gang ein. Der Motor heulte auf.

Bollinger rannte davon.

Der Pflug erhob sich auf hydraulischen Armen einen knappen halben Meter von der Straße, gerade hoch genug, um den Bürgersteig vom Schnee zu befreien, als das schwere Fahrzeug darauf zu rumpelte.

Bollinger lief, verfolgt von dem Stahlungeheuer, zehn oder zwanzig Meter weit über den Bürgersteig, bevor er

einen Haken schlug und auf die Straße sprintete. Mit jedem Schritt wirbelte er kleine Schneewolken hoch. Er überquerte die Avenue. Der Schneepflug war ihm dicht auf den Fersen.

Connie beobachtete hingerissen die Vorgänge auf der Straße.

Bollinger ließ das Gefährt näher kommen. Als ihn nur noch zwei Meter von dem stählernen Pflug trennten, warf er sich zur Seite. Er rannte an der Maschine vorbei und kehrte zum Bowerton-Gebäude zurück.

Ein Schneepflug lässt sich nicht so leicht wenden wie ein Sportwagen. Bis der Fahrer sein Ungetüm gedreht hatte, stand Bollinger wieder unter Graham.

Er hob die Waffe. Graham sah den Lauf im Licht der Laterne funkeln.

Direkt auf dem Bürgersteig blies der Wind nicht ganz so wütend. Die Pistole krachte laut. Die Kugel fuhr unter Grahams rechtem Fuß in den Stein.

Der Bulldozer nahm wieder Kurs auf Bollinger. Der Fahrer hupte grell.

Bollinger stellte sich mit dem Rücken zum Gebäude und blickte dem Ungetüm entgegen.

Graham ahnte, was dieser Wahnsinnige beabsichtigte. Er griff nach dem kompakten, batteriebetriebenen Steinbohrer am Gürtel, bekam ihn aber erst nach einigen Augenblicken frei.

Der Schneepflug war noch fünf oder sechs Meter von Bollinger entfernt. Der Mörder richtete die Pistole auf den Fahrer hinter der Windschutzscheibe.

Graham schleuderte den Steinbohrer. Er flog etwa zwanzig Meter durch die Schneeflocken und traf Bollinger. Leider nicht am Kopf, wie Graham gehofft hatte, sondern an der Hüfte. Er streifte ihn nur und fiel zu Boden, ohne den Mann ernsthaft verletzt zu haben.

Aber der Bohrer erzielte einen anderen Effekt. Bollinger bekam einen furchtbaren Schrecken, sprang hoch, kam mit einem Fuß auf einem Stück Eis auf, glitt aus, stolperte vom Bürgersteig, verlor nach einigen fast balletthaften Schritten endgültig das Gleichgewicht und fiel auf den Bauch.

Der Fahrer hatte natürlich damit gerechnet, daß sein Gegner wieder im letzten Augenblick ausweichen würde. Doch statt dessen fiel Bollinger dem Pflug entgegen. Der Mann in der Kabine trat sofort auf die Bremse, doch er bekam das schwere Gefährt nicht innerhalb von zweieinhalb Metern zum Stehen.

Der schwere Pflug hing nun nur fünfundzwanzig Zentimeter über dem Boden. Nicht hoch genug, um glatt über den auf der Straße Liegenden hinwegzugleiten. Die Unterseite der Schar traf Bollingers Hinterteil, schnitt und riß durch das Fleisch, traf den Hinterkopf des Mannes, zerschmetterte den Schädel und schleuderte den Körper schließlich gegen den Bordstein.

Blut strömte im Lichtkreis der nächsten Laterne in den Schnee.

MacDonald, Ott, die Wachmänner und der Monteur waren in Plastiksäcken verstaut worden, die vom städtischen Leichenschauhaus stammten. Die Säcke lagen nun sauber aufgereiht auf dem Marmorboden der Eingangshalle des Bowerton-Gebäudes. Neben dem geschlossenen Zeitungsstand im vorderen Teil der Lobby hatte man sechs Klappstühle in einem Halbkreis aufgestellt. Graham und Connie saßen dort zusammen mit Ira Preduski und drei weiteren Polizisten. Preduski sah aus, als hätte ihm heute besonders wenig Zeit zur Verfügung gestanden, sich für den Dienst zu rechtmachen: Der braune Anzug hing von seinem Körper, als hätte ihm jemand eine Decke übergeworfen. Da er ein Stück durch den Schnee gelaufen war, waren Strümpfe und Hosenenden naß, und auf den Schuhen zeigten sich weiße Kränze. Natürlich hätte er sich mit Galoschen oder Stiefeln ausstatten können; von beidem besaß er mehrere Paare. Doch regelmäßig vergaß er es, sie bei schlechtem Wetter anzuziehen.

»Okay, ich möchte Sie um Gottes willen nicht bemuttern, der Himmel sei mein Zeuge«, sagte der Detective zu Graham. »Ich weiß, ich habe Sie das schon gefragt, und Sie haben mir auch darauf geantwortet. Aber ich mache mir Sorgen. Große Sorgen. Ich kann einfach nichts dagegen tun. Ich mache mir über die unsinnigsten Dinge Sorgen. Manchmal ist es mit meinem Kopf einfach nicht mehr auszuhalten. Doch zunächst die Frage: Wie geht es Ihrem Arm? Sie sagten, Sie wurden angeschossen, nicht wahr?«

Graham klopfte leicht auf den Verband unter seinem Hemd. Ein Sanitäter mit furchtbarem Mundgeruch, aber flinken und sicheren Fingern hatte ihn vor einer Stunde angelegt. »Danke, mir geht es gut. Keine Probleme.«

»Und wie steht es mit Ihrem Bein?«

Graham verzog das Gesicht. »Ich bin jetzt kein größerer Krüppel, als ich es vor diesen Vorfällen war.« Preduski wandte sich an Connie: »Und wie geht es Ihnen? Der Arzt von der Ambulanz sagte mir, Sie hätten sich ein paar böse Prellungen zugezogen.«

»Ach, nur ein paar Beulen und Schrammen«, erwiderte sie mit erstaunlicher Ruhe. Sie hielt Grahams Hand. »Hätte wirklich schlimmer kommen können.«

»Na, na, Sie beide haben eine furchtbare Nacht hinter sich. Eine ganz entsetzliche Nacht. Und Schuld daran trage allein ich. Ich hätte Bollinger schon vor zwei Wochen festnehmen können. Ach, wenn ich doch nur einen Funken Verstand hätte! Dann hätte ich den Fall schon lange lösen können. Lange genug, bevor Sie beide da hineingezogen wurden.« Er sah auf seine Armbanduhr. »Gleich drei Uhr in der Frühe.« Er erhob sich und bemühte sich vergebens, den zerknitterten Kragen seines Mantels geradezustreichen. »Jetzt haben wir Sie aber wirklich sehr lange hier festgehalten. Viel zu lange. Unglücklicherweise muß ich Sie bitten, noch weitere fünfzehn oder zwanzig Minuten hier auszuhalten, damit meine Kollegen und die Männer von der Spurensicherung Ihnen Fragen stellen können. Ich hoffe, das ist nicht zuviel verlangt, oder? Es macht Ihnen doch hoffentlich nicht allzuviel aus? Ich weiß, es ist eine rücksichtslose Zumutung von mir, und ich entschuldige mich auch von ganzem Herzen.«

»Ist schon okay«, sagte Graham müde.

Preduski wandte sich an einen anderen Beamten, der bei ihnen saß. »Jerry, Sie sorgen bitte dafür, daß diese Herr-

schaften nicht länger als fünfzehn oder zwanzig Minuten befragt werden.«

»Wird gemacht, Chef.« Jerry war ein großer, massiger Mann, der bald die Vierzig erreicht haben mußte. Ein markantes Grübchen zierte sein Kinn.

»Und die beiden sollen in einem Streifenwagen nach Hause gefahren werden.«

Jerry nickte nur.

»Und keine Reporter. Halten Sie die Reporter von ihnen fern.«

»Klar doch, Chef. Aber das wird nicht ganz einfach sein.« Preduski lächelte Graham und Connie an. »Sobald Sie zu Hause sind, stöpseln Sie als erstes das Telefon aus. Es reicht, wenn Sie sich morgen der Presse stellen. Machen Sie sich darauf gefaßt, daß diese Kerle Ihnen noch wochenlang nachstellen werden. Eine weitere Widrigkeit dieser Zeit. Tut mir ehrlich leid für Sie. Wirklich. Aber ich hoffe, wir können die Reporter wenigstens für den Rest der Nacht von Ihnen fernhalten und Ihnen ein paar Stunden Ruhe vor dem Sturm schenken.«

»Vielen Dank«, sagte Connie.

»Jetzt muß ich mich aber wirklich sputen. Auf mich wartet noch viel Arbeit. Arbeit, die schon vor Wochen oder Monaten hätte erledigt werden müssen. Ich liege immerzu zurück, komme einfach nicht dazu, all die viele Arbeit zu bewältigen. Vermutlich bin ich für diesen Job denkbar ungeeignet. Ja, wenn ich darüber nachdenke, wird mir immer klarer, was für ein Versager ich als Polizist bin.«

Er schüttelte Graham die Hand und mühte sich für Connie eine mißglückte Verbeugung ab.

Als er durch die Halle schritt, gaben seine Schuhe quietschende und schmatzende Geräusche von sich. Draußen wischte er geschickt einigen Reportern aus und bechied die anderen mit einem »Kein Kommentar«.

Sein Zivilwagen stand am Ende einer Doppelreihe von schwarzweißen Streifenwagen, Krankenwagen und den Fahrzeugen der Reporter. Der Detective stieg ein, legte den Sicherheitsgurt an und startete den Motor. Sein Kollege, Detective Daniel Mulligan, würde noch einige Stunden im Bowerton-Gebäude zu tun haben. Den Wagen brauchte er in dieser Zeit mit Sicherheit nicht. Preduski summte eine selbsterdachte Melodie vor sich hin und steuerte auf die Lexington Avenue, auf der vor kurzem eine Fahrrinne durch den Schnee gepflügt worden war. Seine Reifen waren mit Schneeketten bestückt. Sie knirschten durch den Schnee und jaulten und rasselten auf den wenigen schneefreien Stellen. Er bog an der Fifth Avenue ab und fuhr in Richtung Zentrum. Gut zehn Minuten später parkte er den Wagen in einer Allee in Greenwich Village.

Der Detective stieg aus. Er lief ein paar Meter weit und hielt sich dabei im Schatten hinter den Lichtkegeln der Straßenlaternen. Er warf kurz einen Blick über die Schulter, um festzustellen, ob er nicht beobachtet wurde, und verschwand dann in einer engen Einfahrt zwischen zwei Wohnhäusern.

Der Weg endete vor einer Mauer, aber rechts und links davon befanden sich hohe Tore. Er trat vor das linke Tor. Schneeflocken trieben gemächlich durch die ruhige Nacht. Der Wind reichte nicht bis hierher und meldete sich nur hoch oben an den Dächern mit schrillen Tönen. Preduski zog einen Schlüsselbund mit Dietrichen aus der Tasche. Er hatte sie vor langer Zeit in einer Wohnung eines Einbrechers gefunden, der Selbstmord begangen hatte. Im Lauf der Zeit hatte sich hin und wieder eine Gelegenheit ergeben, in der ihm die Dietriche von großem Nutzen gewesen waren. Er schob einen Dietrich in das billige Schloß, um damit die Bolzen zu bewegen, und schob ei-

nen zweiten Dietrich hinterher, um sie am Zurückschnappen zu hindern. Nach zwei Minuten hatte er das Tor geöffnet.

Ein kleiner Garten lag hinter dem Haus von Graham Harris. Ein Stück Rasen. Zwei Bäume. Eine gepflasterte Terrasse. Die beiden Blumenbeete waren jetzt im Winter natürlich leer. Der schmiedeeiserne Tisch und die vier dazu passenden Gartenstühle sahen ganz so aus, als hätten hier am Nachmittag ein paar Freunde zum Kartenspiel zusammengesessen.

Der Detective durchquerte den Garten und stieg die drei Stufen zur Hintertür hinauf.

Die Tür war nicht verschlossen.

Rasch und so leise wie möglich drückte er die Klinke der Holztür nach unten.

Er war überrascht, wie leicht man hier eindringen konnte. Und darin mischte sich Verärgerung. Würden die Bürger von New York es denn nie lernen, ihre Häuser mit guten Schlössern zu sichern?

In der dunklen Küche war es warm. Es roch nach Gewürzen und Kuchen. Und nach Bananen, die zu lange liegengeblieben waren und sich jetzt schwarz verfärbt hatten. Preduski schloß lautlos die Tür hinter sich. Ein oder zwei Minuten lang blieb er still stehen, lauschte auf die Geräusche des Hauses und wartete, bis seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Schließlich, als er die Konturen der Küche ausmachen konnte, trat er an den Tisch, hob einen Stuhl und stellte ihn, ohne ein Geräusch zu verursachen, ein Stück weit zurück. Er setzte sich hin, zog den Revolver aus seinem Schulterhalfter unter der linken Achsel und legte ihn auf den Schoß.

Der Streifenwagen wartete am Bürgersteig, bis Graham die Vordertür seines Hauses aufgesperrt hatte. Dann startete der Wagen und fuhr so rasch davon, wie das die Schneedecke von mittlerweile zehn Zentimetern zuließ. In Greenwich Village hatte noch kein Pflug den Schnee von der Straße auf die Bürgersteige geschoben. Graham schaltete in der Diele das Licht an. Als Connie die Haustür schloß und verriegelte, ging er ins dunkle Wohnzimmer und steuerte die erste Tischlampe an. Er knipste sie an und erstarnte. Er hatte weder die Kraft noch den Willen, die Finger vom Schalter zu nehmen. Ein Mann saß in einem der Sessel. Er hatte eine Pistole in der Hand.

Connie war hereingekommen. Sie stellte sich neben Graham, legte ihm eine Hand auf den Arm und fuhr den Mann im Sessel an: »Was wollen *Sie* denn hier?« Anthony Prine, der Talkmaster der TV-Sendung *Manhattan um Mitternacht*, erhob sich. Er richtete den Pistolenlauf auf die beiden. »Ich habe auf Sie gewartet.« »Warum sprechen Sie so eigenartig?«

»Sie meinen den Südstaaten-Akzent? Nun, damit bin ich großgeworden. Habe ihn vor ein paar Jahren abgelegt. Aber ich kann ihn jederzeit wieder annehmen, wenn mir danach ist. Mit dem Ablegen dieses Akzents wuchs mein Interesse an der Mimikry. Ich erwarb meine ersten Spuren im Showbusineß als Komiker, der Prominente nachahmte. Und in diesem Moment imitierte ich Billy James Plover, den Mann, der ich bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr gewesen bin.«

»Wie sind Sie hier hereingekommen?« verlangte Graham zu wissen.

»Ich bin um das Haus herumgelaufen und habe ein Fenster eingeschlagen.«

»Verschwinden Sie. Ich möchte Sie hier nicht mehr sehen.«

»Sie haben Dwight umgebracht«, erklärte Prine ungerührt. »Ich bin nach meiner Show zum Bowerton-Gebäude gefahren. Dort wimmelte es von Bullen. Da wußte ich gleich, was geschehen war.« Prine war blaß, und die tiefen Furchen und Linien in seinem Gesicht standen in deutlichem Widerspruch zu den ruhig vorgebrachten Worten.

»Wen sollen wir ermordet haben?« fragte Graham verblüfft.

»Dwight, Franklin Dwight Bollinger.«

Fassungslos entgegnete Graham: »Aber er hat doch versucht, uns umzubringen!«

»Er war einer der Besten. Einer der Besten, die es je gegeben hat. Ich habe einmal eine Sendung über Ermittlungsbeamte gemacht. Dwight war unter den Gästen. Binnen Minuten wußten wir, daß wir beide aus demselben Holz geschnitzt waren.«

»Aber er war der Schlächter. Er war der Mann, der all die...«

Eine merkwürdige Verwandlung ging in diesem Moment mit Prine vor sich. Seine Hände zitterten, und auf der linken Wange zeigte sich ein nervöses Zucken. Er unterbrach Connie und erklärte: »Er war nur die eine Hälfte des Schlächters.«

»Die eine Hälfte?« Connie verstand gar nichts mehr.

Graham löste die Finger endlich vom Lichtschalter und griff nach dem Ständer der schweren Messinglampe.

»Er war die eine und ich die andere Hälfte«, erklärte der

Talkmaster. »Wir beide, Dwight und ich, waren identische Persönlichkeiten.« Prine machte einen Schritt auf die beiden zu. »Mehr als das: Ohne den anderen ist jeder von uns unvollständig. Wir waren die beiden Hälften von einem Organismus.« Er richtete die Pistole auf Grahams Schädel.

»Raus hier!« schrie Graham. »Lauf, Connie!« Und noch bevor er ausgesprochen hatte, schleuderte er die Lampe auf den zweiten Schlächter.

Das schwere Stück warf Prine in den Sessel zurück.

Graham drehte sich um und eilte in die Diele.

Connie öffnete bereits mit fahrgen Händen die Verriegelung der Haustür.

Als Graham glaubte, er würde es schaffen, traf ihn eine Kugel aus Prines Pistole.

*Ein furchtbarer Schlag gegen das rechte Schulterblatt. Ein Lichtblitz. Blut, das sich um ihn herum auf den Teppich ergoß...*

Er fiel zu Boden, rollte auf die Seite und sah zu seiner Verblüffung Ira Preduski, der aus der Küche auf den Flur trat.

Graham trieb auf einem Floß des Schmerzes über einen See der Schwärze. Er konnte seine Gedanken nicht mehr ordnen. In ihm hallte nur die eine Frage wider: »Was ging hier eigentlich vor?«

Der Detective rief dem Talkmaster etwas zu und feuerte dann in Notwehr auf ihn. Die Kugel traf Prine mitten in die Brust.

Der zweite Schlächter brach über dem Zeitschriftenständer zusammen.

Schmerz. Nur Wogen des Schmerzes.

Graham schloß die Augen. Fragte sich, ob das vielleicht falsch sei. Wenn du einschlafst, stirbst du. Oder war das nur bei einer Kopfwunde der Fall? Er öffnete für alle Fälle wieder die Augen.

Connie war über ihm. Wischte ihm mit einem Tuch über die Stirn.

Auf der anderen Seite kniete Preduski. »Ich habe die Ambulanz gerufen«, erklärte er.

Graham fehlten ein paar Minuten. Er hatte inmitten des einen Gesprächs das Bewußtsein verloren und war irgendwann im nächsten wieder aufgewacht.

Er schloß die Augen.

Öffnete sie wieder. Wie es ihm vorkam, nur einen Moment später.

»Die Theorie vom Gerichtsmediziner«, sagte der Detective gerade. »Damals hielt ich sie für äußerst gewagt, um es höflich auszudrücken. Aber irgendwas daran brachte mich zum Nachdenken. Und je länger ich darüber nachdachte...«

»Durst«, krächzte Graham. »Ich habe furchtbaren Durst.«

»Trockene Kehle, was?« sagte Preduski. »Na, das ist ja auch nicht weiter verwunderlich.«

»Trinken... was zu trinken. ...«

»Das könnte in deiner Lage genau das Falsche sein«, sagte Connie traurig und streng zugleich. »Warten wir lieber auf die Männer von der Ambulanz.«

Der Raum drehte sich um ihn. Er lächelte. Er kam sich vor wie auf einem Karussell.

»Ich hätte nicht allein hierherkommen dürfen«, sagte der Detective kläglich. »Aber verstehen Sie bitte, ich dachte, ich müßte allein kommen. Bollinger war Polizist. Und da war es doch nicht auszuschließen, daß seine andere Hälfte ebenfalls einer von uns war. Wem konnte ich da noch trauen? Ich mußte eben das Risiko auf mich nehmen, allein zu Ihrem Haus zu fahren.«

Graham leckte sich mehrmals über die Lippen, bevor er leise fragte: »Was ist mit Prine? Ist er tot?«

»Ich fürchte, nein«, antwortete Preduski.

»Und ich?«

»Was ist mit Ihnen?«

»Liege ich im Sterben?«

»Sie werden leben.«

»Sind Sie da ganz sicher?«

»Die Kugel hat das Rückgrat nicht einmal gestreift. Und ich wette, es ist nicht einmal ein lebenswichtiges Organ getroffen worden.«

»Sind Sie da wirklich sicher?«

»Ich bin mir da ganz sicher«, sagte Connie.

Graham schloß die Augen.

# EPILOG

## SONNTAG

Ira Preduski stand mit dem Rücken zum Fenster des Krankenzimmers. Das Licht der untergehenden Sonne umrahmte ihn weich und golden. »Prine hat ausgesagt, daß er und Bollinger Unruhen auslösen wollten. Rassenunruhen, Auseinandersetzungen zwischen religiösen Gruppen, ökonomische Unruhen, Massenunruhen zwischen Männern und Frauen. ...« Graham lag in seinem Bett auf der Seite und wurde von einigen Kissen gestützt. Er konnte wegen der Schmerzmittel, die man ihm verabreicht hatte, nur langsam sprechen. »Damit sie in den nachfolgenden Wirren die Macht an sich reißen konnten?«

»Ja, genau das hat er ausgesagt.«

Connie saß neben dem Bett auf einem Hocker. »Aber das ist doch verrückt!« sagte sie. »Hat nicht Charles Manson mit seiner Bande von Psychopathen aus ähnlichen Gründens Menschen umgebracht?«

»Ich habe Prine gegenüber Manson erwähnt«, erklärte der Detective. »Er meinte nur, Manson sei ein billiger Schwindler, ein schmieriger, nichtsnutziger Krimineller gewesen.«

»Während er sich selbst als Übermenschen sieht.« Preduski schüttelte traurig den Kopf. »Armer Nietzsche. Er war einer der größten Philosophen, die je gelebt haben. Und seine Tragik ist, daß er so häufig mißverstanden

und immer wieder von der falschen Seite für sich vereinahmt wurde.« Er beugte sich über den Blumenstrauß auf dem Tischchen neben dem Fenster. Als er wieder aufblickte, sagte er: »Verzeihen Sie bitte, wenn ich Sie jetzt etwas frage. Es geht mich auch gar nichts an. Ich bin mir dessen durchaus bewußt. Aber ich bin leider so schrecklich neugierig. Ist sicher mein größerer Fehler. Nun ... wann findet denn die Hochzeit statt?«

»Hochzeit?« fragte Connie.

»Sie können mir nichts vormachen. Sie beide werden bald heiraten.«

Verwirrt fragte Graham: »Wie sind Sie denn darauf gekommen? Wir haben erst heute morgen darüber gesprochen. Nur wir beide. Kein Dritter weiß davon.«

»Verzeihen Sie, aber ich bin Kriminalbeamter«, lächelte Preduski. »Meine Arbeit besteht hauptsächlich darin, Indizien zu sammeln.«

»Und welche Indizien sind Ihnen da bei uns aufgefallen?«

»Zum Beispiel die Art, wie Sie beide sich heute nachmittag Blicke zuwerfen, ganz einfach, wie Sie sich ansehen.«

Graham war froh, die Neuigkeit endlich jemandem mitteilen zu können. »Wir wollen ein paar Wochen nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus heiraten. Sobald ich wieder zu Kräften gekommen bin.«

»Und die wird er auch verdammt nötig haben«, rief Connie und lächelte anzüglich.

Preduski trat ans Bett und betrachtete die Bandagen an Grahams linkem Arm und um seine Brust. »Immer wenn ich daran denke, was alles in der Nacht zum Samstag und am Morgen danach geschehen ist, frage ich mich, wie Sie beide da mehr oder weniger heil herausgekommen sind.«

»Ach, so wild war es nun auch wieder nicht«, antwortete Connie.

»Nicht so wild?« fragte der Detective verwundert.

»Nein, es war wirklich nichts Besonderes, was wir da gemacht haben, nicht wahr, Nick?«

Graham lächelte und fühlte sich jetzt zum ersten Mal nach langer Zeit richtig gut. »Nein, wirklich, halb so wild, Nora.«